

A 794,473



Bibliothek

der

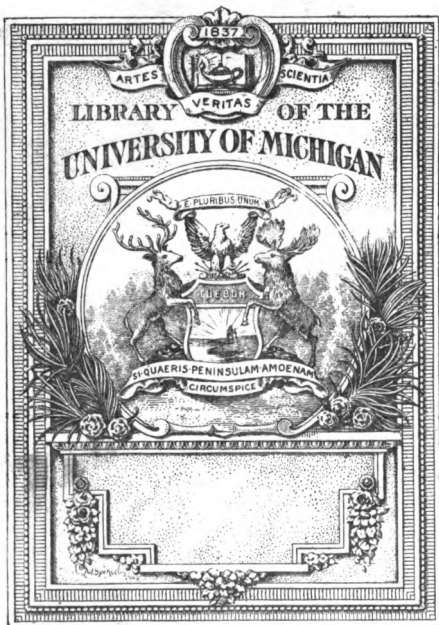
U

nterhaltung

und des

Wissens.

G.S.



THE GIFT OF

Dr. H. L. Oletz

830.6358
Prospekt.

Mit vorliegendem Bande beginnt unsere „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren zwanzigsten Jahrgang 1896. Die Neuerungen der letzten Jahre: das elegante äußere Gewand, das wir auch in diesem Jahre wieder verschönerten, die beträchtliche Vermehrung des Inhalts, vor Allem die Beigabe

zahlreicher schöner Illustrationen

sind von großem Erfolge begleitet gewesen, sie haben uns viele Tausende neuer Leser zugeführt. Es soll uns dies ein Sporn sein, an der Aufrechterhaltung unseres Programms:

- den vielen Bücherliebhabern, denen dies wegen der
- damit verbundenen großen Kosten bisher nicht ver-
- gönnt gewesen war, Gelegenheit zur Anlegung einer
- wirklich gediegenen, Belehrung und Unter-
- haltung zugleich bietenden

— i — **Privatbibliothek** — i —

zu gewähren, mit allen Kräften fortzuarbeiten. In diesem Bestreben bitten wir uns durch recht zahlreiche Betheiligung an der Subskription unterstützen zu wollen.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Feinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung.

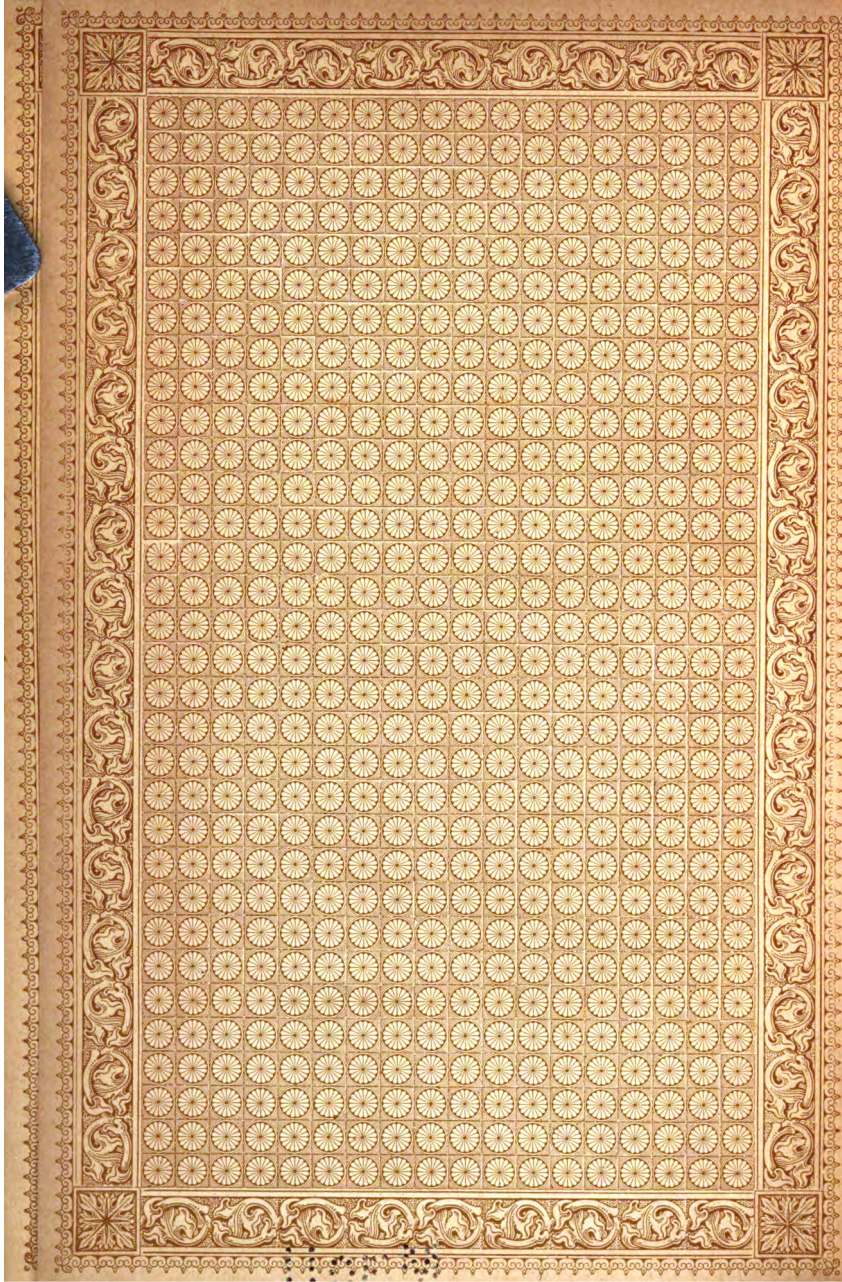
Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im Einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern im Stande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.

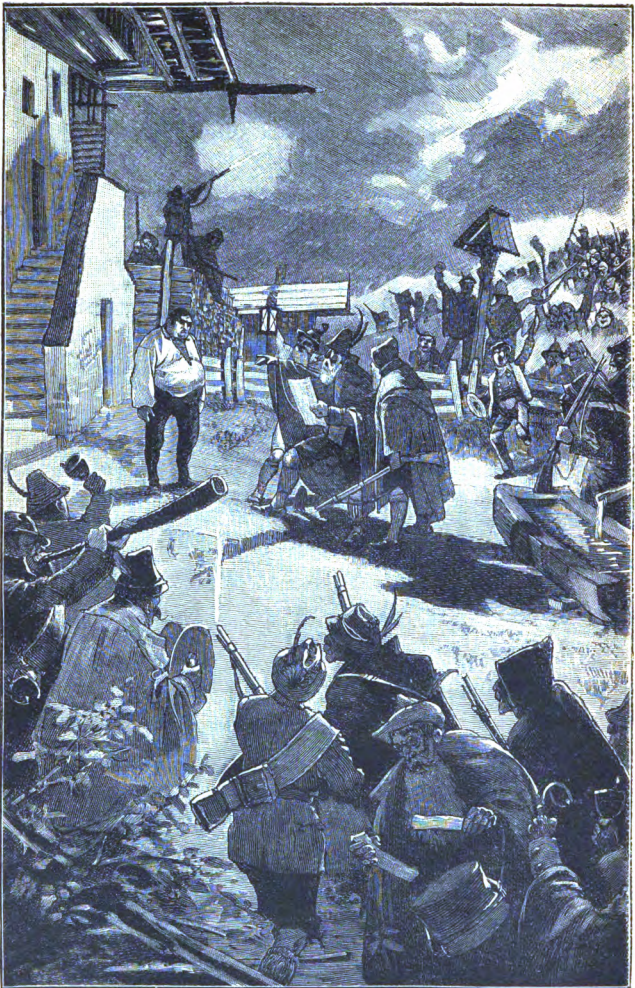


Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.





Zu der humoristischen Erzählung „Der Haberfeldtreiber von Miesbach“.
Von C. Lanera. Originalzeichnung von R. Mahn. (S. 98)



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.
Erster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichniß.

| | Seite |
|---|-------|
| Die Gewalten der Tiefe. Roman von Lothar Brenten- dorf | 7 |
| Der Haberfeldtreiber von Riesbach. Humoristische Erzählung von C. Lanera | 81 |
| Mit Illustrationen von R. Mahn. | |
| Der Weg zum Throne. Novelle von Carl Felix v. Schlichtegroll | 114 |
| Am Bierwaldstätter See. Eine Sommerwanderung von Hans Scharwerker | 161 |
| Mit 13 Illustrationen. | |
| Die Wirbelstürme und ihre Gesetze. Meteorologische Skizze von Dr. Alexander Ritter | 181 |
| Mit 10 Illustrationen. | |
| Fingirte Verbrechen. Kriminalistische Skizze von A. Oskar Klausmann | 200 |
| In King Akwa's Heimath. Bilder aus Kamerun. Von G. Nerker | 209 |
| Mit 6 Illustrationen. | |
| Mannigfaltiges: | |
| Lord Spleen in Paris | 225 |
| Neue Erfindungen: I. Eine Schreibmaschine für Blinde. — II. Eine neue Buttermaschine | 228 |
| Mit 3 Illustrationen. | |
| Bismarck und die Legende | 232 |

| | Seite |
|---|-------|
| Der Gründer der japanischen Marine | 234 |
| König Bharao's Hosen | 234 |
| Was der „New-York-Tribüne“ der Tag von Sedan kostete | 236 |
| Wie wird man berühmt? | 236 |
| Ein neues Hausunthier | 238 |
| Verschwenberische Millionäre | 238 |
| Der eingegrabene Name Napoleon | 239 |
| Kindliche Naivetät | 240 |





Die Gewalten der Tiefe.

Roman von Lothar Brenkendorf.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

So wäre denn über alle Punkte des Vertrages ein vollständiges Einvernehmen erzielt, und es fehlen nur noch die Unterschriften der beiden Herren. Darf ich bitten, dieselben zu vollziehen?"

Mit einer gewissen Feierlichkeit hatte der grauköpfige Notar diese Aufforderung ausgesprochen, welche die lange Verhandlung endlich zum befriedigenden Abschlusse bringen sollte. Die beiden gleichlautenden, von der Hand eines Schreibers sauber ausgefertigten Dokumente lagen vor ihm auf dem Tische, und er reichte die Feder mit einer sehr höflichen Geberde zuerst dem stattlichen Herrn zu seiner Linken, dem der mächtige Kopf und der lange weiße Vollbart etwas zugleich Imponirendes und Ehrwürdiges gaben.

„Sie haben wohl die Güte, den Anfang zu machen, Herr Doktor!“

Der also Angeredete zauderte noch für einen Moment. Er erhob die Augen von dem Schriftstück, über das sie flüchtig hinweg geglitten waren, und warf einen langen, ernstern Blick durch das offene Fenster in die lachende

Frühlingslandschaft hinaus, die sich weithin überschauen ließ. Es war, als ob er noch einmal liebevoll Alles umfassen wolle, was bis zu diesem Augenblick sein eigen gewesen war, und in den Zügen seines guten, klugen Antlitzes spiegelte sich etwas, wie die Wehmuth einer schweren, schmerzlichen Trennung.

Schimmernd im hellsten Sonnenlichte erhob sich da gerade vor ihm aus dem jungen Grün der sorglich gehegten Parkanlagen der zierliche Bau des Badehauses, das er vor zwanzig Jahren an Stelle des alten, einfachen Gebäudes errichtet hatte. Und weiter drüben, ganz nahe in den Schutz der waldigen Berglehne gerückt, ragten über den Wipfeln die schlanken Giebel und Thürmchen der Villa empor, in die er vor nahezu vier Jahrzehnten mit seinem jungen Weibe eingezogen war als ein glücklicher, hoffnungsvoller Mann. Er dachte an die Tausende, welche seitdem in jenem Badehause das köstliche Gut der Gesundheit wiedergefunden hatten, und er dachte an die Marmorgruft auf dem stillen Bergfriedhose, in welche er die köstlichsten seiner Güter hatte hinabsenken müssen, seine Hoffnungen und sein Glück.

Da oben hatte er seine Frau und seinen einzigen Sohn begraben, und trotz des Jahr für Jahr erneuten bunten Badetreibens um ihn her war es eine gar traurig einsame Zeit gewesen, die er seitdem hier durchlebt hatte. Das Gefühl der Pflicht nur hatte ihn an diese Scholle gefesselt und das Bedürfniß seiner rüstigen, mannhaften Natur, zu wirken, so lange die Kräfte reichten. Nun aber, da das Alter gekommen war, und da er die Kräfte langsam schwinden fühlte, durfte er sich's wohl vergönnen, auszuruhen von der harten Arbeit eines redlich angewandten Lebens. Mit gutem Gewissen durfte er nun einer Sehnsucht Genüge thun, die ihn niemals ganz verlassen hatte — der Sehnsucht, seine Tage in jenem sonnigen Süden zu

beschließen, wo er einst an der Seite seiner schönen jungen Frau so glücklich gewesen war. Mochten Andere weiterbauen an dem Werke, für ihn war es jetzt Zeit, aus der Reihe der Strebenden und Schaffenden zu verschwinden.

Aber der letzte entscheidende Schritt war doch schwerer, als er selber es für möglich gehalten hatte, und als er nun endlich die Feder ansetzte, hob ein tiefer Athemzug seine breite Brust. Doch seine Hand war fest, und eine Minute später stand in schönen, charakteristischen Schriftzügen auf beiden Dokumenten sein Name: „Dr. Martin Emmerich.“

Mit sehr verbindlicher Miene zwar, aber mit einigen ganz unverkennbaren Anzeichen von Ungebuld, hatte der elegante Herr an der rechten Schmalseite des Tisches diesem säumigen Beginnen zugesehen. Er mochte ungefähr fünfzig Jahre alt sein; in sein Haupthaar und in seinen nach der neuesten Mode zugestutzten dunklen Vollbart mischten sich bereits graue Fäden; aber sein rosiges Antlitz, wie seine ungemein beweglichen, scharf blickenden Augen waren doch noch beinahe jugendlich zu nennen. Lächelnd und mit einer sehr artigen Verbeugung nahm er die Feder entgegen. Für ihn gab es offenbar nicht die geringste Veranlassung, sich mit irgend welchen sentimentalen Betrachtungen aufzuhalten, denn er warf hastig und in einem einzigen flotten Federzuge seinen Namen hin: „Felix Saroschin.“

„Nun Ihre Beglaubigung noch, Herr Notar, und wir wären glücklich zu Ende.“

Doktor Emmerich wandte ihm sein Gesicht zu. „Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Saroschin — ich habe noch einen Wunsch.“

„Bitte, Herr Doktor, ich bin ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Nach den Bestimmungen des Kaufvertrages wird Doktor Harald Brunck, mein bisheriger Assistent, nunmehr die ärztliche Leitung des Bades selbstständig übernehmen. Sie

werden nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich Sie jetzt mit diesem Herrn bekannt mache. Mir scheint, daß gerade dieser Augenblick dazu besonders geeignet ist. Ich habe ihn deshalb gebeten, hier zu erscheinen, und ich nehme an, daß er sich bereits im Vorzimmer befindet."

Auf ein Klingelzeichen des Notars steckte einer der Schreiber den Kopf durch die Thürspalte.

"Ist Herr Doktor Brunck schon anwesend?"

"Jawohl, Herr Rechtsanwalt!"

"So lasse ich ihn bitten, einzutreten."

Ein Mann von vielleicht dreißig Jahren erschien auf der Schwelle, schlank und doch kraftvoll gebaut, mit einem einnehmenden, offenen Gesicht. Doktor Emmerich erhob sich und ging ihm um einen Schritt entgegen.

"Ich danke Ihnen für Ihr Erscheinen, mein lieber junger Freund," sagte er. "Sie wissen bereits, um was es sich handelt. Ich habe Alles, was bisher in Moosbach mein Eigenthum war, an Herrn Felix Saroschin aus Berlin verkauft. Und da Sie von nun an in engster Gemeinschaft mit ihm wirken werden, ist es vor Allem nothwendig, daß Sie einander kennen lernen."

Der elegante Herr Saroschin bot dem jungen Arzte seine Hand. "Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Doktor! Ich bin glücklich, daß Ihre bewährte Kraft unserem Bade erhalten bleiben soll, und ich hoffe, es wird uns nicht schwer fallen, miteinander auszukommen."

Brunck hatte als Antwort auf diese artige Begrüßung nur eine stumme Verbeugung. Doktor Emmerich aber fuhr wie in Ergänzung seiner ersten Worte fort:

"Seit dem Tage, an welchem man sie durch einen Zufall entdeckte, also seit mehr als hundert Jahren, ist die Moosbacher Heilquelle im Besitz meiner Familie gewesen. Ich gebe zu, daß sie uns zu Wohlstand verholfen hat; aber ich darf meinen Vorfahren wie mir selbst das Zeug-

niß ausſtellen, daß wir es ſtets als unſere Aufgabe angeſehen haben, ſie zu einer Quelle des Segens für die leidende Menſchheit zu machen. Schon mein Großvater hatte es zum Geſetz erhoben, daß der Stammhalter der Familie jedesmal ein Arzt ſein müſſe; denn er war der Meinung, daß die hohen Pflichten des ärztlichen Berufs von vornherein unvereinbar ſeien mit der Sucht nach Bereicherung. Und mein edler Vater, an deſſen Seite ich hier noch zwanzig Jahre lang wirken durfte, hat mir in all' ſeinem Thun ein ſo leuchtendes Beiſpiel uneigennütziger Menſchenliebe gegeben, daß ich es nicht ſchwer hatte, auf den von ihm vorgezeichneten Wegen weiter zu ſchreiten. Alles, was hier an humanen Einrichtungen geſchaffen worden, iſt lediglich ſein Werk, und ich brauchte nur zu erhalten, was er mir als ſein theuerſtes Vermächtniß hinterlaſſen. Es gab eine Zeit, wo ich hoffte, dies Alles dereinſt wieder einem Sohne zu vererben, aber ich habe dieſe Hoffnung zu Grabe tragen müſſen. Ich bin der Letzte meines Stammes. Darum bedeutet der Verkauf der Moosbacher Quelle für mich etwas ganz Anderes, als ein einfaches Geldgeſchäft. In dem Beſitzthum, das ich heute einem Fremden übertrage, ſteckt der beſte Theil meines Lebens, und es würde mich mit ſchwerem Kummer erfüllen, wenn die redliche Arbeit von vier Generationen in der wilden Jagd nach rafchem Gewinn leichtfertig und gemiſſenlos vernichtet werden ſollte. Die Furcht, das zu erleben, hat mich bisher alle Anerbietungen ausſchlagen laſſen, wie verlockend ſie ſein mochten, und wie lebhaft ich mich manchmal nach Ruhe ſehnte. Auch dieſesmal habe ich lange geſtaubert, und wenn ich mich doch endlich entſchloſſen habe, Ihnen die Quelle mit Allem, was zu ihr gehört, abzutreten, ſo geſchah es, weil Sie mir Ihr Manneswort verpfändet haben, daß das Bad mit ſeinen Wohlthätigkeitseinrichtungen ganz in dem bisherigen Geiſte

weitergeführt werden solle. Ich kenne Sie nicht näher, aber ich hege das Vertrauen, daß Sie es ehrlich meinen mit Ihrem Versprechen. Und als einen Beweis dafür sehe ich es an, daß Sie meine Bedingung, Herrn Doktor Bruned zum ärztlichen Leiter zu ernennen, ohne Weiteres angenommen haben. Nach dem Wortlaut des Vertrages wird er nur auf seinen eigenen Wunsch dieses Postens enthoben werden können, und ich hoffe, daß solcher Wunsch niemals in ihm aufsteigen werde. So lange ich ihn auf seinem Platze weiß, werde ich völlig beruhigt sein, denn mit seiner Zustimmung wird sicherlich niemals etwas geschehen, das nicht auch ich von ganzem Herzen gutgeheißen haben würde."

"Niemals!" sagte Bruned einfach, und der Händedruck, den er mit dem alten Herrn tauschte, enthielt ein Gelöbniß.

Felix Saroschin hatte der langen, bewegten Rede mit unverändert verbindlicher Miene zugehört; aber es war ihm nun doch ersichtlich darum zu thun, diese für sein Empfinden abgeschmackte Scene zu beenden.

"Ich kann nur wiederholen, daß es mir eine Freude sein wird, recht lange mit dem Herrn Doktor zusammen zu wirken," sagte er. "Im Uebrigen haben wir ja alles Erforderliche schwarz auf weiß festgestellt, und es bedarf somit weiterer Versprechungen von meiner Seite nicht. Darf ich die Herren nunmehr bitten, mir zu einem kleinen Frühstück die Ehre zu geben?"

Während dieser letzten Worte hatte sich aus einem Sessel im Hintergrunde des Gemaches ein magerer junger Mann in gedehntem Anzuge erhoben, der nun den goldenen Zwicker fester auf die Nase drückte und mit einem blasirten Lächeln näherkam.

"Sie haben die erlösende Zauberformel ausgesprochen; lieber Saroschin," meinte er schnarrend. "Ich wüßte nicht,

was auf der ganzen Welt mir in diesem Augenblick angenehmer sein könnte, als ein gutes Frühstück."

"Herr Rechtsanwalt Saling aus Berlin," stellte Saroschin, gegen Brunedek gewendet, vor. „Der Herr hatte die Güte, mich als mein juristischer Beirath hierher zu begleiten."

Der junge Arzt neigte leicht den Kopf. „Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre freundliche Einladung; aber ich bedaure, sie ablehnen zu müssen. Es ist die Zeit, in der ich meine Besuche zu machen habe."

"So werden wir zusammen gehen, lieber Kollege," erklärte Doktor Emmerich. „Auch ich bin durch mancherlei Pflichten gehindert, mit Ihnen zu frühstücken, Herr Saroschin!"

Der neue Besitzer von Moosbach gab mit verbindlichen Worten seinem Bedauern über diese zweifache Absage Ausdruck, und wenn er durch dieselbe verstimmt worden war, so ließ sich davon doch nichts in seinem Benehmen erkennen. Man reichte sich zum Abschied freundschaftlich die Hände, und während die beiden Aerzte die Richtung nach dem Kurhause einschlugen, begab sich Saroschin mit seinem Rechtsbeistand in das Gasthaus „Zu den vier Jahreszeiten", das vornehmste des Badeortes.

"Nur zwei Bedecke also!" befahl Saroschin dem Oberkellner. „Aber das Beste, was Sie uns bieten können. Und die Weinkarte! — Zwei Flaschen Pommery können Sie jedenfalls gleich kaltstellen."

"Man darf Ihnen gratuliren," sagte Saling, als sie allein waren. „Ein schönes Stück Geld haben Sie sich freilich die Sache kosten lassen, das muß wahr sein."

Saroschin lächelte und neigte sich vertraulich zu ihm hinüber. „Der vortreffliche alte Herr hat die Quelle halb verschenkt — jetzt, wo die Sache perfekt geworden ist, darf ich es ja sagen. Ich habe nie in meinem Leben ein besseres Geschäft gemacht, als dies."

„Was Sie sagen! — Ja, euch Kapitalisten kommt eben das Glück im Schlafe. — Und Sie wollen das ganze Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umwandeln?“

„Ja — doch frühestens nach Verlauf eines Jahres. Zunächst müssen die Erträge des Bades mindestens auf das Doppelte gesteigert werden, ehe es reif ist für eine großartige Gründung in meinem Sinne.“

„Und das wollen Sie in so kurzer Zeit bewirken? Werden Ihnen dabei die wunderlichen Bedingungen des Doktor Emmerich nicht einigermaßen im Wege sein?“

„Bah, ich werde mich schon damit abzufinden wissen. Sie haben, wie ich denke, bei der Abfassung des Dokuments dafür gesorgt, daß mir überall ein Hinterthürchen offen bleibt.“

„Allerdings — so weit es eben möglich war. Nur an dem Paragraphen, der den Doktor Brunck betrifft, durste ja nach dem Willen des Verkäufers durchaus nichts geändert werden. Ich fürchte, Sie haben mit dem Herrn noch einen schweren Stand.“

Saroschin klopfte ihm auf die Schulter. „Machen Sie sich darum keine Sorge, mein lieber Rechtsanwalt. Ich bin schon mit anderen Leuten fertig geworden als mit dem, und ich werde ihn ohne Mühe veranlassen, zu gehen, sobald er anfängt, mir unbequem zu werden. — Aber da ist unsere Schildkrötensuppe. Greifen Sie zu, Verehrtester! Und wenn ich bitten darf: während des Essens nichts mehr von Geschäften!“

In den prächtigen alten Parkanlagen, die das über dem Quellenraum errichtete Badehaus weithin umgaben, erhoben sich auch mehrere zierliche Villen. Sie waren zu verschiedenen Zeiten von Doktor Emmerich erbaut und galten wegen ihrer schönen, ruhigen Lage für die bevorzugtesten Fremdenwohnungen in Moosbach. Jetzt standen sie

zumeist noch leer, denn die eigentliche Badezeit pflegte um die Mitte des Juni zu beginnen, und man befand sich erst in der zweiten Hälfte des Mai. Vereinzelt hatten sich jedoch bereits einige Kurgäste eingefunden, und auch in das sogenannte „Weiße Haus“, die eleganteste und versteckteste jener Villen, war gestern ein anscheinend sehr leidender Herr mit seiner Begleitung eingezogen. Er hatte dem Doktor Bruned seine Visitenkarte übersandt, auf welcher er als Heinrich v. Wolferdingen, Oberstlieutenant a. D., bezeichnet war, und hatte ihn um seinen baldigen Besuch bitten lassen.

Nach dem Weißen Hause lenkte Bruned denn auch zunächst seine Schritte, nachdem er sich von Doktor Emmerich getrennt hatte. Er wurde in dem zu ebener Erde gelegenen Salon von dem frankten Oberstlieutenant empfangen.

Auch ohne die Hinzufügung auf der Visitenkarte würde Bruned erkannt haben, daß er einen ehemaligen Offizier vor sich habe. Herr v. Wolferdingen mußte in seinen gesunden Tagen von imponirender Erscheinung gewesen sein, denn noch jetzt, wo er sich nur mit Anstrengung halb aus seinem Lehnstuhl erhob, zeigte er den muskulösen Körperbau eines Riesen. Sein soldatisch geschnittenes Haar wie sein starker Schnurrbart waren völlig ergraut, und in sein Gesicht, das durch die buschigen Brauen etwas Finsteres und Zornmüthiges erhielt, hatte ein schweres und schmerzhaftes Leiden seine tiefen, unvertilgbaren Spuren eingezeichnet.

„Sie sehen wohl ungefähr, wie es um mich bestellt ist,“ sagte er mit bitterem Humor. „Und Sie entschuldigen deshalb, wenn die Begrüßung etwas krüppelhaft ausfällt. Mein rechtes Bein ist beinahe vollständig gelähmt.“

Bruned ersuchte ihn, sitzen zu bleiben, und ließ sich an seiner Seite nieder.

„Ist Ihr Leiden die Folge einer äußeren Verletzung?“

„Ja! — Ich erhielt bei Mars la Tour eine Chassepot-

kugel in die Hüfte. Aber die Wunde heilte verhältnißmäßig schnell, und ich hatte während der ersten zehn Jahre so wenig Beschwerden, daß ich nach wie vor Frontdienst thun konnte. Dann erst fing nach einem Sturz mit dem Pferde das Elend an. Ich habe vor vier Jahren meinen Abschied nehmen müssen, und alle Badekuren haben die Sache bisher nur verschlimmert. Die Moosbacher Quelle ist sozusagen meine letzte Hoffnung. Aber ich habe, ehrlich gesprochen, nicht sonderlich viel Vertrauen, daß sie ein Wunder bewirken werde.“

„Wollen Sie mir gestatten, Sie zu untersuchen?“

„Natürlich! Deshalb habe ich Sie ja bitten lassen. — Schenk — auskleiden!“

Unter verschiedenen barschen Zurechtweisungen von Seiten seines Herrn erfüllte der schnell herzueilende Diener diesen Befehl, und Doktor Brunek nahm eine sehr eingehende Untersuchung des Kranken vor.

Da er keine Meinung äußerte, auch als er zu Ende war, fragte Wolferdingen ziemlich ungeduldig:

„Nun? Warum kommen Sie nicht heraus mit der Sprache? Gestehen Sie's nur ganz ruhig ein, daß Sie nichts aus der Geschichte zu machen wissen, oder daß Sie sie für unheilbar halten. Wozu soll ich mich erst mit einer neuen Badekur abquälen, wenn's doch keinen Zweck hat!“

„Ich darf Ihnen allerdings keine Versprechungen machen, deren Erfüllung nicht in meine Macht gegeben wäre,“ erwiderte Brunek ruhig, „aber ich halte es auf Grund meiner Erfahrungen für sehr wahrscheinlich, daß Ihnen der Gebrauch der Quelle von Nutzen sein wird.“

Seine gelassene und bestimmte Art schien dem Oberstlieutenant nicht zu mißfallen; denn er versetzte etwas freundlicher: „Bis jetzt hat mir noch jeder Badearzt im Beginn der Kur vollständige Genesung verheißen; es ist mir also nicht übel zu nehmen, wenn ich nachgerade etwas mißtrauisch

geworden bin, und es freut mich, daß Sie den Mund nicht gleich so voll nehmen wie Ihre Herren Kollegen. Wollen Sie mich während meines Hierseins behandeln?"

„Wenn Sie es wünschen — gewiß! Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie mit Rücksicht auf Ihre Konstitution die stark erregenden Bäder zunächst mit einiger Vorsicht gebrauchen müssen. Ich möchte Ihrer Begleitung verschiedene Rathschläge geben. Oder ist Niemand bei Ihnen als der Diener?"

Wolferdingen drehte den Kopf nach der Thür. In demselben barschen Tone wie vorhin nach dem Bedienten, rief er: „Hona! Komm doch gefälligst herein!"

Nur ein paar Sekunden vergingen, dann erschien die Gerufene in der Thür — eine hoch gewachsene weibliche Gestalt, von herrlichem Ebenmaß der Formen und mit großen dunklen Augen, die eigenthümlich heiß aus dem blassen Antlitz leuchteten.

„Da ist Herr Doktor Brunck, der Badearzt, der Dir Einiges in Bezug auf meine Kur zu sagen wünscht," warf der Oberstlieutenant kurz statt aller weiteren Vorstellung hin, und Harald fühlte mit einer leichten Anwandlung von Verlegenheit, daß die heißen Augen wie prüfend auf ihm ruhten.

„Ich wollte Ihnen vornehmlich an's Herz legen, mein Fräulein, daß Ihr Herr Vater —"

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor," fiel Wolferdingen in merklich gereiztem Tone ein, „Sie sprechen zu meiner Frau!"

Dem jungen Arzt stieg das Blut in's Gesicht. Sein Blick war für einen Moment dem ihren begegnet, und eine Verwirrung, wie sie ihm bis dahin ganz unbekannt geblieben war, überkam ihn unter dem Bann dieser heißen, sehnsüchtigen Augen. Er verbesserte sich rasch und gab seine ärztlichen Anweisungen, so weit er es für gut fand, sie in Gegenwart des Patienten auszusprechen.

Die Gattin des Oberstlieutenants unterbrach ihn mit keinem Wort. Nur ein leichtes Neigen des Kopfes deutete ihm an, daß sie Alles verstanden habe, was er ihr gesagt. Aber als er sich dann kurz verabschiedet und das Zimmer verlassen hatte, hörte er draußen auf dem Flur hinter sich das Rauschen ihres Kleides, und sah, als er sich umwandte, in ihr feines blaßes Gesicht.

„Vielleicht wollten Sie mir noch etwas Weiteres sagen, Herr Doktor!“ redete sie ihn an, und der leichte ungarische Accent schien ihre Stimme noch wohl lautender zu machen. „Finden Sie, daß der Zustand meines Gatten ein bedenklicher sei?“

„Nicht gerade das; aber ich möchte recht eindringlich meine Mahnung zu äußerster Vorsicht wiederholen. Die Kur wird jedenfalls eine sehr angreifende sein, und es ist darum namentlich jeder Anlaß zu Erregungen von dem Patienten fern zu halten. Eine starke Gemüthsbewegung könnte unter Umständen von den schwersten Folgen sein.“

Frau v. Wolferdingen senkte den Kopf. „Es ist eine sehr verantwortliche Aufgabe, die Sie mir da zutheilen, Herr Doktor! Und ich fürchte, sie geht über meine Kraft. Es bedarf ja in den meisten Fällen gar keines greifbaren Anlasses, um meinen Gatten in zornige Erregung zu versetzen.“

Bruneck hörte, wie ihre Stimme bebte, und er fühlte ein tiefes Mitleid mit dem armen jungen Weibe.

„Uebermenschliches können Sie natürlich nicht leisten,“ sagte er in sehr herzlichem und ermuthigendem Ton, „und ich dachte auch nicht so sehr an jene kleinen verdrießlichen Aufwallungen, die bei einem vielgeplagten Kranken vielleicht unvermeidlich sind. Nur vor wirklichen seelischen Erregungen müssen Sie ihn bewahren, und ich bin gewiß, daß dies Ihrer liebevollen Fürsorge leicht gelingen wird. Eine geduldige und zartfühlende Frau ist ja noch immer der gute Engel jedes Krankenzimmers gewesen.“

„Sie haben eine sehr gute Meinung von mir. Ich wünschte, daß ich sie zu rechtfertigen vermöchte.“

Ein grüßendes Neigen, und sie war schon wieder in der Thür des Salons verschwunden, aus welchem im nächsten Moment die rauhe Stimme des Oberstlieutenants bis auf den Flur hinaustönte.

Verstimmt setzte Bruned seinen Rundgang bei den bis jetzt noch wenig zahlreichen Kranken fort. Das Schicksal dieses schönen jungen Wesens, dessen traurige Augen eine so beredte Sprache führten, ging ihm zu Herzen. Mit unzerreißbaren Ketten an einen hoffnungslos Kranken geschmiedet und gezwungen, seine rauhe Launenhaftigkeit geduldig zu ertragen, hatte sie sicherlich eines der dunkelsten Loose gezogen, die einem Weibe zufallen können, und die Jahre, welche nach natürlichen Gesetzen die schönsten ihres Daseins hätten sein sollen, bedeuteten für sie, wie der junge Arzt schon nach dieser ersten flüchtigen Begegnung nicht mehr bezweifelte, nur eine ununterbrochene Kette von Demüthigungen, Entfagungen und Leiden.

Noch stand er ganz unter dem Einfluß der Stimmung, welche der erste seiner heutigen Krankenbesuche in ihm wachgerufen, als er von der Terrasse des Gasthofes „Zu den vier Jahreszeiten“, die er eben passirte, seinen Namen hörte. Das gefüllte Sektglas in der Hand, hatte sich Felix Saroschin von seinem Stuhl erhoben und winkte ihm lebhaft zu.

„Nur einen Augenblick, Herr Doktor, damit wir auf die Zukunft von Moosbach und auf gute Kameradschaft anstoßen können. — Kellner, bringen Sie uns schnell noch eine Flasche Pommery und ein Glas!“

Zögernd stieg Bruned die Stufen der Terrasse empor. Es war etwas in ihm, das lebhaft gegen diesen neuen Besitzer des Bades sprach, und er war zu ehrlich, um jene mißtrauische Regung ganz verbergen zu können.

„Auf das Blühen und Gedeihen unseres lieben Moosbach also!“ wiederholte Saroschin, indem er Bruned ein volles Glas hinschob, und sein Rechtsbeistand, der bereits ein wenig angeheitert schien, fügte mit schwerer Zunge hinzu:

„Vivat, — floreat, — crescat!“

„Natürlich gedenken Sie künftig hier Ihren Aufenthalt zu nehmen,“ fragte Bruned, der Angesichts eines so lebenswürdigen Entgegenkommens doch die Verpflichtung fühlte, irgend etwas zu sagen.

Saroschin beeilte sich artig zu erwiedern: „Zawohl, und ich bin glücklich in der Vorstellung, mich von all' den aufreibenden Strapazen des großstädtischen Lebens hier inmitten einer wahrhaft bezaubernden Natur erholen zu können. Sobald Doktor Emmerich die Villa geräumt hat, werde ich mit Weib und Kind meinen Einzug halten; je früher desto besser.“

„Fräulein Hildegard's Entzücken über den Wechsel des Aufenthalts wird voraussichtlich nicht von langer Dauer sein,“ warf der Rechtsanwalt ein. „Ja, wenn es noch ein richtiges Lurusbad wäre! Aber hier — zwischen lauter Krüppeln und Lahmen! — Ich glaube, Theuerster, wenn Sie auf der Höhe der Saison einen Bal champêtre arrangiren wollten, so würde sich nicht ein einziger Cavalier mit gesunden Armen und Beinen als Tänzer für Ihr Fräulein Tochter aufreiben lassen.“

„Oho!“ lachte Saroschin, „hätten wir denn nicht auf alle Fälle den Herrn Doktor Bruned, der gewiß ein sehr flotter Tänzer ist? Und dann die Offiziere aus Mülheim und die jungen Herren vom Gericht und den Verwaltungsbehörden in Friedenthal? Wir sind ja kaum zehn Kilometer von der Kreisstadt entfernt, und ich hoffe, es soll ein recht lustiges Leben in meinem Hause werden. In Friedenthal gibt es ja wohl auch ein Bergamt, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Allerdings. In unmittelbarer Nähe der Stadt befinden ſich die beiden bedeutendſten Kohlenbergwerke der ganzen Provinz, und eines von ihnen iſt ſtaatliches Eigenthum.“

„Ganz recht. Ich erinnere mich, daß mir neulich Jemand erzählte, ſein Sohn ſei Bergamtsaſſeſſor in Friedensthal. Vielleicht kennen Sie ihn — er heißt v. Treysa.“

„Nein, der Name klingt mir völlig fremd.“

„Der junge Mann iſt auch, wenn ich nicht irre, erſt vor einigen Monaten dahin verſetzt worden. Na, er wird ſich ſchon gelegentlich bei mir melden. — Da iſt übrigens die neue Flaſche. Noch ein Glas, lieber Herr Doktor?“

„Ich muß danken. Denn wenn ich meine Sprechſtunde rechtzeitig eröffnen will, darf ich mich nicht länger aufhalten.“

„Wie geplagt Sie doch ſind!“ meinte Saroſchin bedauernd, „und dabei hat die eigentliche Saiſon noch nicht einmal begonnen. Es wäre unverantwortlich, wenn Ihnen zu all' Ihren ärztlichen Obliegenheiten auch noch geſchäftliche Pflichten aufgebürdet werden ſollten. Ich werde Ihnen da, wie ich denke, Manches abnehmen können, was Ihnen auf Doktor Emmerich's Verlangen in dem Vertrage zugetheilt worden iſt.“

„Ihre Abſicht iſt zwar ſehr freundlich, aber es wird deſſen kaum bedürfen. Die Arbeitsleiſtung, welche durch die Beſtimmungen des Vertrages von mir verlangt wird, iſt keineswegs zu groß für meine Kräfte.“

„Nun, darüber läßt ſich ja noch reden, wenn es Zeit dazu iſt. — Auf Wiederſehen, mein verehrter Herr Doktor! Es war mir ein großes Vergnügen.“

Auch Herr Saling ſchnarrte etwas Verbindliches; aber ſobald Brunck außer Hörweite war, ſagte er: „Denken Sie an mich, Saroſchin, wenn dieſer Doktor Ihnen eines Tages die Zähne zeigt. Ich wette, er hat ſofort gemerkt, was

Sie mit Ihrem freundlichen Anerbieten im Schilde führten, und er ist sicherlich nicht gesonnen, sich die Macht so leicht aus den Händen winden zu lassen. Mit schönen Nebenarten ist der nicht zu fangen; darum ducken Sie ihn bei Zeiten, wenn Sie's nicht erleben wollen, daß er Ihnen über den Kopf wächst."

"Mir?" fragte Saroschin mit einem fast mitleidigen Lächeln. „Sie müssen mich doch sehr wenig kennen, Theuerster, wenn Sie das für möglich halten. Ob er nun den Titel eines ärztlichen Direktors führt oder nicht, dieser Doktor Bruned ist eine Figur in meinem Spiel — weiter nichts, und ich werde ihn auf dem Schachbrett dirigieren, wie es mir gefällt."

Zweites Kapitel.

„Da haben Sie einen Thaler, Matthes, gehen Sie hinüber in den Blumenladen und besorgen Sie mir ein paar hübsche Rosen!"

„Zawohl, Herr Assessor!" versicherte der alte Kanzleidiener geschäftig. „Und wieder dieselbe Sorte — Marschall Nielson, nicht wahr?"

„Niel oder Nielson, das ist ganz egal. Wenn sie nur hübsch sind. Aber strengen Sie Ihre mürben Gebeine etwas an. Ich sehne mich aus diesem dumpfen Mauerloch hinaus in's Freie."

Das dumpfe Mauerloch war nun zwar ein sehr helles und lustiges Bureauzimmer im Gebäude des Bergamtes zu Friedenthal, aber mit der Sehnsucht des stattlichen jungen Mannes, ihm zu entfliehen, schien es nichtsdestoweniger seine Nichtigkeit zu haben. Er schob einen Stoß von Papieren, die noch der Erledigung harren mochten, mit nachlässiger Handbewegung bei Seite, reckte seine jugendliche Gestalt in allen Gelenken und zog dann einen

kleinen Spiegel hervor, um seinem wohlfrisirten Haar und seinem ansehnlichen blonden Schnurrbart mit Hilfe einer Taschenbürste mehrere Minuten lang die denkbar sorgfältigste Behandlung angedeihen zu lassen. Eben war er im Begriff, die modefarbenen Glacehandschuhe über die wohlgepflegten Fingerspitzen zu streifen, als Matthes ganz athemlos mit dem befohlenen Rosensträußchen erschien.

„Eben erst aus Italien angekommen, Herr v. Treysa.“

„Ist gut! — Wenn etwa der Herr Bergrath noch 'mal nach mir fragen sollte, so bin ich in einer dienstlichen Angelegenheit ausgegangen. Verstanden?“

„Sehr wohl, Herr Affessor! — Vielleicht um den Schacht zu inspiziren?“

„Machen Sie keine schlechten Witze, Matthes, das schickt sich nicht für einen so haufälligen alten Knaben. Da — räumen Sie meinen Schreibtisch ein bischen auf und trinken Sie nachher auf meine Gesundheit ein Glas Bier! — 'n Abend!“

„Schönen guten Abend, Herr v. Treysa, und viel Vergnügen!“

Der elegante junge Herr verließ das Amtsgebäude durch einen hinteren Ausgang und schlenderte gemächlich, hier und da mit vornehmer Herablassung grüßend, durch einige Straßen des im hellen Maiensonnenschein sehr freundlich anmuthenden Städtchens. Vor einem an sich recht bescheidenen, doch von einem netten Garten umgebenen Häuschen machte er Halt, um zunächst vorsichtig durch das dichte Laubwerk der Hecke zu spähen, die sich hinter dem schlichten hölzernen Gitter erhob.

„Glück auf, Schatz!“ rief er halblaut, indem er gleichzeitig zur Seite sprang, wie um sich zu verstecken. Aber schon waren von drinnen die Zweige auseinander gebogen worden, und ein allerliebstes strahlendes Mädchenantlitz zeigte sich in der grünen Umrahmung.

„Glück auf!“ klang es fröhlich zurück. „Nun möge mir noch Einer sagen, daß man nicht an Ahnungen glauben soll! Den ganzen Nachmittag schon ahnte mir's, daß Du heute kommen würdest.“

„Ei — ei! Eine Lehrerin und abergläubisch. Es wird ja eine recht aufgeklärte Generation sein, die Du hier heranziehst. Aber man darf doch eintreten?“

„Wenn man verspricht, sehr artig zu sein — ja!“

Sie öffnete die Gartenthür und reichte ihm die Hand. Der Assessor ließ einen spähenden Blick über die wenigen Fenster des kleinen Hauses gleiten.

„Ist der alte Drache zu Haus?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Pfui doch, Bernd! Wie kannst Du meine vortreffliche Wirthin einen alten Drachen nennen! Frau Hennersdorf ist die beste Seele von der Welt, und ich mache mir fortwährend die bittersten Vorwürfe, daß wir sie so schmäzlich belügen.“

„Indem wir sie in den Glauben versetzt haben, daß ich Dein Vetter sei? Eine sehr harmlose Nothlüge, liebster Schatz! Du weißt doch, daß in Herzenssachen wie im Kriege alle Vortheile gelten. Uebrigens — ist sie zu Haus?“

„Nein! Wir haben den Garten ganz für uns allein.“

„Auch das Haus, wie ich denke. Es ist wirklich kein Vergnügen, hier wie Großvater und Großmutter sein ehrbar nebeneinander her zu wandeln, nur weil jeder neugierige Gaffer von der Straße aus durch die Hecke gucken kann. Endlich einmal möchte ich doch auch erfahren, wie es drinnen in Deinem Allerheiligsten aussieht.“

Sie erröthete und schüttelte den Kopf. „Das ist gegen die Abrede, Bernd! Du solltest das nicht von mir verlangen.“

„Mein Gott, liebste Helene, welche Zimperlichkeit! Hast Du zu mir denn so wenig Vertrauen?“

Mit einem Blick voll hingebender Zärtlichkeit sah sie zu ihm auf.

„Mein Vertrauen zu Dir ist ohne Grenzen, Bernd! Was sollte denn aus mir Aermsten werden, wenn ich an Dir zweifeln müßte!“

„Na also! Wozu darum diese Bedenken! Ich habe meinem Täubchen heute auch was Besonderes mitgebracht; aber ich erkläre feierlich, daß ich es Dir nur drinnen in Deinem Zimmer überreichen werde.“

Sie sah auf den Strauß in seiner Hand und lächelte glücklich. „Verschwender! Ist das wirklich für mich?“

„Das — und noch etwas viel Schöneres, das ich in der Tasche habe. Also — darf ich?“

Er stand bereits in der Thür des Hauses, und obwohl die purpurne Gluth noch immer auf ihren Wangen brannte, erhob sie doch keinen weiteren Widerspruch mehr.

„Hier zur Linken!“ sagte sie leise, „aber es ist sehr einfach da drinnen.“

„Es ist ein Paradies!“ versicherte Treysa, indem er über die Schwelle trat. „So ungefähr muß dem Teufelskerl, dem Faust, zu Muth gewesen sein, als er zum ersten Male in Gretchen's Kammer schaute.“

„Der Vergleich ist gar nicht hübsch,“ schmolte sie. „Warte, ich werde mir ein Wasserglas für die Rosen aus der Küche holen.“

Er hielt sie fest, indem er seinen Arm um sie legte.

„Ach, das hat keine Eile, so rasch welken sie nicht. Meinen Dank wenigstens werde ich doch erst in Empfang nehmen dürfen.“

Er küßte sie auf den Mund, und sie sträubte sich nur schwach. Dann aber machte sie sich doch schnell aus seinen Armen los.

„Nicht doch, Bernd! Willst Du, daß ich meine Nachgiebigkeit schon so bald bereue?“

„Märchen!“ lachte er. „Es ist doch keine Sünde, sich lieb zu haben. Und ich denke, wir haben uns lieb — gelt?“

Sie preßte beide Hände auf die Brust, und ihr Gesicht verklärte sich. „Ja, Bernd, ich habe Dich lieb. Deine Liebe ist ja Alles, was ich auf der Welt besitze.“

„Und bist Du gar nicht neugierig, was ich noch für Dich habe? Etwas, das Du Dir schon lange gewünscht hast.“

„Ist es möglich?“ rief sie mit leuchtenden Augen. „Dein Bild?“

„Erzathen! Nur in einem einzigen Exemplar für Dich angefertigt. Und in Uniform! Ich kann Dir zwar nicht spanisch kommen, wie Egmont seinem Klärchen, aber Du sollst mich wenigstens immer so vor Augen haben, wie Du mich vor zwei Monaten auf dem Kriegerfeste zuerst gesehen.“

Er hatte die Photographie aus der Tasche gezogen und vorsichtig von ihrer Umhüllung befreit. Glückselig streckte Helene beide Hände darnach aus.

„Wie sprechend ähnlich es ist! O, ich danke Dir tausend — tausendmal!“

Sie drückte das Bild, welches Trenya in der Uniform eines Husarenoffiziers darstellte, an ihre Lippen, aber er erhob sofort lebhaften Einspruch.

„Oho! Für solche Liebkosungen ist es Zeit genug, wenn das Original nicht zugegen ist. Du wirst mich doch nicht eifersüchtig machen wollen auf mein eigenes Bild?“

Auch diesmal duldete die junge Lehrerin nur einen einzigen Kuß; dann brachte sie geschickt den Tisch, auf den sie die Photographie niedergelegt hatte, zwischen sich und ihn.

„Könntest Du denn überhaupt jemals eifersüchtig werden?“ fragte sie mit allerliebster Schelmerci.

„Wie ein Türke!“ verſicherte Treysa. „O, ich würde fürchterlich ſein in meinem Zorn.“

„Das iſt ja ſchrecklich. Dann muß ich den armen Menſchen wahrhaftig bei Zeiten warnen.“

Der Aſſeſſor erhob den Kopf, und ſeine Brauen zogen ſich ein wenig zuſammen. „Wen willſt Du warnen, Helene? Ich will doch nicht hoffen, daß irgend Jemand gewagt hat, ſich Dir zu nähern.“

„Ach, zeige mir doch nicht ein ſo böſes Geſicht! Es war ja nur ein Scherz.“

„Nein, nein, Du biſt nicht aufrichtig gegen mich. Es wäre nicht gut, wenn ſich der Schatten eines Argwohns zwiſchen uns drängte.“

Bittend erhob ſie die Hände. „Wie garſtig Du ſprichſt! Haſt Du mich denn wirklich in Verdacht, daß ich Dir jemals auch nur mit einem einzigen Gedanken die Treue brechen könnte?“

„So nenne mir den Namen des Menſchen, den Du vorhin im Sinne hatteſt.“

„Aber Du wirſt ihm nichts zu Leide thun, nicht wahr? Er iſt mir biſher ja weder durch ein Wort noch durch einen Blick zu nahe getreten.“

„Das iſt ſein Glück. — Aber den Namen!“

„Ich dachte bei meinem unglückſeligen Scherz an den Oberſteiger Reidhardt, der bei jenem Kriegerfeſt einige Male mit mir tanzte. Er war ſpäter wiederholt bei mir im Schulhauſe, um wegen des kleinen Töchterchens ſeiner vermittweten Schweſter etwas zu beſprechen, und ſeit wenigen Tagen — doch nein, wenn Du mich ſo finſter anſieheſt, werde ich gar nichts mehr ſagen.“

Treysa machte eine wegwerfende Geberde und lächelte geringschätzig. „Bah, es wäre allerdings der Mühe werth, eiferſüchtig zu ſein auf einen ſolchen Menſchen! — Aber was iſt's denn nun weiter mit ihm? Seit einigen Tagen —“

„Seit einigen Tagen begegne ich ihm regelmäßig, wenn ich Mittags von der Schule nach Hause gehe. Es ist gewiß nur ein Zufall —“

„Ohne Zweifel!“ höhnte Treysa. „Und dann pflegt er Dich zu begleiten, weil er ganz zufällig denselben Weg hat, nicht wahr? Man weiß ja am Ende, wie dergleichen eingefädelt wird.“

„So, weißt Du das so genau?“ fragte sie etwas mißtrauisch, um dann jedoch sogleich in reizendster Unschuld hinzuzufügen: „Aber was Herrn Reibhardt anbelangt, bist Du jedenfalls im Irrthum. Wenn er auch wirklich ein paar hundert Schritte neben mir her geht, fällt es ihm doch gar nicht ein, mir den Hof zu machen.“

„Wirklich nicht? Nun, das will ich am Ende glauben, denn Dein neuer Anbeter ist ursprünglich ein ganz gemeiner Arbeiter gewesen, und das Kurmachen wird, soviel ich weiß, auch auf der Bergschule nicht gelehrt. Aber wovon unterhaltet ihr euch denn, wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen?“

„O, von den verschiedensten Dingen, und immer ganz ernsthaft. Ich finde, daß er sehr vernünftige Ansichten hat, und für einen einfachen Arbeiter hat er jedenfalls merkwürdig viel gelernt.“

„Mit einem Worte: Du hältst ihn für eine recht angenehme Parthie —“

Helene sah erschrocken zu ihm auf, und ihre Stimme zitterte, als sie sagte: „Das war häßlich, Bernd, denn das habe ich wahrhaftig nicht verdient. Ich würde einen solchen Gedanken in Bezug auf Herrn Reibhardt nicht gehabt haben, auch wenn ich Dich niemals kennen gelernt hätte. So aber — Du weißt, daß ich sterben würde, wenn ich Deine Frau nicht werden kann.“

Treysa lächelte wieder und griff über den Tisch hinweg nach ihrer Hand, die er mit seinen Rüssen bedeckte.

„Mein süßer Schatz! Aber sprich nicht vom Sterben — ich bin kein Freund von so düsternen Bildern. Wir wollen leben und das Leben genießen. Klingt das nicht bei Weitem vernünftiger?“

Aber er hatte das sonnige Lächeln von ihrem Antlitz verschleucht, und ein Schatten lag auf ihrer Stirn.

„Sei mir nicht böse, Bernd; aber mir ist manchmal, als ob ich ein großes Unrecht an Dir beginge. Ich bin so arm und so unbedeutend; Dein stolzer Vater wird uns niemals seine Einwilligung geben.“

„O, ich werde sie schon erlangen. Man muß nur nichts überstürzen. Wir sind ja noch jung und haben Zeit zu warten. — Uebrigens, was diesen Hansnarren, den Reibhardt anbetrifft —“

„Kannst Du ihn noch immer nicht vergessen? Ich sagte Dir doch, daß es ihm gar nicht einfällt, sich für mich zu interessiren.“

„Na, es könnte doch sein, daß Du Dich darin irrst. Wenn er also eines Tages die Dreistigkeit hätte — Du weißt wohl, was ich meine — so wirst Du ihn natürlich gehörig heimschicken; aber Du wirst mich dabei aus dem Spiel lassen, hörst Du, mein Schatz? Er braucht nichts davon zu ahnen, wie es mit uns Beiden steht.“

Helene hätte nach der Einleitung wohl etwas Anderes erwartet, als diese Mahnung. Ihr ernstes Gesicht wurde nicht heiterer, aber sie nickte bejahend.

„Ich werde unser Geheimniß ihm so wenig verrathen, als einem Anderen. Ach, wenn es doch erst aufhören dürfte, unser Geheimniß zu sein!“

Die Wendung, welche das Gespräch genommen hatte, schien dem Assessor nicht recht zu behagen. Er versuchte zwar noch eine Weile von fröhlicheren Dingen zu plaudern, aber der leichte, tändelnde Ton der Unterhaltung wollte sich nicht wieder einstellen, und als Helene beim

Schlage der Kufukuhr sagte: „Schon Sechs! Nun muß auch Frau Hennersdorf in jedem Augenblick zurückkommen,“ griff er etwas eifertig nach seinem Hute.

„Willst Du fort?“ fragte sie. „Wir könnten doch noch draußen im Garten spazieren gehen.“

„Thut mir leid, mein Herz! Aber im Bureau erwartet mich ein ganzer Berg von unerledigten Arbeiten. Ich bin nur eben fortgestürzt, um Dich auf einen Augenblick zu sehen. Bis morgen mußt Du Dich schon mit meinem Konterfei da begnügen.“

„So schreibe mir noch etwas darunter, ehe Du gehst!“ bat sie. „Um so beglückender werde ich dann die Empfindung haben, daß es für mich allein bestimmt ist.“

Sie reichte ihm das Schreibzeug, und er warf hastig ein paar Worte auf den Karton.

„Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich rasch einige glühende Verse gemacht haben. So sieht es vielleicht etwas nüchtern aus, aber ein Schelm gibt mehr, als er hat.“

„Ewig Dein Bernd v. Treyfa,“ las Helene, und jetzt schlang sie aus freien Stücken ihren Arm um seinen Hals.

„Geliebter!“ flüsterte sie. „Und ich werde Dich niemals — niemals verlieren?“

„Sofern Du mir nicht wegen Herrn Reidhardt den Laufpaß gibst — nein!“ scherzte er. „Also auf Wiedersehen morgen! — Nun weiß ich doch wenigstens, wann man vor dem Drachen sicher ist, der meinen Schatz behütet.“

Sie begleitete ihn bis an die Gartenthür, und der Affessor ging raschen Schrittes die Straße hinab. Helene, die ihm mit den Blicken folgte, gewahrte nicht, daß eben von der anderen Seite her ihre Wirthin, die Treyfa noch eben mit einer so wenig schmeichelhaften Bezeichnung belegt hatte und ein wohlgebauter, dunkelbärtiger Mann von

etwa zweiunddreißig Jahren auf das Haus zukamen. Sie hatten den Assessor aus dem Garten treten sehen, und der Mann fragte seine Begleiterin: „Wer war denn der Herr, der eben Ihr Haus verließ, Frau Hennerödorf? Ich meine doch, ich müßte ihn kennen.“

„Es ist ein Verwandter des Fräuleins Mayburg, der sie zuweilen besucht. Ein sehr netter junger Mann. Es freut mich immer, daß er so viel Theilnahme für seine schutzlose Base hat.“

„So, so! Wissen Sie vielleicht auch seinen Namen?“

„Er heißt Treysa oder so ähnlich. Schade, daß er schon fort ist! Ich unterhalte mich gern mit ihm, denn er hat ein lustiges Temperament.“

Der Mann sagte nichts weiter; aber als sie dann an dem Gartengitter angelangt waren, zog er vor Helene, die sich ganz erschrocken umsah, höflich seinen Hut.

„Guten Abend, Fräulein Mayburg! Ich nahm mir die Freiheit, Sie hier aufzusuchen, weil ich wegen der kleinen Gertrud noch Verschiedenes auf dem Herzen habe.“

„Guten Abend, Herr Reidhardt!“ erwiderte sie, ohne ihre Verwirrung ganz verbergen zu können. „Bitte, treten Sie doch ein!“

Die Thür zu ihrem Zimmer stand noch offen, und obwohl es ihre Absicht gewesen war, ihn in die Wohnstube der Frau Hennerödorf zu führen, mochte sie ihn doch nicht zurückweisen, als er hier eintrat. Sie sah erst jetzt, daß er sehr feierlich gekleidet war, und daß auch sein Wesen etwas besonders Ernsthaftes und Feierliches hatte. Eine eigene Beklemmung überkam sie, und sie bedauerte lebhaft, ihn nicht draußen im Garten abgefertigt zu haben.

„Es ist also Ihre kleine Nichte, die Ihnen wieder Sorge macht?“ wollte sie die Unterhaltung beginnen; aber der Obersteiger schüttelte den Kopf.

„Ich habe mich soeben einer Unwahrheit schuldig ge-

macht," sagte er offenherzig, „denn so lange ihre Wirthin zugegen war, konnte ich nicht mit der eigentlichen Ursache meines Besuches herausrücken. Zeigen Sie mir ein gütiges Gesicht, mein liebes Fräulein, damit ich Muth finde, frei vom Herzen weg zu reden.“

Helene gerieth mehr und mehr in die peinlichste Verlegenheit, denn sie konnte nach den Begegnungen der letzten Tage Angesichts einer solchen Einleitung über seine Absicht nicht mehr im Ungewissen sein. Auf ein so rasches Vorgehen des Obersteigers war sie trotz der stillen Vermuthungen, die ihrer weiblichen Eitelkeit geschmeichelt hatten, denn doch nicht gefaßt gewesen, und sie hätte ihn gern durch einen freundlichen Wink am Weiterreden verhindert, wenn ihr nur in ihrer Rathlosigkeit das rechte Wort eingefallen wäre.

„Sie wissen noch kaum etwas von mir,“ fuhr Reihardt nach einem tiefen Athemzuge fort, „und ich muß Ihnen darum wohl zuvörderst sagen, wie es eigentlich um mich bestellt ist.“

Er hatte sich ganz unverkennbar sorgfältig vorbereitet, und die Darlegung seiner persönlichen Verhältnisse, in der er sich nun erging, kam darum nicht auf seine gewöhnliche, schlichte, natürliche Art, sondern in etwas künstlich geschraubten Wendungen heraus. Er war von einfacher Herkunft, der Sohn eines gewöhnlichen Bergmannes; aber er hatte jetzt eine gesicherte Stellung und ein gutes Auskommen. Sein Vater sei längst gestorben, sagte er, aber seine Mutter lebe bei ihm, eine brave, herzensgute Frau, mit der man sich leicht vertragen könne. Er sei bis jetzt ganz zufrieden gewesen in seiner kleinen, einsamen Häuslichkeit, aber seit dem Kriegerfeste habe sich das geändert. Denn da habe er ein junges Mädchen kennen gelernt, in das er sich von Herzen verliebt habe.

Die junge Lehrerin stand wie auf glühenden Kohlen.

Als er jetzt für einen Augenblick in seiner umständlichen Vorrede innehielt, machte sie den verzweifelten Versuch, eine heitere Ahnungslosigkeit zu heucheln, die ihn vielleicht von seiner Werbung abschrecken konnte.

„Und nun wollen Sie mich zu Ihrer Vertrauten machen, wenn ich Sie recht verstehe, Herr Reidhardt? Soll ich Ihnen vielleicht durch meine Fürsprache von Nutzen sein.“

Er schien wohl ein wenig betroffen von ihrem scherzenden Ton; aber er ließ sich doch nicht ganz aus der Fassung bringen.

„Ja, Fräulein Mayburg,“ sagte er. „Ihr Herz soll mein Fürsprecher sein, denn — daß ich es nur gerade heraus sage! — Sie selbst sind es, die ich lieb habe. Daß Sie schön und klug sind, haben Sie wohl schon von Anderen gehört, man braucht Sie ja nur anzusehen und mit Ihnen zu sprechen, um es zu erfahren. Aber ich weiß auch, daß Sie gut sind, denn die Kinder in der Schule würden sonst nicht mit so viel Liebe an Ihnen hängen. Darum hätten Sie vielleicht auf einen besseren Mann Anspruch, als ich es bin; aber ich verspreche Ihnen, daß Sie sich auch bei mir über nichts beklagen sollen. Ich werde Sie auf meinen Händen tragen, und ich bitte Sie von Herzen, wenn Sie mir nur ein klein wenig gut sein können, so sagen Sie Ja!“

Nun war es heraus, und Helene konnte der peinlichen Nothwendigkeit nicht mehr ausweichen, ihm eine klare, bündige Antwort zu geben. Es war ihr Wunsch, der Abweisung, die sie ihm nicht ersparen durfte, alles Verlethende zu nehmen, und darum sagte sie in ihrem freundlichsten Ton: „Ich danke Ihnen aufrichtig, Herr Reidhardt, und ich weiß den Werth Ihrer Werbung wohl zu schätzen. Aber, seien Sie mir darum nicht böse, annehmen kann ich sie nicht.“

Sie sah, daß er erblaßte, und daß sein ehrliches Gesicht einen Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung annahm.

„So bin ich Ihnen doch zu gering?“ fragte er leise. „Es ist Ihnen zu wenig, die Frau eines kleinen Bergwerksbeamten zu sein.“

„Nicht doch!“ wehrte sie begütigend ab. „Woher nähme eine mittellose Lehrerin wohl das Recht, höhere Ansprüche zu erheben? Aber so viel Achtung und Werthschätzung ich auch für Sie habe, die Zuneigung, die eine Frau ihrem Manne entgegenbringen soll, fühle ich für Sie nicht. Und Sie selber werden gewiß nicht daran denken, ein Mädchen zu begehren, das Sie nicht liebt.“

Der Blick des Obersteigers war zufällig auf das Bild Treysa's gefallen, das hinter ihr auf dem Tische lag, und seine Augen schienen sich nicht mehr davon losreißen zu können.

„Vielleicht könnten Sie doch versuchen, mich lieben zu lernen, Fräulein Helene,“ sagte er unsicher. „Ich weiß ja, daß ich keiner von den Männern bin, für die man sozusagen auf den ersten Blick in Liebe entbrennt. Aber ich meine es ehrlich, und ich bin doch am Ende der Schlechteste nicht. Wenn Sie mir auch heute noch keine feste Zusage geben können, so denken Sie vielleicht nach Wochen oder Monaten, wenn Sie mich besser kennen gelernt haben, anders über die Sache. Ich werde Sie nicht drängen und geduldig warten, nur weisen Sie mich nicht so kurzweg und für immer ab.“

Es war etwas rührend Treuherziges in seiner Bitte; denn er hatte jetzt ganz seine alte Natürlichkeit wiedergefunden. Helenens Herz zog sich in schmerzlichem Mitleid zusammen. Aber sie durfte ja keine Hoffnungen in ihm erwecken, die sich doch niemals erfüllen konnten, und darum nahm sie all' ihre Festigkeit zusammen, um ihm zu antworten: „Geben Sie den Gedanken auf, Herr Reidhardt,

— ich bitte Sie darum. Wie lange Sie auch warten wollten, ich könnte Ihnen doch nie einen besseren Beſcheid geben, als heute.“

„Das heißt, Sie lieben ſchon einen Anderen — nicht wahr?“

Seine Stimme hatte plötzlich einen veränderten, faſt grollenden Klang angenommen, und Helene fühlte, daß ihr das Blut in's Geſicht ſtieg.

„Ich gebe Niemand das Recht, eine ſolche Frage an mich zu richten,“ ſagte ſie ſehr entſchieden.

„Sie ſollten mir's immerhin erlauben, denn es gibt wohl Keinen in der Welt, der es beſſer mit Ihnen meint als ich. Und ich weiß ja nun auch, wer es iſt, dem Sie vor mir den Vorzug geben. Ein ſo vornehmer junger Herr hat es freilich nicht ſchwer, Unſereinen auszuſtechen.“

Die junge Lehrerin richtete ſich ſtolz auf, und ihre blauen Augen blickten ihn zornig an. „Ich weiß nicht, von wem Sie ſprechen, Herr Neidhardt, aber ich ſehe, daß ich mich getäuſcht habe, als ich Sie für einen guten und ehrenhaften Menſchen hielt.“

„Und warum ſoll ich mit einem Male aufgehört haben, gut und ehrenwerth zu ſein?“ fragte er ruhig. „Ich habe ſcharfe Augen und ich kann die Unterſchrift da auf dem Bilde auch aus der Entfernung leſen. Aber es thut mir leid, daß es gerade der iſt, Fräulein Helene, um Ihre Willen thut es mir leid. Denn er wird Sie in's Unglück ſtürzen.“

Mit ungeſtümer Haſt hatte ſie die vergeſſene Photographie ergriffen, um ſie in einem Schubfach zu bergen. Auf ihren Wangen brannte es wie Feuer und ihre Hände zitterten.

„O, das iſt abſcheulich!“ rief ſie. „Verlaſſen Sie mich auf der Stelle!“

„Gewiß, ich werde gehen,“ antwortete er. „Ich weiß

Sie sah, daß er erblaßte, und daß sein ehrliches Gesicht einen Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung annahm.

„So bin ich Ihnen doch zu gering?“ fragte er leise. „Es ist Ihnen zu wenig, die Frau eines kleinen Bergwerksbeamten zu sein.“

„Nicht doch!“ wehrte sie begütigend ab. „Woher nähme eine mittellose Lehrerin wohl das Recht, höhere Ansprüche zu erheben? Aber so viel Achtung und Werthschätzung ich auch für Sie habe, die Zuneigung, die eine Frau ihrem Manne entgegenbringen soll, fühle ich für Sie nicht. Und Sie selber werden gewiß nicht daran denken, ein Mädchen zu begehren, das Sie nicht liebt.“

Der Blick des Obersteigers war zufällig auf das Bild Treysa's gefallen, das hinter ihr auf dem Tische lag, und seine Augen schienen sich nicht mehr davon losreißen zu können.

„Vielleicht könnten Sie doch versuchen, mich lieben zu lernen, Fräulein Helene,“ sagte er unsicher. „Ich weiß ja, daß ich keiner von den Männern bin, für die man sozusagen auf den ersten Blick in Liebe entbrennt. Aber ich meine es ehrlich, und ich bin doch am Ende der Schlechteste nicht. Wenn Sie mir auch heute noch keine feste Zusage geben können, so denken Sie vielleicht nach Wochen oder Monaten, wenn Sie mich besser kennen gelernt haben, anders über die Sache. Ich werde Sie nicht drängen und geduldig warten, nur weisen Sie mich nicht so kurzweg und für immer ab.“

Es war etwas rührend Treuherziges in seiner Bitte; denn er hatte jetzt ganz seine alte Natürlichkeit wiedergefunden. Helenens Herz zog sich in schmerzlichem Mitleid zusammen. Aber sie durfte ja keine Hoffnungen in ihm erwecken, die sich doch niemals erfüllen konnten, und darum nahm sie all' ihre Festigkeit zusammen, um ihm zu antworten: „Geben Sie den Gedanken auf, Herr Reidhardt,

— ich bitte Sie darum. Wie lange Sie auch warten wollten, ich könnte Ihnen doch nie einen besseren Bescheid geben, als heute.“

„Das heißt, Sie lieben schon einen Anderen — nicht wahr?“

Seine Stimme hatte plötzlich einen veränderten, fast grollenden Klang angenommen, und Helene fühlte, daß ihr das Blut in's Gesicht stieg.

„Ich gebe Niemand das Recht, eine solche Frage an mich zu richten,“ sagte sie sehr entschieden.

„Sie sollten mir's immerhin erlauben, denn es gibt wohl Keinen in der Welt, der es besser mit Ihnen meint als ich. Und ich weiß ja nun auch, wer es ist, dem Sie vor mir den Vorzug geben. Ein so vornehmer junger Herr hat es freilich nicht schwer, Unseren auszustechen.“

Die junge Lehrerin richtete sich stolz auf, und ihre blauen Augen blickten ihn zornig an. „Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen, Herr Neidhardt, aber ich sehe, daß ich mich getäuscht habe, als ich Sie für einen guten und ehrenhaften Menschen hielt.“

„Und warum soll ich mit einem Male aufgehört haben, gut und ehrenwerth zu sein?“ fragte er ruhig. „Ich habe scharfe Augen und ich kann die Unterschrift da auf dem Bilde auch aus der Entfernung lesen. Aber es thut mir leid, daß es gerade der ist, Fräulein Helene, um Ihre Willen thut es mir leid. Denn er wird Sie in's Unglück stürzen.“

Mit ungestümer Hast hatte sie die vergessene Photographie ergriffen, um sie in einem Schubfach zu bergen. Auf ihren Wangen brannte es wie Feuer und ihre Hände zitterten.

„O, das ist abscheulich!“ rief sie. „Verlassen Sie mich auf der Stelle!“

„Gewiß, ich werde gehen,“ antwortete er. „Ich weiß

ja, daß es hier für mich nichts mehr zu hoffen gibt. Doch meine Warnung sollten Sie sich nichtsdestoweniger zu Herzen nehmen! Mit einer Lüge hat der Herr Affessor v. Treysa sich Zugang verschafft zu diesem Hause, und eine Lüge ist es, die er Ihnen da auf sein Bild geschrieben hat. Denn er kann gar nicht daran denken, Sie zu seiner Frau zu machen, und er wird Sie im Stich lassen, wenn er des Tändelns überdrüssig geworden ist. Es wird eine schlimme Stunde für Sie sein, wenn Sie sich an diese meine Worte erinnern müssen.“

„Sie mißbrauchen meine Schutzlosigkeit. Aber ich werde meine Wirthin rufen, wenn Sie sich nicht entfernen.“

Der Obersteiger nahm seinen Hut und wandte sich zur Thür.

„Das ist nicht nöthig, denn ich will Ihnen nicht länger lästig fallen. Aber wenn Sie einmal einen Freund brauchen sollten, Fräulein Mayburg, einen wirklichen Freund in der Noth, der auch Manns genug wäre, einen Schurken zu züchtigen, dann denken Sie an mich! Ich werde zur Stelle sein, wenn Sie mich rufen. Bis dahin — leben Sie wohl!“

Sein fester Schritt verhallte draußen auf dem Flur. Helene aber brach in Thränen aus, zog Treysa's Bild hervor und bedeckte es mit ihren Küssen, wie um dem abwesenden Geliebten damit zu beweisen, daß sie felsfest an ihn glaube.

Drittes Kapitel.

Als wolle er die am Tage der Vertragsunterzeichnung ausgesprochene Absicht, seine Villa zu einem Tummelplatz fröhlich geselligen Treibens zu machen, alsbald auch durch die That bekräftigen, hatte Felix Saroschin Einladungen zu einem Parkfest ergehen lassen, noch ehe die innere Ein-

richtung des vornehmen und geräumigen Hauses ganz vollendet war. Zwar hatte er die ehemalige Wohnung des Doktors Emmerich mit ihrem gesammten Mobilien übernommen; aber gleich nach der Abreise des Vorbesizers waren ganze Wagenladungen von Möbeln, Teppichen, Vorhängen und Kunstgegenständen zugleich mit einem kleinen Heer von Tischlern, Malern und Tapezierern eingetroffen, die dazu berufen schienen, die Villa gleichsam über Nacht in einen Fürstenpalast zu verwandeln. Nur im zweiten Stockwerk war dieser großartige Verschönerungsprozeß noch nicht vollendet, als der Hausherr und seine Familie an einem herrlichen, mildwarmen Juninachmittag ihre ersten Gäste empfingen.

Die hervorragendsten Persönlichkeiten aus der Kurgesellschaft waren eingeladen, und Saroschin befand sich in der angenehmen Lage, bei den gegenseitigen Vorstellungen manchen berühmten oder hocharistokratischen Namen mit ganz besonders feierlichem Nachdruck auszusprechen.

Erst bei hereinbrechender Dämmerung erschien auch Doktor Harald Brunck, den seine ärztlichen Pflichten so lange festgehalten hatten, in der Villa. Schon in der Thür des Gartensaales nahm ihn Saroschin in Empfang und schüttelte ihm mit großer Herzlichkeit die Hand.

„Habe mich schon lange vergebens nach Ihnen umgesehen, bester Doktor! Die Geschichte ist ja im besten Gange, und die Stimmung läßt glücklicherweise nichts zu wünschen übrig. Aber ein paar junge, frische Elemente können trotzdem nichts schaden. Kommen Sie mit! Da drinnen sind meine Damen, die Sie ja noch nicht kennen, weil Sie gestern Abend bei ihrem Empfange leider nicht zugegen sein konnten. Sie hätten nur sehen sollen, was die für Augen machten, als sie im Hause Umschau hielten und hörten, daß ich es gewagt habe, ohne alle weibliche

Hilfe ein Fest zu arrangiren. Aber als Besitzer eines Badeortes muß man sich natürlich auf Alles verstehen.“

Bruned sah sich einer stark verblühten, wohlbeleibten Dame gegenüber, die mit mehr Würde als Anmuth und mit einem unveränderlichen Lächeln einem Kreise älterer Besucherinnen die Ehren des Hauses erwies. Sie sprach ein wenig durch die Nase, und es verschönte ihre äußere Erscheinung nicht, daß sie in kurzen Zwischenräumen eine an langem goldenem Griff befestigte Schildpattlorgnette vor die Augen führte. Den jungen Arzt, der ihr von ihrem Gatten vorgestellt wurde, behandelte sie ziemlich herablassend, und den Versuch, ein Gespräch zu beginnen, gab er in seiner ehrlichen Weise alsbald wieder auf, nachdem er von Frau Saroschin einige einfältige Antworten erhalten hatte.

„Meine Hildegard kann ich leider nirgends entdecken,“ meinte der Hausherr. „Wahrscheinlich ist sie bei dem jungen Volk, das draußen im Park herumschwärmt. Sie sollten sich selber aufmachen, lieber Doktor, sie da zu suchen.“

Obwohl er im Grunde wenig neugierig war, die Tochter der Frau Saroschin kennen zu lernen, benutzte Bruned doch bereitwillig die Gelegenheit, sich aus dem Kreise der älteren Damen zu flüchten. Nachdenklich schlenderte er in den Park hinein und war auf dem besten Wege, das Fest, zu welchem man ihn eingeladen hatte, ganz und gar zu vergessen, als er durch einen derben Schlag gegen die Stirn unsanft daran erinnert wurde. Ein fester kleiner Gummiball war ihm an den Kopf geflogen, und zugleich verrieth ihm fröhliches Lachen und Stimmengeschwirr, daß er sich in der Nachbarschaft des Lawn-tennis-Plazes befand. Ein paar Sekunden noch, dann schlüpfte die helle Gestalt einer schlanken jungen Dame durch das Gebüsch, um den verirrtten Ball zu suchen, und sie dankte mit sehr an-

muthigem Lächeln, als ihr Bruned den Uebelthäter überreichte.

„Er hätte mich um ein Haar erschlagen,“ sagte er, „und ich rathe Ihnen dringend, mein Fräulein, in der Umgebung dieses gefährlichen Übungsplatzes Warnungstafeln für unvorsichtige Spaziergänger anbringen zu lassen.“

„O, wenn es hier nur keine schlimmeren Gefahren gibt, als diese!“ meinte sie scherzend. „Wunden von solcher Art lassen sich wenigstens wieder heilen.“

„Und Sie meinen, daß man dies nicht von jeder Wunde sagen kann, die eine schöne Hand uns armen Männern schlägt?“

„Die unglücklichen Poeten pflegen es wenigstens zu behaupten. Mir für meine Person fehlt darin leider jede Erfahrung.“

„So lassen Sie sich belehren, mein Fräulein, daß die unglücklichen Poeten im Irrthum sind. Es gibt keine zerrissenen Seelen und keine gebrochenen Herzen in der Pathologie.“

„Da Sie das mit solcher Bestimmtheit behaupten, sind Sie vermuthlich selber ein Arzt.“

„Zu dienen! Ein Arzt, der ohne jedes eigene Verdienst den poesievollen Namen Harald Bruned führt.“

Die ausdrucksvollen braunen Augen, die vielleicht einzig dafür verantwortlich zu machen waren, daß er sich auf dies lustige kleine Gespräch eingelassen, betrachteten ihn noch aufmerksamer als zuvor.

„Herr Doktor Bruned — unser ärztlicher Direktor? Ah, das ist seltsam! Ich hatte mir ein ganz anderes Bild von Ihnen gemacht.“

„Vermuthlich ein vortheilhafteres. Aber es ist in jedem Fall sehr ehrenvoll für mich, daß Sie bereits vor dieser unserer ersten Begegnung die Liebenswürdigkeit hatten, sich mit meiner unbedeutenden Person zu befassen.“

„Das war wohl natürlich; denn in unserem Hause wurde öfter von Ihnen gesprochen. Ich heiße Hildegard Saroschin.“

Er machte ihr eine Verbeugung, und es war ihm auf dem Gesicht zu lesen, wie angenehm ihn die Uebersaschung berührte. Nein, sie hatte wirklich nicht die geringste Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, und selbst in ihren besten Jugendtagen konnte Frau Saroschin nichts von der Anmuth dieses achtzehnjährigen Kindes gehabt haben!

Bruneck wollte noch eine scherzende Frage im Ton ihrer bisherigen Unterhaltung an sie richten; aber da schallte vom Lawn-tennis-Platz herüber ihr von ungeduldigen Stimmen gerufener Name und mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen, Herr Doktor!“ schlüpfte sie behend mit ihrem Ball wieder durch die Hecke zurück.

Auf dem ordentlichen Wege folgte ihr Bruneck langsam nach, und außerhalb des abgesteckten Platzes blieb er stehen, um dem Spiele zuzuschauen. Aber es war leibiglich Fräulein Hildegard Saroschin, der seine beobachtenden Blicke folgten und für deren Spiel er sich interessirte.

„Sie ist noch ganz und gar Kind,“ dachte Bruneck; aber gerade diese harmlose Unbefangenheit, die so vollständig frei war von aller berechnenden Koketterie, war die Ursache des lebhaften Wohlgefallens, das er an seiner neuen Bekanntschaft fand. Da die Dunkelheit zunahm, mußte man zu allgemeinem Bedauern die Parthie aufgeben, noch ehe sie zur Entscheidung gelangt war. Die kleine Gesellschaft schickte sich an, in die Villa zurückzukehren, wohin die anderen in den Anlagen verstreuten Gruppen der Gäste wohl schon vorausgegangen waren, und es traf sich von ungefähr, daß Bruneck plötzlich wieder an Hildegard's Seite war.

Er gedachte denselben neckischen Ton anzuschlagen, auf den sie vorhin so bereitwillig eingegangen war; doch zu

seiner Ueberraschung sprang sie diesmal sogleich auf ein ernsthaftes Thema über. Sie fragte ihn nach dem Doktor Emmerich, von dem sie hier so viel Gutes gehört habe, und sie waren kaum ein paar Duzend Schritte nebeneinander hergegangen, als sie sich mitten in einem Gespräch befanden, das mit ihrem vorigen Geplauder nicht mehr die geringste Aehnlichkeit hatte. Mit Erstaunen erkannte der junge Arzt, daß seine hübsche Begleiterin über die verschiedensten Dinge, die junge Damen sonst wenig interessiren, vortrefflich unterrichtet war. Als sie an der Villa anlangten, war er in seinem Urtheil über sie vollständig irre geworden, und es wäre ihm nach dieser kurzen Unterhaltung jedenfalls kaum noch möglich gewesen, sie wie ein Kind zu behandeln.

Im Gartensaal waren inzwischen die Tafeln gedeckt worden, aber ehe man sich zu Tische setzte, stellte Saroschin der Gesellschaft noch einen verspäteten Gast vor, einen eleganten jungen Herrn mit schneidigem blondem Schnurrbart und von sehr selbstbewußtem Auftreten.

„Herr Bergamtsassessor Bernd v. Treysa, der Sohn eines meiner Berliner Freunde — ich denke, der Name klingt Ihnen seit drei Tagen nicht mehr unbekannt, meine Herrschaften!“

Er mußte in der That einen ganz besonderen Klang haben, dieser Name; denn Treysa wurde sofort der Mittelpunkt eines dichten Kreises von Damen und Herren, und Ausrufe rühmender Bewunderung ließen sich von allen Seiten vernehmen.

„Was ist es mit diesem Herrn?“ fragte Hildegard den Doktor, der sich noch immer neben ihr befand. „Ich habe bisher weder von seinem Vater noch von ihm gehört; aber er scheint ja eine sehr bedeutende Persönlichkeit zu sein.“

„Er verdient die Huldigungen, die ihm hier zu Theil werden, jedenfalls, Fräulein Saroschin; denn er hat sich

vor drei Tagen bei einem Grubenunglück im Marie-Luise-Schacht zu Friedenthal wirklich heldenmüthig benommen. Haben Sie denn nicht in den Zeitungen davon gelesen?"

„Kein Wort! Ach, bitte, erzählen Sie doch. Was soll er von mir denken, wenn ich hier die Einzige bin, die nichts von seinen Großthaten weiß?"

„In einem Abbau war eine Entzündung schlagender Wetter erfolgt, und infolge des ungeheuren Luftdrucks war ein Theil des Schachtes zusammengestürzt, so daß eine größere Anzahl von Bergleuten lebendig begraben war. Es handelte sich darum, rasche Hilfe zu bringen, aber das Rettungswerk war ein überaus gefährliches, denn in dem von der Katastrophe betroffenen Gebiet waren alle Gänge noch von den todbringenden Gasen erfüllt, und selbst beherzte alte Häuer, die sonst keine Gefahr scheuen, wenn es gilt, das Leben bedrohter Kameraden zu retten, erklärten es nach dem ersten Versuch für unmöglich, bis an die Unglücksstätte vorzudringen. Da soll dann nach den Zeitungsberichten Herr v. Treysa im Verein mit dem Obersteiger Reidhardt und einigen anderen Beamten ein leuchtendes Beispiel des Opfermuthes gegeben haben, und allein dem unerschrockenen Vorgehen dieser Männer soll es zu danken gewesen sein, wenn bis auf fünf, die bei der Explosion sofort getödtet worden waren, alle verschütteten Bergleute gerettet werden konnten. Es ist also wohl kein Wunder, wenn man jetzt das Bedürfniß fühlt, dem Herrn Assessor für seine schöne That Anerkennung zu zollen.“

„Hildegard!“ tönte in diesem Augenblick Saroschin's Stimme. „Wo bist Du denn, Kind? Auch Du mußt doch unseren Helden begrüßen.“

Ohne sich noch einmal nach Brunck umzusehen, folgte sie dem Rufe ihres Vaters, und der Arzt gewahrte, wie ihr Treysa im nächsten Augenblick eine seiner kavalierrmäßigen Verbeugungen machte. Was Hildegard ihm sagte,

konnte er nur nach dem Ausdruck ihrer ſprechenden braunen Augen und nach der lieblichen Berlegenheit in ihren Zügen vermuthen, deſto deutlicher aber ſchlug die mit lauter Stimme gegebene Antwort des Aſſeſſors an ſein Ohr: „Gnädiges Fräulein beſchämen mich. Iſt wirklich nicht der Rede werth — einfach verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, weiter nichts! Ein Bergbeamter iſt wie ein Offizier. Immer voran, ſobald es Ernst wird! — Haben Sie etwa jemals gehört, daß ein Offizier ſeine Leute vor'm Feinde im Stiche gelassen hätte? Und wenn ihm die Kerle an und für ſich auch noch ſo gleichgiltig wären, er ſteht und fällt mit ihnen, um ſeiner Soldatenehre willen. So eine beſondere Art von Ehre gibt es auch bei uns.“

Saroſchin klopfte ihm ganz entzückt auf die Schulter. „Geſprochen wie ein Edelmann! Ich werde Ihrem Herrn Vater ſchreiben, daß er guten Grund hat, ſtolz zu ſein auf ſeinen Sohn. Und nun geben Sie meiner Hildegard den Arm, wenn es Ihnen genehm iſt.“

Man vertheilte ſich an den prächtig gedeckten Tiſchen nach Belieben, und Bruned engagirte die Dame, die ihm zunächſt war, unbekümmert darum, daß ſie auf den Preis der Jugend und der Schönheit keinen Anſpruch mehr hatte. Sie gehörte zur Kurgelſchaft und trug ſeit dem erſten Tage ihres Hierſeins eine ſtille Schwärmerei für den jungen Doktor in ihrem altjüngferlichen Herzen. Darum fühlte ſie ſich ſehr beglückt durch ſeine Wahl und überbot ſich während des Eſſens in zarten Liebenswürdigkeiten für ihn. Aber ſie erntete trotz aller Bemühungen nur einen ſehr kärglichen Lohn, denn Bruned war einſilbig und zerſtreut. Hildegard und Treysa ſaßen ihm an der anderen Seite des Tiſches ſo nahe, daß er ihr Mienenspiel genau beobachten konnte; ſie ſchienen lebhaftes Gefallen an einander zu finden, denn ſie ſchenkten im Eifer des Geſprächs ihrer Nachbarſchaft nicht die geringſte Beachtung. Zuweilen

hörte Bruned Hildegard's helles Auflachen und sah den selbstzufriedenen Ausdruck, der dann jedesmal auf dem Gesicht ihres Tischherrn erschien. Seine Bewunderung für die Pflichttreue und den Heldenmuth des Bergassessors wurde dadurch zwar nicht geringer, eine gewisse Abneigung gegen seine Person aber begann sich nichtsdestoweniger fühlbar in ihm zu regen. Auch die Art, wie Treysa vorhin Hildegard's Anerkennung abgelehnt, hatte ihm nicht gefallen, und er empfand jedenfalls nicht das geringste Verlangen, seine nähere Bekanntschaft zu machen.

Als man die Aufhebung der Tafel von Seiten des Hausherrn erwartete, dröhnten plötzlich draußen Kanonenschläge, und vor den offenen Fenstern des Gartensaales stiegen Raketen und Leuchtkugeln zischend zum klaren Abendhimmel empor. Alles sprang auf und drängte hinaus, um das Feuerwerk anzusehen. Treysa reichte Hildegard den Arm, und Bruned glaubte wahrzunehmen, wie er ihr etwas zuflüsterte, das sie erröthen machte. Gleich darauf waren sie ihm im Gedränge entschwunden; seine stille Verehrerin aber wandte sich an ihn mit der schüchternen Frage: „Wollen wir nicht auch hinausgehen, das Feuerwerk zu betrachten, lieber Herr Doktor?“

Er führte sie artig an einen Platz, von dem aus sie einen ausgezeichneten Ueberblick hatte, doch als sie sich wenige Minuten später nach ihm umwandte, um in sinnigen Worten ihrem Entzücken Ausdruck zu geben, war er verschwunden.

Viertes Kapitel.

Die Wohnung Bruned's befand sich in einer der kleinen Villen nahe dem Badehause, und er mußte, um dahin zu gelangen, hart an dem Weißen Hause vorübergehen. Da gewahrte er auf dem Heimweg im Park deutlich eine helle Gestalt, die an einem Baume lehnte und seinen Stamm

mit ihrem rechten Arm umschlungen hielt. Er hätte geglaubt, daß es eines der Zimmermädchen sei, wenn ihn nicht das weiße Gewand, das gürtellos in langen Falten bis über den Boden hinfloß, an dieser Vermuthung irre gemacht hätte. Regungslos verharrte die Dame in ihrer seltsamen Stellung; durch die tiefe, nächtliche Stille aber, welche von Sarofchin's Villa herüber die lustigen Walzertakte der eben beginnenden Tanzmusik deutlich bis hierher klingen ließ, vernahm er ein Schluchzen, das nur von jenem Baume kommen konnte.

Langsam schritt er auf die Weinende zu, indem er seine Schritte absichtlich auf dem Rieselndes Weges knirschen ließ. Aber sie hörte ihn nicht, und erst als er dicht an ihrer Seite war, und, sie erkennend, mit unverhohlenem Erstaunen fragte: „Sie hier, Frau v. Wolferdingen? Und in solcher Betrübniß? Das Befinden Ihres Gatten hat sich doch nicht etwa verschlimmert?“ — erst da ließ sie den Arm langsam von dem Baumstamm herabgleiten und wandte ihm ihr in der Dunkelheit marmorweiß schimmerndes Antlitz zu.

„Nein!“ erwiderte sie, und wenn ihre Stimme auch noch voll Thränen war, so zeigte sich doch nichts von Schreck oder Bestürzung in ihrem Benehmen. „Es ging ihm heute Abend nicht schlechter, als sonst, und er schlief, als ich ihn verließ. Durch Ihr vortreffliches Mittel sind Sie wenigstens in dieser Hinsicht ihm und mir zum Wohlthäter geworden.“

Sie hatte ihr eben noch so herzbrechendes Weinen mit erstaunlicher Willensstärke unterdrückt, aber es war eine hoffnungslose, todestraurige Müdigkeit in ihren Worten.

„Lassen Sie uns hoffen, daß es bald der künstlichen Mittel nicht mehr bedarf, um Ihrem Gatten erquickenden Schlummer zu geben,“ tröstete er. „Sie selbst aber sollten sich nicht hier draußen der Gefahr einer Erkältung aussetzen. Sie sind leicht gekleidet, und die Abkühlung beim

Einbruch der Nacht ist hier in den Bergen oft sehr bedeutend.“

„Ah, was liegt an mir?“ sagte sie wegwerfend. „Und wenn jetzt der Tod mit seiner Sense über uns dahinführe, mich würde er doch verschonen, denn ich bin ja bestimmt, zu leben und zu leiden.“

„Ich begreife Ihre Niedergeschlagenheit; aber ich bitte Sie, den Muth nicht zu verlieren,“ sprach er ihr voll herzlicher Wärme zu. „Die Krankheit Ihres Gemahls ist schmerzhaft und langwierig; aber sein Leben ist nicht unmittelbar bedroht, und er kann es bei liebevoller Pflege trotz seines Leidens leicht bis auf achtzig Jahre bringen.“

„Bis auf achtzig Jahre!“ wiederholte sie, und in dem Ausdruck der vier Worte war etwas, das ihn erschreckte. Er mußte ihr nichts mehr zu sagen, und es blieb eine lange Weile still zwischen ihnen, bis Klona mit einer Kopfbewegung nach der Villa Saroschin hinüber das Schweigen brach.

„Warum tanzen Sie nicht da oben, Herr Doktor? Warum sind Sie nicht froh mit den Fröhlichen und jung mit den Jungen?“

„Es macht mir kein Vergnügen, Frau v. Wolferdingen,“ erwiderte er aufrichtig. „Solche Freuden verlieren ihren Reiz, sobald das Leben anfängt, uns ernstere Pflichten aufzuerlegen.“

Da machte sie eine ungestüme Bewegung und in wild leidenschaftlicher Verzweiflung brach es aus ihr hervor:

„Pflicht — Pflicht und immer wieder Pflicht! Ah, wie ich es hasse, dies unbarmherzige Wort, das mein Leben verwüstet und mich so namenlos elend macht! Wissen auch Sie mir von nichts Besserem zu sprechen, als von diesem grausamen, blutfaugenden Gespenst?“

Es war wie der gellende Aufschrei einer bis zum Wahnsinn gemarterten Seele, und Brunck fand in seiner Be-

ſtürzung über dieſen unerwarteten Ausbruch nicht ſogleich ein Wort tröſtender Beſchwichtigung. Aber es ſchien auch, als ob ſie dergleichen gar nicht erwartet hätte, denn ſchon nach wenig Sekunden fuhr ſie mit fliegendem Athem fort: „Meinen Sie nicht, daß auch ich einigen Anſpruch darauf hätte, dort drüben unter den Fröhlichen zu ſein? Was habe ich verbrochen, daß ich immer entſagend von ferne ſtehen muß, wenn Andere den Becher der Luſt in vollen Zügen leeren? Iſt es wirklich göttliches und menſchliches Recht, daß ein Augenblick der Verblendung gebüßt werden muß mit einem ganzen langen Leben voll Einſamkeit und Elend? Wer durfte ein Geſetz erlaſſen, das fühlenden Weſen die Pflicht auferlegt, unglücklich zu ſein?“

„Ein ſolches Geſetz gibt es nicht, gnädige Frau,“ ſiel Bruned herzlich ein, „und wenn die nervöſe Verſtimmung vorüber iſt, in der Sie ſich jetzt befinden, ſo werden Sie wieder daran glauben, daß ein ſtilles Glück auch aus treuer Pflichterfüllung erblühen kann.“

„Nein — nein — nein!“ wehrte ſie heftig ab. „Das iſt eine fromme Lüge, eine Erfindung ſchwächlicher Naturen, die ſich lieber von ihrem Schickſal erdrücken laſſen, als daß ſie es wagten, dagegen anzukämpfen. Noch nie iſt ein Glück aus Entſagungen und Entbehrungen hervorgegangen. Und das Bewußtſein, in knechtischem Gehorſam eine Pflicht erfüllt zu haben, die ein Frevel gegen die Natur iſt, kann nur demüthigen, nicht erheben.“

Er konnte ſie unmöglich in dieſer Gemüthsverfaſſung ſich ſelbſt überlaſſen. Sein ärztliches Gewiſſen würde es ihm verboten haben, auch wenn ihn nicht ein rein menſchliches Empfinden tiefften Mitleids hier zurückgehalten hätte.

„Laſſen Sie dieſe gefährliche Entmüthigung nicht Herrſchaft über ſich gewinnen!“ hat er eindringlich. „Wie ſchwer auch mitunter die Aufgabe ſein mag, die das Schickſal Ihnen zugetheilt hat, Sie haben darum doch noch keinen

Anlaß zu verzweifeln. Glauben Sie mir: es sind die höchsten der irdischen Freuden nicht, welche jene Sorglosen da oben genießen.“

Sie unterbrach ihn mit einem Kopfschütteln. „Wie wenig müssen Sie sich auf ein Frauenherz verstehen, wenn Sie mich zu trösten meinen, indem Sie mir zureden wie einem unvernünftigen Kinde! Nicht um ihr Spielen und Tanzen beneide ich die Glücklichen da drüben, sondern um ihre Freiheit, um ihr Recht, fröhlich zu sein und um ihre Hoffnungen auf Leben und Glück.“

Ihre jäh aufgeloberte Wildheit war wieder dem ersten traurigen Tone gewichen. Man hatte die Parkanlagen in der nächsten Umgebung von Saroschin's Villa durch lange Reihen von Papierlaternen erleuchtet, und die kleinen feurigen Punkte schimmerten fernher wie Glühwürmchen durch das dunkle Gebüsch. Dorthin richtete sich Klona's Blick, und ihre Augen kehrten auch nicht zu Brunet zurück, als sie nach einem abermaligen langen Schweigen mit halber Stimme fortfuhr: „Sie könnten das Alles vielleicht verstehen, wenn Sie die Geschichte meines Lebens kennen würden. Aber es mag sein, daß Sie meine Reden auch dann noch für schlecht und pflichtvergessen hielten; denn Sie sind ein Mann, und ich weiß ja nun zur Genüge, wie armselige Geschöpfe wir Frauen in den Augen der Männer sind. Ein Spielzeug, eine Köchin oder eine Sklavin, das ist Alles, was ihr aus uns zu machen wißt, und wir sind Verbrecherinnen, wenn unsere lebendige Seele sich aufzulehnen wagt gegen die unbarmherzige Tyrannei.“

„Sie irren,“ erwiderte er, „das ist die Meinung nicht, welche ich von Ihrem Geschlecht hege. Mein Beruf hat mich gelehrt, die Frauen zu achten und mit Bewunderung zu ihnen aufzusehen, wenn sie ihre hohe Bestimmung begreifen und erfüllen. Gerade ihre Seelenstärke und ihre

Fähigkeit, sich selbst zu verleugnen, ist es ja, die sie oft so hoch über uns Männer erhebt.“

Flona machte nur eine müde Handbewegung. „Ja, ja, ich kenne sie, diese schönen Worte, mit denen man uns zur Demuth und zur blinden Unterwerfung erziehen will, während sie bestimmt scheinen, uns zu schmeicheln. Ich kenne die Frauen nicht, denen Sie Ihre Bewunderung zollen, aber ich erhebe keinen Anspruch darauf, ihnen zu gleichen. Mich verlangt nicht nach Bewunderung, denn ich will keine Heilige sein; mich verlangt nur nach Mitleid und Theilnahme — ach, nur nach einer einzigen fühlenden Seele.“

„Und es lebt Ihnen keine Mutter oder Schwester, bei der Sie finden könnten, was Sie suchen?“

„Nein! Ich habe Niemand — ich bin ganz allein!“

Bruneck hatte ganz nahe an sie herantreten müssen, um ihr tonloses Flüstern zu verstehen, denn ein frischer Nachtwind hatte sich plötzlich erhoben und ließ rings um sie her die Blätter rauschen. Er unterschied erst jetzt mit voller Deutlichkeit die feinen Züge ihres marmorblaffen Gesichts, und sah in ihre großen, dunklen, schwermüthigen Augen. Ohne alle Ueberlegung, einer unwillkürlichen Eingebung folgend, streckte er ihr seine Hand entgegen.

„Wenn Sie Vertrauen zu mir haben wollen, so wenden Sie sich an mich, Frau v. Wolferdingen, als ob ich Ihr Bruder wäre!“

Zögernd nur legte sie ihre schmalen, eiskalten Finger in seine dargebotene Hand, und wie prüfend erhob sie langsam den Blick zu seinem Gesicht.

„Soll ich das ernsthaft nehmen, Herr Doktor? Noch vor einer Minute hielt ich mich fest überzeugt, daß Sie mich verachten.“

„Würde ich Ihnen meine Freundschaft angeboten haben, wenn es so wäre? Wir kennen uns ja nur wenig, aber

ich glaube trotzdem zu wissen, daß ich nicht jedes Ihrer Worte von vorn für den Ausdruck Ihrer wirklichen Gesinnung nehmen darf. Sie sind eine so treue und gewissenhafte Pflegerin Ihres kranken Gatten —“

„O, nur nichts davon, ich bitte Sie!“ fiel sie hastig ein, indem sie ihm ihre Hand entzog. „Und wenn wir Freunde werden sollen, so bemühen Sie sich nicht, mich in Ihren Gedanken besser zu machen, als ich es bin. Aber das braucht Sie ja nicht zu hindern, Theilnahme für mich zu hegen, nicht wahr? Sie müssen nur nicht daran denken, mich jemals bewundern oder richten zu wollen.“

„Nein, das werde ich sicherlich nicht thun!“ erklärte er. „Nie werde ich mir anmaßen, Ihr Richter zu sein.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte Hlona leise. „Und nun mögen Sie mich getrost allein lassen. Was Sie vorhin meine nervöse Verstimmung nannten, jetzt ist es vorüber.“

Sie raffte die Schleppe ihres Kleides zusammen und wandte sich dem Hause zu. Harald Bruned begleitete sie bis an die Schwelle. Er hatte erwartet, daß sie ihm noch einmal die Hand reichen würde; aber sie neigte nur freundlich das Haupt und war im nächsten Moment seinem Blick entschwunden.

Umsonst versuchte er, sich in der Stille seines Arbeitszimmers mit der Lektüre der wissenschaftlichen Zeitschriften zu beschäftigen, die er auf dem Schreibtisch vorfand. Das Bild der unglücklichen jungen Frau, die ihm plötzlich so nahe gerückt war, schob sich hartnäckig immer wieder zwischen alle die Vorstellungen, welche jene Lektüre in ihm erweckte.

„Vielleicht ist sie an den alternden Kranken verkauft worden,“ dachte er, „denn bei ihrer Jugend kann sie ja unmöglich länger als wenige Jahre mit ihm verheirathet sein. Es wäre ein abscheuliches Verbrechen, das man da an ihr begangen hätte, und ihre Verzweiflung wäre nur zu berechtigt.“

Es wurde ihm heiß in ſeinem Schreibſeſſel, und er trat an das offene Fenſter, um die glühende Stirn in der kühlen Nachtkluft zu baden. Drüben in Saroſchin's Park ſchimmerten noch immer die farbigen Lichter, und die fröhlichen Weiſen der Tanzmuſik ſchallten gedämpft zu ihm herüber. Ein anderes Bild war es, das bei dieſen Klängen in ſeiner Erinnerung lebendig wurde. Er ſah Hilbegard Saroſchin, wie ſie gleich einer Elfe vor ihm im Gebüſch aufgetaucht war, um ihren verirrtten Ball zu ſuchen, und er lächelte, als er an das naive Erſtaunen dachte, das ſie in kindlicher Aufrichtigkeit bei der Nennung ſeines Namens gezeigt hatte. Vielleicht war es doch eine Thorheit geweſen, daß er vor der lauten Fröhlichkeit da oben ſo ſchnell die Flucht ergriffen hatte, und es überkam ihn mit einem Male wie ein Verlangen, in das luſtige Feſteſtreiben zurückzukehren. Da aber ſtellte er ſich vor, wie Hilbegard jezt vielleicht in Treſja's Arm durch den Saal wirbelte, voll zärtlicher Bewunderung zu ihm aufſchauend, als zu dem vielgerühmten Helden des Tages — und mit einer beinahe ungeſtümen Bewegung ſchloß er das Fenſter, um an ſeinen Schreibtisch zurückzukehren.

Fünftes Kapitel.

Es war drei Tage ſpäter, als ſich Saroſchin und Doktor Harald Brunck in dem eleganten Arbeitszimmer des neuen Beſizers von Moosbach gegenüberſaßen, der Eine in gemächlicher Ruhe, mit übergeſchlagenem Bein und eine Cigarette zwiſchen den Lippen, der Andere aber in ſichtlicher, nur mühsam noch niedergehaltener Erregung.

„Das kann Ihr Ernst nicht ſein, Herr Saroſchin,“ ſagte er. „Durch dieſe Erhöhung der Kurtaxe und der Bäderpreiſe würden Sie ja vielen weniger bemittelten Per-

sonen die Benutzung der Quelle hinfort geradezu unmöglich machen.“

„Ihre Besorgniß ist wohl etwas übertrieben, lieber Freund! Für den Einzelnen fällt die kleine Steigerung kaum in's Gewicht, und am Ende wird Niemandem das Opfer zu groß sein, wenn er sich seine kostbare Gesundheit damit erkaufen kann.“

„Aber es scheint mir sehr wenig großmüthig, auf diese Bereitwilligkeit zu spekuliren. Ihr Vorgänger hat jeden derartigen Gedanken stets mit Entrüstung zurückgewiesen.“

„Mein Vorgänger, bester Herr Doktor, befand sich in einer ungleich günstigeren Lage, als ich. Er hatte die Quelle von seinen Vorfahren ererbt; ich aber habe sie mit nahezu zwei Millionen bezahlt. Wenn er human sein wollte, konnte er dieser Liebhaberei nachgehen, ohne sich den Ausfall sonderlich zu Herzen zu nehmen. Für mich indessen liegt die Nothwendigkeit vor, mein Kapital angemessen zu verzinsen, und es würde weder mir noch unserem Bade zum Vortheil gereichen, wenn ich aus Menschenfreundlichkeit aufhören wollte, mit den wichtigsten Faktoren einer gesunden Geschäftsführung zu rechnen.“

Er sagte das Alles verbindlich und liebenswürdig wie immer, aber er drückte sich ungleich gewählter und sorgfältiger aus, als es sonst seine Art war, vermuthlich um der offenbaren Gereiztheit des Doktors gegenüber seine überlegene Ruhe in ein desto helleres Licht zu setzen. Doch Bruned ließ sich dadurch sehr wenig imponiren.

„Ich glaube nicht, daß Doktor Emmerich diesen Umstand jemals außer Acht gelassen hat,“ sagte er, „und ich weiß, daß sich die von Ihnen gezahlte Kaufsumme auch unter den jetzigen Verhältnissen sehr vortheilhaft verzinst.“

„Nun, was dies Letztere anbetrifft, so werden Sie mir gestatten zu bemerken, daß ‚sehr vortheilhaft‘ ein relativer

Begriff iſt. Vielleicht war mein Vorgänger darin anſpruchsloſer, als ich.“

„Es iſt alſo Ihr feſter Entſchluß, jene Erhöhungen mit dem Beginn der Haupteaiſon einzuführen?“

„Die Pflicht der Selbſterhaltung iſt es, die mich dazu nöthigt.“

„Weſhalb aber, wenn Ihre Abſicht unerſchütterlich iſt, forderten Sie dann erſt meinen Rath?“

„Ich wollte keine der Höflichkeitsformen vernachläſſigen, die mir in unſerem perſönlichen Verkehr angemessen ſcheinen,“ antwortete Saroſchin artig, doch mit einigem Nachdruck.

„Und außerdem, beſter Herr Doktor, hegte ich den Wuſch, bei dieſer Gelegenheit noch einiges Andere zur Sprache zu bringen. Ich habe die Bücher hier nicht zur Hand; aber Sie werden mir ohne Zweifel aus dem Gedächtniſſe ſagen können, wie groß die Zahl der Freistellen für unbemittelte Kranke während des verwichenen Jahres war.“

„Sechszunddreißig, Herr Saroſchin!“

„Ah — wirklich?“ ſagte der Beſitzer von Moosbach mit gut geſpieltem Erſtaunen. „Für eine ſo weitgehende Wohlthätigkeit müſſen ja ganz außerordentliche Gründe vorgelegen haben.“

„Durchaus nicht! Die Zahl iſt ſeit Jahren eine feſtſtehende. Die erforderlichen Wohnungen bleiben im Nebengebäude des Kurhauſes von vornherein offen.“

„Und alle dieſe Leute zahlten für Wohnung, Verpflegung und Bäder nicht einen Pfennig?“

„Nicht einen Pfennig, Herr Saroſchin!“

„Wahrhaftig, ein bewundernswürdiger Herr, dieſer Doktor Emmerich! Es iſt ja ein kleines Vermögen, das er da alljährlich zum Fenſter hinausgeworfen hat; denn den Platz dieſer Almoſenempfänger hätten ſonſt natürlich zahlende Gäſte eingenommen.“

„Vielleicht! Aber wenn es eine Verſchwendung war,

so war es jedenfalls eine, die sich reichlich belohnt hat.“

„Anwiefern, wenn ich fragen darf?“

„Die Freistellen werden zumeist an gebildete Kranke vergeben, deren äußere Glücksumstände ihren Verdiensten nicht entsprechen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich ausspreche, daß dem Volke durch diese humane Einrichtung des Doktors Emmerich eine Fülle unschätzbaren Geisteskapitals erhalten worden ist.“

„Das ist sehr erhebend. Aber wenn es, wie Sie sagen, das Volk ist, welches davon Vortheil zieht, so sollte billiger Weise auch das Volk die entsprechenden Opfer bringen. Ich für meine Person sehe mich zu meinem Bedauern nicht in der Lage, dem sonst so schätzenswerthen Beispiel meines verehrten Vorgängers auch darin zu folgen.“

„Wie soll ich das verstehen, Herr Saroschin?“

„Ganz buchstäblich, lieber Herr Doktor! Wenn von der Bewilligung solcher Freistellen in diesem Jahre überhaupt noch die Rede sein kann, werden wir ihre Zahl jedenfalls auf ein sehr bescheidenes Maaß zurückführen müssen.“

„Sie vergessen, daß es sich dabei um eine Einrichtung handelt, an welcher nichts geändert werden darf.“

„Das wäre doch seltsam! Ist es denn nicht mein Geldbeutel, aus welchem da gewirthschaftet werden soll?“

„Darum habe ich mich nicht zu kümmern. In meinem Vertrage steht, daß ich über die Besetzung von sechsunddreißig Freistellen in jedem Jahre selbstständig und nach eigenem Ermessen zu verfügen habe.“

Saroschin machte ein höchst erstauntes Gesicht. „Ah, steht das wirklich in Ihrem Vertrage? Ich muß ihn wohl im Drange der Geschäfte sehr oberflächlich gelesen haben, wenn ich zu einer solchen Bestimmung meine Einwilligung geben konnte. Aber ich glaube es Ihnen ohne Weiteres,

und das ändert natürlich die Sache. Es handelt ſich alſo nicht mehr um eine Verfügung, ſondern um eine höfliche Bitte. Sie werden die Güte haben, ſtatt der ſechszund-dreißig Freiftellen nur ſechs oder meinetwegen auch zehn zu bewilligen. Wir können ja die Dachzimmer für die Aufnahme der Leute herrichten und Lehtere aus der Dienſtbotenküche beköſtigen.“

Ein dunkles Roth der Entrüſtung ſtieg in die Wangen des Arztes. „Es thut mir leid, Herr Saroſchin,“ ſagte er faſt rauh, „aber ich kann Ihrem Verlangen nicht entſprechen.“

„Das wäre in der That ſehr bedauerlich. Und Ihre Gründe?“

„Der einfachſte Grund iſt, daß ich meine Wahl unter den zahlreichen Bewerbern bereits getroffen und die Herren von der Bewilligung der Freiplätze benachrichtigt habe.“

„Sie fürchten alſo, dieſen Leuten gegenüber in eine etwas peinliche Lage zu gerathen?“ meinte Saroſchin ſehr liebenswürdig. „Das begreife ich vollkommen, und es muß ſelbſtverſtändlich meine Aufgabe ſein, Sie davor zu bewahren. Händigen Sie mir alſo freundlichſt die Adreſſen der Betreffenden ein und überlaſſen Sie es mir, Ihre erſte Mittheilung ſo zu berichtigen, daß ſowohl Ihre Autorität wie der Ruf Ihrer Menſchenfreundlichkeit vollſtändig gewahrt bleiben. Für die Zukunft aber werden Sie ſich von einer ſo läſtigen und zeitraubenden Verpflchtung wohl am bequemſten dadurch befreien, daß Sie die Entſcheidung über dieſe Dinge vertrauensvoll ganz in meine Hände legen.“

Bruneck erhob ſich und richtete ſich hoch auf. „Nein, Herr Saroſchin, das werde ich nicht! Es handelt ſich dabei nicht um mich und meine Autorität, ſondern um eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den edlen Mann, der Ihnen das Werk ſeines Lebens überlaſſen hat, weil Sie ihm verſprochen, es in ſeinem Geiſte weiter zu führen. Ich würde

seines Vertrauens unwerth sein, wenn ich hier nachgeben könnte."

Saroschin zündete sich eine neue Cigarette an und lud den Arzt durch eine beschwichtigende Handbewegung ein, sich wieder zu setzen.

„Diese Weigerung macht Ihrem Charakter alle Ehre; aber Sie werden sich eher zu einem kleinen Zugeständniß bereit finden lassen, wenn Sie erfahren, aus welchen Gründen es mir darauf ankommt, gerade für die nächste Zukunft einige Ersparnisse zu erzielen. Ich habe große Pläne mit unserem Bade. Aber, bitte, setzen Sie sich doch! — Warum sollen wir nicht als verständige Männer in aller Ruhe und Gemächlichkeit darüber plaudern?“

Nur widerstrebend leistete Brunck der Aufforderung Folge, und das Mißtrauen gegen die großen Pläne des Herrn Saroschin war ihm vom Gesicht zu lesen. Dieser aber neigte sich näher zu ihm und sagte in dem vertraulichen Tone eines Mannes, der einem Anderen die geheimsten Falten seines Herzens offenbart: „Sie halten mich vermuthlich für viel reicher, als ich es in Wahrheit bin. Von dem Kaufpreis, den ich für die Moosbacher Quelle mit ihrem Zubehör an Land und Gebäuden zahlen mußte, ist nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil aus meinem eigenen Vermögen geflossen. Den Rest habe ich selber gegen hohe Zinsen leihen müssen, und ich würde ein schlechter Geschäftsmann sein, wenn ich auf einer so unsicheren Grundlage weiter wirthschaften und mich allen möglichen Zufälligkeiten preisgeben wollte. Denn, mag die Moosbacher Quelle auch noch so gut sein, eines Tages könnte doch irgendwo eine entdeckt werden, die noch besser ist, und die allmächtige Herrscherin Mode könnte sich von uns abwenden. Die Wucht solcher Schläge zu ertragen, sind die Schultern eines Einzelnen unter allen Umständen viel zu schwach, und darum habe ich die Absicht“ — sein

Lächeln war in diesem Augenblick von wahrhaft bezaubernder Liebenswürdigkeit — „das Bad so bald als möglich in ein Aktienunternehmen zu verwandeln, wodurch sein Blühen und Gedeihen dann wohl für alle Zukunft gesichert wäre. Verstehen Sie jetzt, mein lieber Herr Doktor, weshalb ich gerade in dieser Saison ein möglichst hohes Betriebsergebniß erzielen möchte?“

„Nein, das verstehe ich noch nicht!“

„Sie scherzen oder Sie sind wirklich sehr unschuldig in Geschäftsangelegenheiten. Die Aktiengesellschaft müßte mir doch das Bad zunächst wieder abkaufen, und je höher der nachweisliche Jahresgewinn ist, desto höher ist natürlich auch der Preis. Daß ich bei der Sache etwas verdienen will, ist natürlich, und wenn Ihnen meine vorhin ausgesprochenen Wünsche, wie ich fast vermuthete, kleinlich und engherzig erschienen sind, so wollen Sie gefälligst bedenken, daß ich den Kaufpreis um zweimalhunderttausend Mark erhöhen kann, wenn wir während dieses Sommers nur zehntausend Mark überflüssiger Ausgaben ersparen.“

„Und eine Anzahl armer Kranken ist es, die Ihnen zu diesem Gewinn verhelfen soll! Es war vielleicht die letzte Hoffnung dieser Unglücklichen, die Sie kalten Blutes zerstören wollen, um sich zu bereichern. Aber ich gebe dazu meine Einwilligung nicht. Machen Sie Ihre Ersparnisse, wo immer es Ihnen beliebt, aber soweit die Wohlthätigkeitseinrichtungen des Doktor Emmerich in Frage kommen, bestehe ich auf meinem Recht.“

Sarofschin warf die halb gerauchte Cigarette in den Aschbecher und der verbindliche Ausdruck verschwand von seinem Gesicht.

„Sie werden sich das noch überlegen, Herr Doktor, denn Sie haben mich vorhin nicht bis zu Ende gehört. Es war vielleicht ungeschickt, daß ich nur von mir sprach. Mein Vortheil würde ja selbstverständlich auch der Ihrige

sein, denn ich bin gern bereit, Sie bei einem Wiederverkauf der Quelle mit einem angemessenen Prozentsatz an meinem Gewinn zu betheiligen. Es könnte sich dabei unter Umständen um eine sehr bedeutende Summe handeln und —“

„Nicht weiter, Herr Saroschin, denn ich könnte Ihr Anerbieten nach dem, was voraufgegangen ist, nur für eine persönliche Beleidigung nehmen. Und es bedarf für mich keiner Ueberlegung. Ich halte es für unmöglich, länger auf einem Plage zu bleiben —“

„Ach, Väterchen, ich glaube, die Arbeiter richten oben unter Deiner Jagencensammlung arges Unheil an. Die Mutter und ich, wir können sie nicht daran hindern; denn wir verstehen ja selber nichts von Deinen Schüsseln und Krügen.“

Es war Hildegard's frische Stimme, die mit diesen Worten das Gespräch unterbrach. Sie stand plötzlich zwischen den Vorhängen der in das Nebenzimmer führenden Thür, und ein freundliches Kopfnicken begrüßte den Arzt, der betroffen mitten in seiner Erklärung inne gehalten hatte.

Saroschin aber, der bis dahin so bewundernswerth ruhig gewesen war, fuhr in großer Erregung aus seinem Sessel auf.

„Zum Fenster auch — wer hat denn den Kerlen erlaubt, die Kisten in meiner Abwesenheit auszapfen? Da muß ich natürlich sofort hinauf. Entschuldigen Sie mich, Herr Doktor; wir wollen morgen, wenn Sie die Sache etwas gelassener ansehen, weiter darüber reden.“

Eilig stürzte er aus dem Zimmer; Hildegard aber that ein paar Schritte auf Brunck zu und flüsterte: „Es war eine Kriegslist. Glücklicherweise ist sie gelungen.“

„Eine Kriegslist?“ wiederholte er erstaunt. „Ich weiß nicht, mein Fräulein —“

„Nst — nicht so laut! Sie sollen sich bei mir bedanken, denn ich habe Sie daran verhindert, ein großes Unrecht zu begehen.“

„Ah, Sie haben also gehört —“

„Ja, ich habe gehört, weil ich gehorcht habe. Anfangs ganz unfreiwillig, denn ich saß hier nebenan und wartete auf die Mutter, zuletzt aber mit voller Absichtlichkeit und mit klarem Bewußtsein der Verwerflichkeit solchen Beginns. Wollen Sie mich trotz dieses Geständnisses noch als Bundesgenossin annehmen, Herr Doktor?“

Ihr Gesicht erschien ihm unter dem allerliebsten Strohhütchen noch reizender als gestern, und ihre braunen Augen sahen so schelmisch und zugleich so kindlich vertrauensvoll zu ihm auf, daß all' sein Aerger dahinschmolz wie Märzenschnee in der Sonne.

„Ich könnte mir keinen besseren Bundesgenossen wünschen, aber ich verstehe noch immer nicht recht, gegen wen Sie mir Beistand leisten wollen.“

„Gegen den Geschäftsgeist meines Vaters und gegen Ihre eigene Empfindlichkeit; denn das sind zwei Gegner, die in ihrer Unverträglichkeit arges Unheil anrichten könnten. Waren Sie nicht eben auf dem besten Wege, fahnenflüchtig zu werden?“

„Ich kann unter solchen Umständen nicht auf meinem Posten bleiben, Fräulein Saroschin.“

„Aber Sie dürfen ihn nicht verlassen, Sie dürfen nicht! Wer soll sich denn der Schützlinge des Doktor Emmerich noch annehmen, wenn Sie nicht mehr da sind, der Einzige, der den Muth und auch die Macht hat, ihr Interesse zu vertreten?“

„Meine Macht steht, wie ich fürchte, nur auf dem Papier. Da die Bewilligung des erforderlichen Geldes von Ihrem Herrn Vater abhängt, wird es ihm trotz aller Vertragsbestimmungen nicht schwer fallen, seinen Willen durchzusetzen.“

„Deshalb eben biete ich mich Ihnen ja zur Bundesgenössin an. Aber ich thue es nicht umsonst. Sie müssen einen förmlichen Pakt mit mir schließen.“

„Das klingt äußerst bedenklich. Aber ich bin bereit, Ihre Bedingungen zu vernehmen.“

„Ich verbürge mich dafür, daß in der Befezung der Freistellen nichts geändert werden soll, daß alle Sechszunddreißig, für die Sie sich entschieden haben, Aufnahme finden.“

„Sie müssen Ihrer Macht über Herrn Saroschin sehr gewiß sein, wenn Sie solche Bürgschaft übernehmen können.“

„Mein Vater weiß, daß ich ihn nicht oft um etwas bitte, daß ich dann aber sehr unglücklich sein würde, wenn er mir's abschläge. Er hat mich zu lieb, um mir einen Kummer zu bereiten, den er mir ersparen kann. Und wenn es auch anders wäre, für Ihre sechsunddreißig Kostgänger werde ich bis zum letzten Blutstropfen kämpfen.“

Obwohl sie noch immer in scherzendem Tone sprach, blitzte es doch wie wirklicher Kampfesmuth in ihren braunen Augen. Bruned fand sie in diesem Moment geradezu bezaubernd schön, aber er fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, ihre Entschlossenheit ein wenig auf die Probe zu stellen.

„Und die hunderttausend Mark, die Ihrem Herrn Vater dadurch entgehen könnten? Bedenken Sie Ihr Vorhaben wohl, mein Fräulein, es ist eine sehr schöne Summe.“

„Ach, wie garstig!“ sagte sie vorwurfsvoll. „Halten Sie mich für geldgierig oder für einen weiblichen Spekulant?“

„Nein, nein, gewiß nicht!“ versicherte er eifrig. „Ich halte Sie für eine liebenswürdige und warmherzige junge Dame, und nehme Ihren Beistand an, schon weil ich meiner armen Kranken wegen gar nicht das Recht habe,

ihn zurückzuweiſen. Aber ich habe freilich Ihre Gegenbedingungen noch nicht gehört.“

„Es handelt ſich nur um eine einzige. Sie müſſen mir in die Hand verſprechen, daß Sie auf Ihrem Poſten bleiben werden, ſelbſt wenn Ihnen mein Vater noch öfters ähnliche Zumuthungen machen ſollte. Sagen Sie nur jedesmal ſtandhaft Nein, wie Sie es heute gethan haben, und wenn Sie fürchten, daß er ſeinen Willen um jeden Preis durchſetzen werde, ſo wenden Sie ſich an mich, als an Ihren guten Kameraden. Ich werde immer da ſein, um wenigſtens das ſchlimmſte Unheil zu verhindern.“

„Wer könnte einem ſolchen Anerbieten widerſtehen! So war mein edler Freund doch nicht ganz im Irrthum, als er hoffte, daß ſein Geiſt hier weiterleben würde.“

„O, es iſt gar nichts Bedeutendes in dem, was ich da thun will. Und es braucht natürlich auch Niemand etwas von unſerem geheimen Vertrage zu wiſſen. Aber Sie verſprechen mir, daß Sie nicht gehen werden — ja?“

Er umſchloß die kleine feſte Hand, die ſich ihm zutraulich entgegenſtreckte, mit warmem Druck. „Ja, ich verſpreche es, Fräulein Saroſchin! Das Bewußtſein, einen ſolchen Kameraden gefunden zu haben, muß mich wohl mit neuem Muth e erfüllen.“

„So iſt's recht! Und wir wollen immer gute Kameraden bleiben, nicht wahr? Aber nun muß ich fort. Ich höre draußen die Stimme meiner Mutter, und unten wartet bereits der Wagen, der uns nach Friedenthal bringen ſoll. Herr v. Treyſa will uns das Kohlenbergwerk zeigen, und ich freue mich ſchrecklich darauf, denn ich mache mir ganz märchenhafte Vorſtellungen von der dunklen Tiefe und ihren geheimnißvollen Gewalten. Sind Sie ſchon einmal in ſo einem Schacht geweſen, Herr Doktor?“

„O ja, und ich vermuthete, Sie werden nicht wenig enttäuſcht ſein, denn da drunten werden Sie kaum etwas

Anderes finden, als bedrückende Finsterniß und Enge. Die Poesie des Bergmannsberufes existirt nur für Diejenigen, die seine herbe Mühsal und seine unaufhörlich drohenden Gefahren nicht kennen. Eine nähere Bekanntschaft mit den geheimnißvollen Gewalten der Tiefe aber bleibt Ihnen bei Ihrem Besuche hoffentlich erspart."

Mit sorglosem Lächeln schüttelte Hildegard den Kopf. „Ich fürchte mich nicht, denn ich werde ja in Herrn v. Treysa einen Beschützer haben, dem man wohl vertrauen darf. Ich glaube, unter seiner Führung würde ich getrost auch in die schauerlichsten Schlünde hinabsteigen. Es ist etwas so Mannhaftes und Ritterliches in seiner Natur, finden Sie das nicht auch?“

Eine unangenehme, erkältende Empfindung ging durch Bruned's Herz. „Ich kenne ihn wohl zu wenig, um darüber zu urtheilen,“ sagte er in einem so veränderten Ton, daß sie erstaunt aufblickte. „Doch ich darf Sie nicht länger aufhalten. Möge Ihre Fahrt in die Unterwelt eine glückliche sein, Fräulein Saroschin!“

Er verbeugte sich und ging — unzufrieden mit sich selbst und doch außer Stande, die peinliche Verstimmung abzuschütteln, mit welcher der Schluß ihrer Unterhaltung ihn erfüllt hatte. —

Während der nächsten achtundvierzig Stunden kam ihm Saroschin überhaupt nicht zu Gesicht; am dritten Tage aber begegneten sie einander auf der Promenade. Der Besitzer von Moosbach sah zwar etwas weniger heiter aus, als sonst; aber er begrüßte den jungen Arzt nichtsdestoweniger artig, und plauderte mit ihm über eine Menge gleichgiltiger Dinge. Erst als Bruned schon an den Hut griff, um sich wieder von ihm zu verabschieden, sagte er leichtthin: „Was übrigens die Freistellen anbetrifft, die Ihnen so sehr am Herzen liegen, so mag es damit in diesem Jahre meinethwegen noch beim Alten bleiben. Ich

rechne dafür auf Ihr Entgegenkommen in anderen Fragen, über die wir gelegentlich einmal reden können. Am Ende wäre es ja wirklich etwas unbarmherzig gewesen, die Hoffnungen der armen Teufel zu zerſtören.“ —

„Sie hat ihr Wort rechtſchaffen eingelöst,“ ſagte Bruned bei ſich ſelbſt. „Ein wackeres Mädchen!“

Sechstes Kapitel.

Bernd v. Treyſa ſaß an ſeinem Schreibtisch mit einem ſo finſteren Geſicht, wie es der Kanzleidienſter Matthes ſonſt nur während der letzten Tage des Monats an dem jungen Herrn zu ſehen gewöhnt war. Vor einer Stunde hatte er einen Brief erhalten, der wohl die Urſache ſeiner argen Verſtimmung ſein mußte, denn er griff wieder und wieder nach den eng beſchriebenen Blättern, die er zuerſt ärgerlich bei Seite geworfen hatte, und überſlog mit gefurchter Stirn ihren Inhalt auf's Neue. Namentlich die letzte Seite war es, die ſehr unerfreuliche Gedanken in ihm zu wecken ſchien, denn auch als er jeden Satz unzweifelhaft längſt auswändig wiſſen mußte, ſtarrte er noch immer, in verdrießliches Sinnen verloren, auf ſie hin.

Diese letzte Seite aber lautete:

„Du kannſt Dir denken, daß es mir nicht ganz leicht geworden iſt, Dir meine kritiſche Lage ſo rückhaltlos zu ſchildern. Deine unaufhörlichen, dringenden Geldforderungen, die ich nicht länger erfüllen kann, ohne mich gegen die übrigen Mitglieder meiner Familie ſchwer zu verſündigen, haben mich indeſſen endlich dazu gezwungen, und Du wirſt nunmehr begreifen, daß es nicht Geiz oder Hartherzigkeit iſt, wenn ich Dir erkläre, daß Du auf mich nicht weiter zu rechnen haſt. Du mußt entweder Deine Ausgaben mit Deinen Einnahmen in Uebereinstimmung bringen, oder irgend einen entſcheidenden Schritt thun, der geeignet

ist, Deine Vermögensverhältnisse zu verbessern. Ich habe mit vielem Interesse gelesen, was Du mir von Deinen freundlichen Beziehungen zu dem Hause des Herrn Saroschin schreibst, und obwohl ich in Bezug auf die Person dieses Herrn nicht ganz frei von gewissen Bedenken bin, würde ich doch, wenn Dir das junge Mädchen gefällt, meine Zustimmung zu einer Verbindung nicht verweigern. Saroschin steht in dem Rufe eines verwegenen Spekulanten, und Niemand weiß mit Bestimmtheit zu sagen, wie es um seinen scheinbaren Reichthum in Wirklichkeit bestellt ist. Aber ich zweifle nicht, daß er seiner einzigen Tochter eine sehr anständige Mitgift geben würde, schon um seinen Kredit dadurch zu festigen und zu erhöhen. Wenn Du also den rechten Augenblick nicht versäumst, könnte sich Dir hier wohl eine Möglichkeit bieten, Deine Zukunft zu sichern. Du wirst ja inzwischen über die Natur Deiner Gefühle für Fräulein Saroschin mit Dir in's Reine gekommen sein, und Du wirst Dir wohl selber sagen, daß ein langes Zögern und Schwanken hier um so weniger am Platze wäre, als unzweifelhaft auch andere junge Herren auf die vortheilhafte Parthie bereits aufmerksam geworden sind. Es wird mich um Deinetwillen freuen, wenn ich bald von einem günstigen Erfolge vernehmen kann, und in dieser Hoffnung begrüße ich Dich als Dein Dich liebender Vater.“

Wieder warf Treysa den Brief in wenig respektvoller Weise bei Seite; nach einigen weiteren Minuten verdrießlichen Nachdenkens aber sagte er laut: „Schließlich hat er ganz Recht! Das ängstliche Hinziehen und Zappeln kann ja doch zu nichts führen. Machen wir also ein Ende!“

Er steckte den Brief in die Tasche und warf die über den Schreibtisch verstreuten Aktenstücke auf einen Haufen.

„Matthes!“

„Herr Assessor!“

„Ist der Bergrath noch in seinem Bureau?“

„Jawohl, Herr Assessor!“

„Bewünscht! Dann wird er natürlich wieder die Nase hier hereinstecken, sobald ich eben fort bin. Aber es hilft nichts. Sie müssen ihm irgend etwas vorlügen, Matthes, ich habe was Wichtiges zu besorgen.“

„Lassen Sie mich nur machen, Herr v. Treysa! Aber soll ich nicht vielleicht rasch hinüber springen und ein Sträußchen besorgen? Habe vorhin wundervolle Rosen im Schaufenster gesehen — Marshall Nielson, wie sie im Buch stehen.“

„Bleiben Sie mir vom Halse mit Ihren Rosen! Ich wollte, daß ich etwas sparsamer umgegangen wäre mit dem Zeug.“

Der Kanzleidiener verstummte, denn er wußte, daß Treysa sehr empfindlich war gegen vertrauliche Scherze, sobald er sich in übler Laune befand. Und der Assessor mußte wirklich überaus schlecht aufgelegt sein, da er es sogar unterließ, sich vor dem Fortgehen seines Spiegels und seiner Taschenbürste zu bedienen — ein Fall, der sich nach den Erinnerungen des alten Matthes noch nie zuvor ereignet hatte.

Ohne jedes Zaudern und raschen Schrittes schlug Treysa den Weg nach dem Häuschen der Frau Hengersdorf ein. Das Hausthor stand offen, und da er sicher war, daß Helene daheim sei, klopfte er unbedenklich an die Thür ihres Zimmers.

Ein halb erschrockenes und halb freudiges „Hercin!“ antwortete ihm von drinnen. Erröthend stand die junge Lehrerin bei seinem Eintritt von ihrem Platz am Tische auf, und Treysa's scharfe Augen gewahrten, wie sie sich bemühte, einen angefangenen Brief vor ihm zu verbergen.

„Guten Tag, Bernd!“ sagte sie mit dem nur halb ge-

lungenen Versuch, eine schmolgende Miene aufzusetzen. „Du hast mich also doch noch nicht ganz vergessen!“

Er küßte sie und las dabei die Ueberschrift des Briefes, den sie nicht mehr ganz zwischen die Lössblätter der Schreibmappe hatte schieben können.

„An mich?“ fragte er. „Wolltest Du mir etwa wegen meines Ausbleibens Vorwürfe machen?“

„Vorwürfe? Nein, gewiß nicht! Aber mir war so bange! Seit fünf langen Tagen hatte ich Dich nicht mehr gesehen.“

Dabei schlug sie die Augen voll hingebender Zärtlichkeit zu ihm auf. Den Assessor aber schien dieser Blick in Verlegenheit zu setzen, denn er wandte sich ab.

„Ich war sehr stark beschäftigt,“ erwiderte er, „und hoffte, Dich durch eine freudige Neuigkeit für die kurze Entbehrung schadlos halten zu können. Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, wenn es nun ganz anders gekommen ist.“

Schon der Ton seiner Stimme mußte ihr verrathen haben, daß er Schlimmes brächte, denn sie legte bestürzt ihre Hand auf seinen Arm.

„Um Gottes willen, Bernd,“ bat sie angstvoll. „Sage mir schnell, was Dir geschehen ist! Du mußt doch nicht fort von hier?“

„Ach, wenn es nichts Aergeres wäre, als das! Aber es ist viel ernster. Ich habe meinem Vater Alles entdeckt, Helene!“

„Ach, und nun ist es gekommen, wie ich gefürchtet habe, nicht wahr? Er verweigert uns seine Einwilligung.“

Treyfa, der jetzt sehr düster dreinschaute, machte eine bejahende Bewegung. „Es wäre zwecklos, wenn ich Dir's verheimlichen wollte. Er ist außer sich, er droht mir mit Fluch und Enterbung.“

Helene preßte die gefalteten Hände auf das Herz, das

Blut war aus ihren Wangen gewichen, und ihre Augen standen voll Thränen.

„Und es gibt keine Hoffnung mehr?“ fragte sie leise.
 „Er wird niemals anderen Sinnes werden?“

„Daran ist kaum zu denken. Er hat sich in seinem Briefe mit einer Entschiedenheit ausgedrückt, die mir es überhaupt unmöglich macht, meine Bitte jemals zu wiederholen.“

„Das ist schrecklich, Bernd! Und was soll nun werden?“

Er antwortete ihr nicht sogleich, sondern durchmaß ein paarmal das Zimmer wie Jemand, der sich in höchster Aufregung befindet.

„Ich werde Dich natürlich nicht im Stiche lassen,“ stieß er endlich hervor. „Aber mit meiner Laufbahn ist's aus. Wir werden wohl so eine Art von Landstreicherverleben beginnen müssen.“

„Bernd!“ schrie sie auf. „Was sagst Du da? Ich sollte es gewesen sein, ich, die Deine Zukunft vernichtet hat?“

„Ich rede nicht von etwas, das bereits geschehen ist, sondern von dem, was unfehlbar künftig geschehen wird. Ohne die Unterstützung meines Vaters kann ich die begonnene Laufbahn nicht fortsetzen. Und da er geschworen hat, mir keinen Pfennig mehr zu bewilligen, muß ich mich eben bei Zeiten nach etwas Anderem umsehen, nach einer Stellung als Schreiber vielleicht oder nach einem Aufseherposten. Es sei denn, daß wir den heroischen Entschluß fassen, gemeinsam einen Sprung in's Wasser zu thun.“

Er stand jetzt mit über der Brust verschränkten Armen am Fenster und blieb beharrlich in dieser Stellung, die es ihm ersparte, Helenen in's Gesicht zu sehen. Er hörte nur ihr leises Schluchzen hinter seinem Rücken, und plötzlich fühlte er, wie sich ihr Kopf an seine Schulter lehnte.

„Womit haben wir es nur verdient, Bernd, so unglücklich zu sein?“

„Es dürfte nicht viel Nutzen haben, sich mit der Beantwortung dieser Frage den Kopf zu zerbrechen. Am Ende beging ich eine Thorheit, mich meinem Vater zu offenbaren; aber es hätte mit der Geheimnißkrämerei doch auch nicht bis in alle Ewigkeit weitergehen können. Wir werden nun also den Kampf mit dem Schicksal aufnehmen, wie es so schön bei den Dichtern heißt, und nach einer Reihe von Jahren, sofern uns das Glück hold ist, werden wir's vielleicht dahin gebracht haben, uns wie zwei Schwalben irgendwo hoch oben unterm Dach unser trauliches Nest zu bauen. Es wird nicht sehr lustig sein; aber die Liebe muß uns eben helfen, es zu ertragen.“

„Und wenn Du mich jetzt aufgeben würdest?“ hauchte sie kaum vernehmlich. „Würde sich Dein Vater dann verfühnen lassen?“

„Er verlangt ja nichts Anderes als das. Aber es ist ein Unsinn, von solcher Möglichkeit zu reden.“

„Nein, Bernd, wir müssen gerade davon reden,“ und ihre Stimme, die anfänglich noch von Thränen erstickt war, gewann allgemach an Festigkeit, „denn es ist selbstverständlich, daß Du solche Opfer nicht für mich bringen darfst. Wie könnte ich glücklich werden mit dem Bewußtsein, daß Du alle Deine Hoffnungen und Aussichten hingegeben hast um meinetwillen!“

„Daran ist doch nun 'mal nichts zu ändern, und wir müssen eben versuchen, damit fertig zu werden. Ich hatte einigen Ehrgeiz, das ist richtig, und meine Aussichten waren nicht schlecht. Aber man lebt auch ohne das; und wenn es kein ordentliches Leben mehr ist, so bleibt es doch vielleicht immer noch ein ganz leidliches Vegetiren.“

„Ich aber müßte das schlechteste und selbstsüchtigste Geschöpf auf Erden sein, wenn ich das zugeben könnte. Wenn Du zu großmüthig und edel bist, um mich aufzugeben — nun wohl, so will ich es sein, die unser Verlöbniß löst.“

Mit gut gespielter Ueberraschung wandte Treysa sich ihr zu. Er sah, daß ihr hübsches Gesichtchen ganz farblos geworden war, und daß es innerhalb der wenigen Minuten verfallen schien, wie das Antlitz einer Schwerkranken.

„So ist Dir die Gelegenheit vielleicht sehr willkommen?“ polterte er, um die Gelegenheit nach Kräften auszunützen, aber er gab diese Taktik sogleich wieder auf, als er dem großen, hoheitsvollen Blick ihrer voll aufgeschlagenen Augen begegnete.

„Du weißt, daß es nicht so ist, Bernd,“ sagte sie einfach. „Wenn ich Dir entsage, so entsage ich Allem, was mich froh und glücklich gemacht hat. Aber ich habe ja keine Wahl. Und jetzt, nachdem wir eingesehen haben, daß es nicht anders sein kann, jetzt wollen wir es uns nicht noch schwerer machen — es ist ja schon so hart, so grausam hart.“

Ihre Kraft brach nun doch zusammen, und sie begann auf's Neue zu schluchzen. Treysa fühlte, daß ein weiteres scheinbares Widerstreben ihren hochherzigen Entschluß noch leicht genug würde erschüttern können, und es schien ihm darum an der Zeit, die Sache zum Abschluß zu bringen.

„Ich hätte nie geglaubt, daß es dahin kommen könne. Wahrhaftig, mein Vater wird es nicht leicht haben, sich meine kindliche Liebe zurück zu gewinnen. Nimmermehr wäre mir der Wunsch aufgestiegen, mich um einen solchen Preis mit ihm zu versöhnen, und Du wirst nie vergessen dürfen, Helene, daß es Dein Wille ist, nicht der meinige, der uns trennt.“

Die junge Lehrerin hatte das Gesicht in den Händen verborgen und schüttelte statt aller Antwort nur den Kopf. Es war also doch wohl nothwendig, ihr noch etwas Tröstliches zu sagen.

„Wie ich es übrigens ertragen soll, ein Leben ohne Dich zu führen, ist mir in diesem Augenblick noch völlig

unfaßlich," meinte er, indem er die Zitternde an sich zog. „Wir hätten so glücklich sein können — und nun — es wird eine recht trostlose Wüstenreise werden.“

Für eine kurze Zeit nur hatte sie seine Liebkosung geduldet, mit sanfter Entschiedenheit machte sie sich dann aus seinen Armen los und drückte das Taschentuch an die Augen, um die Spur ihrer Thränen zu trocknen.

„Laß uns tapfer sein, Bernd! — Unsere Liebe wird ja nicht enden, auch wenn wir einander nicht mehr sehen und sprechen dürfen. Feierlich gelobe ich Dir in dieser schweren Stunde, daß ich nie einem anderen Manne angehören werde.“

„Ein solches Gelöbniß kann ich unmöglich annehmen, liebste Helene! Du bist ja noch so jung — mit der Zeit wirst Du es schon lernen, mich zu vergessen und wirst irgend einen braven, tüchtigen Menschen —“

Sie ließ ihn nicht aussprechen, sondern fiel ihm mit einem energischen Kopfschütteln in die Rede.

„Niemals! So wie ich Dich geliebt habe, liebt man nur einmal in seinem Leben. Könntest Du denn in diesem Augenblick daran denken, Bernd, früher oder später eine Andere an meine Stelle zu setzen?“

„O gewiß nicht!“ versicherte Treysa sehr eifrig. „Es ist eine ganz unmögliche Vorstellung.“

„Und doch wolltest Du mich einer solchen Schlechtigkeit für fähig halten?“ fragte sie mit sanftem Vorwurf. „Nein, mein Geliebter, wir wollen uns Treue halten, auch wenn es hier auf Erden keine Hoffnung für uns gibt. Diese Zuversicht ist ja meine einzige Stütze — sie allein wird mir die Kraft verleihen, weiter zu leben.“

Er gab es auf, sie von der romanhaften Uberschwenglichkeit eines solchen Glaubens zu überzeugen. Daß sich die Lösung ihres Verhältnisses so über Erwarten einfach und friedlich vollzog, war ja eine Annehmlichkeit, der zu Liebe man schon ein wenig Komödie spielen konnte.

„Du bist mein starkes, hochherziges Mädchen!“ sagte er, indem er ihre Hand an seine Lippen führte. Und nach einer kleinen Kunstpause fügte er in seinem sanftesten Tone hinzu: „Aber bei all' Deiner Tapferkeit darfst Du Dir doch nichts Uebermenschliches zumuthen, mein Lieb! Wir können nicht an demselben Orte bleiben, wenn nicht bei jeder zufälligen Begegnung die schmerzlichen Wunden von Neuem bluten sollen. Ich würde um meine Versehung einkommen, wenn ich nicht fürchten müßte, damit den ernstesten Unwillen meiner Vorgesetzten zu erregen. Du aber bist durch nichts gefesselt, und es wird Dir gewiß nicht schwer fallen, in einer anderen Umgebung einen neuen Wirkungskreis zu finden.“

Schon an ihrem Mienenspiel erkannte er, daß sein Vorschlag nicht ihre Zustimmung fand.

„Nein,“ erklärte sie mit einem entschiedenen Kopfschütteln. „Du darfst das nicht von mir fordern, Bernd, wenn Du nicht willst, daß ich vollends verzweifle. Ich habe ja jetzt nichts mehr, was mich an das Dasein fesselt, als die Liebe meiner kleinen Schülerinnen. Soll ich auch dies Letzte noch hergeben, so bleibt mir in Wahrheit keine andere Zuflucht mehr, als der Tod.“

„Ich will nur Dein Bestes, wenn ich Dir einen solchen Rath ertheile, liebe Helene! Es würde doch kaum zu vermeiden sein, daß wir einander hier und da treffen, und die Qualen dieser Stunde würden dadurch jedesmal auf's Neue heraufbeschworen werden.“

„Fürchte davon nichts für mich!“ sagte sie ruhig. „Was auch in meinem Herzen vorgehen mag, ich weiß jetzt, daß ich stark genug sein werde, es zu überwinden.“

Treysa konnte seine Ueberredungsversuche nicht fortsetzen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ihr Mißtrauen zu erregen. So beschied er sich denn bei ihrer Weigerung; aber der finstere Ausdruck seines Gesichtes war jetzt viel

weniger erkünstelt, als vorher. Es war seine Absicht gewesen, sie noch um die Rückgabe seines Bildes zu bitten; doch er hatte nun nicht mehr den Muth dazu, denn er sah voraus, daß Helene ihm mit ähnlichen Gründen antworten würde, wie bei dem Vorschlag, ihre Stellung in Friedenthal aufzugeben. Und er fühlte sich dieser thränenreichen Sentimentalität gegenüber zu unbehaglich, als daß er sie ohne zwingende Noth noch zu weiteren Aeußerungen derselben hätte veranlassen sollen.

Als draußen eine Thür klappte, und der schlurfende Schritt der Frau Hennersdorf auf dem Flur vernehmlich wurde, schien ihm ein günstiger Anlaß gefunden, diese Trennungsscene rasch zu enden.

„Deine Wirthin kehrt zurück,“ sagte er hastig. „Sie könnte möglicherweise auf den unglücklichen Gedanken verfallen, hier einzutreten, ich aber würde jetzt nicht im Stande sein, das Geschwätz der Alten zu ertragen. Lebe wohl, Helene! Meine Gedanken und meine Wünsche werden immer bei Dir sein.“

Er war schon an der Thür, als die junge Lehrerin noch einmal auf ihn zuslog und sich mit einer so wilden Leidenschaft, wie sie ihm nie zuvor gezeigt hatte, an seine Brust warf: „Leb wohl, leb wohl, mein Geliebter! Und alles Glück der Erde falle auf Deinen Weg!“

Noch ehe er ihre stürmische Liebkosung erwidern konnte, hatte sie ihn freigegeben und sich bis an das äußerste Ende des Stübchens geflüchtet. Stumm winkte sie ihm, zu gehen, und Treysa zögerte nicht lange, der Aufforderung zu gehorchen.

„Sammerschade!“ murmelte er, als er draußen war. „Sie ist wirklich ein gutes Mädel — und so anhänglich! Aber es hilft nichts, von hier muß sie fort! Mit ihren romantischen Ueberspanntheiten könnte sie mir sonst doch eines Tages sehr unbequem werden.“

Siebentes Kapitel.

Harald Brunck hatte das Weiße Haus betreten, um seinen gewohnten täglichen Besuch bei dem Oberstlieutenant zu machen. Im Vorzimmer hielt ihn Wolferdingen's Diener mit allerlei Fragen auf, und während er mit ihm sprach, hörte der junge Arzt aus dem Nebengemache Flona's Stimme:

„Ich bitte Dich, Heinrich, Dir heute von Schenk vorlesen zu lassen. Ich habe Halsschmerzen und das laute Sprechen fällt mir sehr schwer.“

„Natürlich, es langweilt Dich bereits, mir diesen kleinen Dienst zu leisten,“ erklang als Antwort mit höhnischer Betonung des Oberstlieutenants rauhes Organ. „Es ist ja auch eine unerhörte Zumuthung, daß ich Dich ersuche, mir durch Dein Vorlesen ein wenig die Zeit zu verkürzen, während Du Dich draußen in den Anlagen so vortrefflich amüsiren könntest. Meinst Du denn, ich hätte es nicht bemerkt, wie Deine Augen von Einem zum Anderen fliegen, während Du des Mittags neben meinem Rollstuhl einher gehst? Und wenn Du nun gar erst ohne den lästigen Aufpasser zwischen all' diesen unverschämten, geschneigelten Burschen promeniren könntest! Das würde vermuthlich ein sehr lustiges Rokettiren und Hofmachen werden. Schade nur, daß ich noch nicht närrisch genug bin, um an solche Märchen wie das von den Halsschmerzen zu glauben!“

Brunck machte sich rasch von dem schwachhaften Diener los und trat nach kurzem Anklopfen in den Salon. Er fand Wolferdingen mit hochrothem Gesicht in seinem Sessel, während Flona bleich und gesenkten Hauptes neben ihm stand. Er begrüßte sie zuerst, und als sie ihm mit einigen leisen Worten erwiedert hatte, sagte er sehr nachdrücklich:

„Sie sprechen etwas heiser, Frau v. Wolferdingen! Ihr Kehlkopf scheint angegriffen, und Sie werden gut thun, sich für die nächste Zeit zu schonen. Jedenfalls sollten Sie es vermeiden, laut und anhaltend zu sprechen.“

Der Oberstlieutenant räusperte sich sehr stark, und unter feinen buschigen Brauen hervor flog ein mißtrauischer Blick nach dem Gesicht des jungen Arztes hinüber. Er unterdrückte eine spöttische Bemerkung vielleicht nur mit Rücksicht auf den Umstand, daß Klona sogleich das Zimmer verließ, und seine gereizte Stimmung offenbarte sich noch zur Genüge in den ersten Antworten, die er auf Bruned's ärztliche Fragen gab.

Erst die unerschütterliche Gelassenheit des Anderen schien ihn allgemach zu besänftigen, und mit einem Male stand er aus seinem Sessel auf, um mit Hilfe seines Stockes verhältnißmäßig leicht das Zimmer zu durchschreiten.

„Sehen Sie her!“ meinte er, „das habe ich seit drei Jahren nicht mehr fertig gebracht. Wenn's so fortgeht, verlasse ich Ihr Moosbach wahrhaftig als ein gesunder Mann.“

„Die Besserung ist in der That bedeutend. Und auch die Schmerzen sind geringer geworden?“

„Ach, um die Schmerzen kümmere ich mich den Teufel. Das sichts einen alten Soldaten nicht an. Nur diese schmachvolle Hilflosigkeit ist es, die ich nicht ertragen kann. Wissen Sie, Doktor, was ich mir in diesem irdischen Jammerthal einzig noch wünsche?“

„Den vollen Gebrauch Ihrer Glieder, wie ich vermüthe.“

„Ja — aber zu einem ganz bestimmten Zweck. Ich wollte, daß wir Krieg hätten, und daß ich noch einmal im Stande wäre, mich in den Sattel zu schwingen. Alle Wetter, die Kerle, die es dann mit mir zu thun kriegten, sollten was erleben. Ich habe in diesen elenden Leidensjahren einen Borrath von Wuth in mir aufgestapelt, der ausreichen würde, mich zum Schrecken einer ganzen feindlichen Armee zu machen. — Ach, nur noch einmal möchte ich d'reinhauen können so recht nach Herzenslust!“

Er stützte sich auf die Lehne des Sessels und führte

mit seinem Krüdstock einen tausenden Hieb durch die Luft, wie wenn er dadurch seinem Verlangen noch größeren Nachdruck geben wollte. Seine grauen Augen blitzten wie die Augen eines Jünglings. Brunck begriff, wie unsäglich dieser immer noch kraftvolle Mann unter der aufgezwungenen Unthätigkeit gelitten haben mußte.

„Sie lassen sich von Ihrer begreiflichen Verstimmung hinreißen, Herr Oberstlieutenant,“ sagte er. „Ich bezweifle, daß es Ihnen im Ernst Genugthuung gewähren würde, sich für Ihre Leiden an Unschuldigen zu rächen. Und vollends da, wo Sie Ursache haben, dankbar zu sein, sollten Sie sich niemals vom Zorne hinreißen lassen, hart und ungerecht zu werden.“

Der Oberstlieutenant wurde durch diese freimüthige Sprache, wie er sie ähnlich vielleicht seit vielen Jahren von Keinem mehr gehört, erschüttert auf's Aeußerste überrascht. Seine Stirn furchte sich noch tiefer und er fragte ziemlich barsch:

„Da, wo ich Ursache hätte, dankbar zu sein? — Wollen Sie mir nicht auch gefälligst sagen, was Sie damit eigentlich meinen?“

„Sie haben es ohne Zweifel bereits errathen, Herr v. Wolferdingen! Ihre Gattin ist in aufopfernder Weise um Sie bemüht. Fühlen Sie nicht selbst, daß ihr da jede Unfreundlichkeit und Härte, die sie von Ihnen erfährt, eine doppelt schmerzliche Wunde schlagen muß?“

Das Gesicht des Offiziers hatte sich höher geröthet. Er unterdrückte erschüttert nur mit Mühe eine heftige Antwort, die ihm bereits auf der Zunge lag und stapfte von Neuem an seinem Stock durch das Zimmer, als wäre das für ihn ein Mittel, seines aufwallenden Aergers Herr zu werden.

„Ich nehme an, daß Sie es gut meinen,“ sagte er endlich, „und man muß sich ja wohl von seinem Arzt mehr gefallen lassen, als von einem anderen Menschen. Aber es

gibt doch gewisse Dinge, in die man selbst seinem Arzte keine Einmischung gestattet. Und wenn meine Frau sich etwa bei Ihnen beklagt haben sollte —“

„Sie wissen ohne meine Versicherung, daß dies nicht der Fall gewesen ist. Aber ein Mann, der gewöhnt ist sich mit den Leiden der Menschheit zu beschäftigen, braucht nicht immer eine lange Krankengeschichte zu hören, um den Sitz eines Uebels zu errathen. Auch der Gram ist eine Krankheit, Herr Oberstlieutenant, und eine recht gefährliche obendrein.“

„Wohl möglich! Nur werden Sie die Behandlung dieser Krankheit, soweit etwa meine Frau davon ergriffen sein sollte, wohl ausschließlich mir überlassen müssen. Und damit, denke ich, könnten wir diesen Gegenstand verlassen.“

Frostiger als heute hatte er Brunck noch niemals verabschiedet, denn selbst der leichte Händedruck, mit dem sie sich sonst zu trennen pflegten, unterblieb. Als er durch das Vorzimmer ging, sah der Arzt Klona am Fenster stehen. Während der drei Wochen, die seit ihrer nächtlichen Begegnung im Park verfloßen waren, hatte er nicht ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, sie allein zu sprechen, und aus der Beharrlichkeit, mit welcher sie jeder Begegnung ausgewichen war, hatte er den Schluß gezogen, daß sie an jenes Gespräch nicht mehr erinnert zu werden wünsche. Heute aber machte sie ihm, als er sich anschickte, mit höflichem Gruße an ihr vorüberzugehen, ein Zeichen, daß er bleiben möge.

„Sie haben sich vorhin meiner annehmen wollen,“ sagte sie halblaut. „Ich danke Ihnen dafür; denn Ihre Absicht war gut. Aber ich bitte Sie, es nicht wieder zu thun. Auf solche Art ist mir nicht zu helfen.“

Noch bevor ihr Brunck etwas erwiedern konnte, ging sie auf einen anderen Gegenstand über. Indem sie durch eine Kopfbewegung in die Anlagen hinaus deutete, fragte

sie: „Die junge Dame da unten ist die Tochter des Herrn Saroschin, nicht wahr? Kennen Sie auch den Herrn, mit dem sie sich so angelegentlich unterhält?“

Brunek folgte der Richtung ihres Blickes, und sein Gesicht bewölkte sich.

„Es ist ein Bergamtsassessor v. Treysa,“ sagte er kurz.

„Ihr Verlobter?“

„Soviel ich weiß, ist er es noch nicht.“

„Aber er befindet sich auf dem besten Wege, es zu werden. Ihre Augen hingen ja förmlich an seinen Lippen.“

„Fräulein Saroschin ist von Bewunderung für ihn erfüllt, da er durch seinen Helldenmuth bei einem Grubenunglück verschiedenen Menschen das Leben gerettet hat.“

Klona wandte ihm hastig ihr schönes Antlitz zu, und er sah, wie ihre feinen Nasenflügel bebten.

„Sind Sie mit dem jungen Mädchen näher bekannt?“

„Ich spreche sie gelegentlich. Aber aus welchem Grunde —“

„Sie sollten ihr rathen, auf ihrer Hut zu sein, sollten sie warnen, eine Uebereilung zu begehen, die sie vielleicht durch ein ganzes Leben voll Qual und Enttäuschung würde büßen müssen. Nichts ist für ein Frauenherz gefährlicher, als die Bewunderung, die wir dem Helldenmuth und der vermeinten Ritterlichkeit eines Mannes zollen. Sie macht uns blind für alles Andere und läßt uns mit offenen Augen in das sichere Verderben stürzen. Wenn Sie es gut meinen mit jener Dame, so bieten Sie all' Ihren Einfluß auf, um sie vor einer verhängnißvollen Selbsttäuschung zu bewahren.“

Sie hatte das mit einem Eifer und einer Lebhaftigkeit gesagt, die Brunek in Erstaunen setzen mußten. Er wollte ihr antworten, daß er nicht den Beruf in sich fühle, ein solcher Warner zu sein, da wurde mit Ungestüm die Thür des Salons aufgerissen, und der Oberstlieutenant erschien, auf

feinen Krückstock gestützt, mit dunkelrothem Gesicht auf der Schwelle.

„Ah, Verzeihung!“ sagte er. „Ich mußte nicht, daß ich störe! Uebrigens, wenn die Konsultation zu Ende ist, hast Du wohl die Freundlichkeit, mir wieder ein wenig Gesellschaft zu leisten.“

Mit lautem Krachen flog die Thür wieder in's Schloß. Bruned, den dieses unhöfliche Gebahren ernstlich verdroß, zog die Brauen zusammen; Flona aber erfaßte seine Hand und bat:

„Gehen Sie jetzt, es ist besser so! Und stellen Sie ihn wegen seines Benehmens nicht zur Rede. Am Ende würde ja doch nur ich es zu entgelten haben. Es ist der erste Freundschaftsdienst, um den ich Sie bitte.“

Dabei umschloß ihre kleine kühle Hand die seinige mit so innigem Druck, und ihre Augen sahen mit so seltsamem Leuchten zu ihm auf, daß er eine ganz eigene, unerklärliche Beklemmung empfand.

„Seien Sie unbesorgt!“ erwiederte er rasch. „Ich werde nicht vergessen, daß er ein Kranker ist, obwohl er von den Vorrechten eines solchen fast all' zu reichen Gebrauch macht.“

Man hörte das Stampfen eines Krückstockes im Nebenzimmer, und Flona gab die Hand Bruned's frei.

„Auf Wiedersehen!“ flüsterte sie. „Denn Sie kommen doch wieder, nicht wahr?“

„Ja, um Ihre Willen.“

Damit gingen sie auseinander. —

Ein paar hundert Schritte vom Hause entfernt, traf Bruned auf Hildegard und Treysa, die wieder umgekehrt waren. Er wäre am liebsten stumm vorübergegangen, aber Hildegard gab es nicht zu.

„Warum sind Sie gestern Abend bei unserer kleinen Gesellschaft ausgeblieben?“ fragte sie mit freundlichem Vor-

wurf. „Bis zu einer sehr späten Stunde hoffte ich noch immer, daß Sie kommen würden.“

„Ich kann es bestätigen, Herr Doktor!“ mischte sich Treysa in seinem blasirten Tone ein. „Fräulein Hildegard war in einer beständigen Unruhe Thretwegen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde mir eine solche Unterlassungssünde niemals verzeihen.“

„Mein Beruf gestattet mir leider nicht immer, an mein Vergnügen zu denken, Herr v. Treysa! Ich habe mich bereits in der Frühe des heutigen Tages bei Herrn Saroschin wegen meines Ausbleibens entschuldigt und ihn gebeten, bei seinen Festlichkeiten künftig nicht erst auf mich zu rechnen. Guten Morgen!“

„Ein leuchtendes Muster von Liebenswürdigkeit ist dieser Doktor nun gerade nicht,“ meinte Treysa, während sie ihren Weg fortsetzten. „Ich muß gestehen, daß ich sein Benehmen gegen Sie sogar etwas ungezogen fand.“

Hildegard's anmuthiges Gesichtchen war sehr ernst geworden, aber sie erhob gegen die letzte Aeußerung des Assessors entschiedenen Widerspruch.

„Man darf Herrn Brunck nicht nach dem Maße anderer Menschen messen,“ sagte sie. „Wenn er sich auf Schmeicheleien und Artigkeiten nur schlecht versteht, so ist er darum gewiß nicht geringer zu schätzen. Ich habe Beweise dafür erhalten, daß er nicht nur ein ehrenwerther und aufrichtiger, sondern auch ein edler Mann ist.“

„Wahrhaftig, etwas viel Anerkennung in einem einzigen Athemzug,“ spöttelte Treysa. „Man sieht, wie verschieden doch die Wege sein können, die zu den Herzen der Damen führen.“

Er bedauerte das unbedachte Wort schon, noch ehe er es ganz ausgesprochen, denn Hildegard erhob mit einer stolzen Bewegung den Kopf, und es war ein kühl abweisender Blick, der das Gesicht des Assessors traf.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr v. Treysa! Aber wenn es Ihnen angenehm ist, so lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen.“

Zwar war der gewandte Kavalier um ein neues Thema nicht lange in Verlegenheit, doch seine Schlagfertigkeit übte diesmal nicht die gewohnte Wirkung, und der gemeinsame Spaziergang endete für ihn unerfreulicher, als irgend einer, den er früher mit Hildegard unternommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)





Der Haberfeldtreiber von Wiesbach.

Humoristische Erzählung von C. Tanera.

Mit Illustrationen von R. Maß n.

(Nachdruck verboten.)

1.

Herr v. Kannewitz war Urberliner und noch dazu — Jurist. Gab es etwas auf der Welt, über das er nicht mit gleicher selbstbewußter Sicherheit zu urtheilen, natürlich meist absprechend, oder doch zu reden verstand? Wahrscheinlich nichts. Im Kreise der Kollegen wurde über römisches, napoleonisches, deutsches, altes und neues Recht gestritten; bei Nichtjuristen von Politik, Kunst, Landwirthschaft und Wissenschaften, von Sport, Vergnügungen, Theater, vom Hofklatsch, städtischen Verhältnissen u. s. w. gesprochen; in Gesellschaften den jungen Damen über Romantik, die neuesten Dichtungen berühmter Männer, über Toiletten anderer Damen u. s. w. vorerzählt; kurz, Herr v. Kannewitz sprach von Allem, führte meist das Wort und übertrumpfte Jeden, der etwa eine andere Meinung zu haben wagte.

Dabei besaß er eine unermüdlige Ausdauer in Allem. Bis zum frühen Morgen zeigte er sich wie ein unverstiegbarer Wasserfall im Blaudern; ein hie und da sehr scharfer, jedoch immer in formvoller Weise auftretender Witz brachte meist

die Lacher auf seine Seite, und daß es ihm nicht an männlichem Muthe fehlte, bewiesen zahlreiche Schmissen in seinem frischen und hübschen Gesichte.

Er war überhaupt, was man so sagt, ein flotter Kerl. Ohne gigerhaft auszusehen, trug er sich stets nach der neuesten Mode und bildete eine ganz passende Staffage für jeden Berliner Salon. Das wußte er auch und fühlte sich daher im gesellschaftlichen Leben der Großstadt recht wohl. Nur Eines paßte ihm gar nicht. Daß man ihn nämlich trotz seiner, wie er meinte, doch deutlich genug in's Auge fallenden glänzenden Eigenschaften noch nicht bevorzugt und zum Assessor gemacht hatte. Er war immer noch als Referendar am Amtsgericht II in Berlin angestellt. Auf die dort gewährten Schreibgebühren hatte er als einen für ihn, den Sohn des Wirklichen Geheimen Rathes v. Kannewitz, unwürdigen Taglohn verzichtet. Immerhin erwünschte er sich nicht nur den Titel eines preussischen Beamten, sondern auch dessen Gehalt recht sehnlichst. Die Konkurrenz war aber gerade in Berlin außerordentlich groß, und in ein Landstädtchen wäre Kannewitz als Vollblutberliner nie gegangen. Da blieb also nichts übrig, als zu warten oder durch eine ganz besondere Leistung die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten so auf sich zu lenken, daß er aus der Masse der Bewerber vorgezogen und über viele ältere Konkurrenten hinweg schneller angestellt würde.

Nach diesem Ziele ging nun sein ganzes Streben. Manche Nacht saß er über die Akten gebeugt und sann und studirte, um eine schwierige Frage mustergiltig zu lösen. Das thaten aber die anderen Referendare auch; denn jeder von ihnen verfolgte das gleiche Ziel. Das muß man den Berlinern überhaupt lassen — zu arbeiten verstehen sie mit einer Ausdauer und Gründlichkeit, wie man sie anderswo nicht findet. Wer nicht gut und unermüdet arbeitet, fällt in Berlin durch, was er auch erstrebe. Das

wußte Herr v. Rannewitz recht wohl. Daher sein Suchen nach etwas Besonderem, etwas Außerordentlichem. Zu seiner Ehre sei es gesagt, er scheute dabei vor keiner Mühe zurück. Er verlangte nicht, daß ihm ein Glücksloos in den Schooß falle. Er wollte sich Alles aus eigener Kraft verdienen.

Selbstverständlich las Rannewitz fleißig die Zeitung. Daraus schöpft man ja zwei Drittel aller Gesprächsstoffe. Und vielleicht konnte man auch rechtzeitig auf einen „besonderen Fall“ aufmerksam werden. Richtig! Eines schönen Tages las er in den „Berliner Neuesten Nachrichten“ unter der Rubrik: „Aus dem Reiche“ folgenden Artikel:

„München, 2. November. Die Haberer setzten trotz aller Regierungsverfügungen ihr wüstes Treiben fort. In der Nacht zum Freitag voriger Woche wurde in der Nähe von Tölz an zwei Orten Haberfeld getrieben. Es betheiligten sich ungefähr zweihundert Personen daran, die scharf feuerten. Eine Anzahl Kugeln wurden in den Häusern gefunden. Ein Regierungskommissär leitete an Ort und Stelle die eingehendste Untersuchung ein. Als Antwort hierauf war am nächsten Mittwoch an allen Straßenecken, Scheunenthoren u. s. w. folgendes gedruckte Plakat befestigt:

Bekanntmachung.

Samstag, den 4. November laufenden Jahres:
Großes Haberfeldtreiben in nächster Nähe von Holzkirchen
Bezirksamt Miesbach.

Es wird eindringlichst gewarnt und darauf hingewiesen, daß das zuhörende Publikum und die Polizei in keiner Art und Weise den Haberern oder der Vorpostenlinie zu nahe tritt, damit jedes größere oder kleinere Unglück vermieden bleibe. Da die Haberer diesmal gegen derartige Zusammenstöße energisch vorgehen werden, so wird es daher unter keinen Umständen ausgeschlossen bleiben, daß nicht bloß wie in Miesbach einem Gendarmen das Bein weg-

geschossen würde, sondern auch viele Todte und Schwergetroffene vom Pläze getragen werden müßten.

Der Geheimausschuß der Haberer."

Herr v. Kannewitz las den Artikel wiederholt durch. Dann sprang er auf und rief in zuversichtlich-fröhlichem Tone aus: „Das ist mein Fall! Die Entdeckung der bayrischen Haberfeldtreiber! Ich erinnere mich ja, daß in den letzten Tagen mehrmals von diesen oberbayrischen Behmgerichten und der Rath- und Hilflosigkeit der bayrischen Regierung gegen die Haberer die Rede war. Fehlt eben diesen bayrischen Beamten an der nöthigen Energie und Umsicht! Ich will doch sehen, ob es mir nicht gelingt, die Auführer zu entlarven. Aber Vorsicht muß ich anwenden, denn auf die Hilfe der bayrischen Beamten kann ich gewiß nicht rechnen. Brauche sie auch gar nicht. Erst wenn ich die gesammte Organisation der Haberer aufgedeckt, die Anführer entlarvt und somit die Möglichkeit in der Hand habe, dieses gesetzwidrige Treiben zu verhindern, dann werde ich hervortreten und sagen: Mir, dem Referendar v. Kannewitz, verdankt man die jahrhundertlang geheim gebliebene Klarlegung des ganzen Wesens der Haberergerichte. Vielleicht stellt man mich daraufhin bei der politischen Geheimpolizei an. Das wäre der Weg zum Polizeipräsidenten von Berlin. Hurrah! Ein famoser Gedanke! Also an's Werk! Nur schlau, Bodochen, schlau, damit Du Dich nicht blamirst!"

Nach diesem Selbstgespräch holte der Referendar zuerst den Band 8 des Brockhaus'schen Konversationslexikons aus einem schönen Bücherschrank und las nach, was dort über das Haberfeldtreiben verzeichnet stand. Es erschien ihm zu allgemein. Ein echter Berliner weiß sich aber zu helfen. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm eine Postkarte und schrieb:

„An Karfunkel's Nachrichtenbureau ‚Argus‘

Berlin.

Senden Sie mir gefälligst unter Nachnahme umgehend alle in der letzten Zeit in deutschen Blättern gebrachten Notizen über das Haberfeldtreiben in Oberbayern.“

Nach einigen Tagen schon lief ein ganzes Paket von Zeitungsausschnitten bei Rannewitz ein. Für jeden mußte er fünfzig Pfennige zahlen; aber er that es gern, denn sie lieferten ihm ein reichliches Material für seinen immer lebhafter beschäftigenden Plan. Am meisten erfreute ihn der nachstehende Absatz eines längeren Artikels. „Nach Ansicht der oberbayrischen Kreisregierung rekrutiren sich die Haberer jetzt aus unverheiratheten Bauernsöhnen, Dienstknechten und Tagelöhnern. Es sind keineswegs die besten Elemente, sondern verwegene und lichtscheue Gesellen. Bei alledem fühlen sich sogar die Polizeibeamten insofern zu einer unfreiwilligen Hochachtung gezwungen, als trotz aller hundertfältigen Versuchungen die gesammten Habereratten des bayrischen Ministeriums des Inneren keinen einzigen Fall von Verrath kennen. Es ist nicht blos Phrasen, wenn die vor einigen Tagen an den Straßenecken der Stadt Holzkirchen angeschlagene Bekanntmachung von einem Geheimausschuß der Haberer unterzeichnet war. Allerdings besteht keine das ganze Haberergebiet umfassende Gesamtorganisation, wohl aber ziemlich sicher eine solche nach Bezirksämtern oder wenigstens nach entsprechend großen Bezirken.“

„Na, das muß man doch herausbringen können!“ dachte Rannewitz. „Ich glaube, die bayrischen Herren fürchten sich einfach, der Sache auf den Grund zu gehen. Gerade wenn es sich nur um lichtscheue Gesellen handelt, dann kann ein Mann von Muth und Thatkraft das ganze Treiben entlarven. Ein solcher Mann bin ich aber. Also frisch zu! Die bayrischen Haberfeldtreiber sollen mir den Weg zum Polizeipräsidium eröffnen.“

Auf solche Weise hatte der Plan des Referendars immer

bestimmtere Gestalt angenommen. Nun machte er sich mit seiner ganzen Energie an die Ausführung. Bald erkannte er, daß es für dieses Jahr zu spät sei. Das eigentliche Haberfeldtreiben fand ja nur in der Zeit nach der Ernte des Habers und vor dem ersten Schneefall statt, damit keinerlei Spuren verrathen konnten, woher die Haberer gekommen und wohin sie gegangen. Also im nächsten Spätherbst! Dieser Aufschub hatte das Gute, daß sich Kannerwitz in der einschlägigen Literatur umsehen und somit wenigstens theoretisch gründlich vorbereiten konnte. Das that er denn auch. Er beschloß seinen ganzen nächstjährigen Urlaub zu einem Aufenthalt im bayrischen Haberwinkel zu verwenden, um an Ort und Stelle die eingehendsten Vorstudien zu machen.

Ende September des folgenden Jahres traf Kannerwitz in Miesbach ein. Das war der Hauptort der Haberergegend. Im Wirthshaus „Zum Wendelstein“ fand er ein gutes Unterkommen. Die ganze Gegend mit dem prächtigen Alpenpanorama als Abschluß erregte seine höchste Bewunderung, soweit ein Bollblutberliner überhaupt im Stande ist, für etwas Anderes als Berlin Bewunderung empfinden zu können.

Mit gewohnter Energie steuerte er sofort seinem Ziele zu. Der Wirth schien eine Vertrauen erweckende Person. Schon am dritten Abend rief Herr v. Kannerwitz den Hausherrn zu sich, als er selbst allein an einem Tische des Herrenstübchens saß, weil er nach Berliner Art ohne Gruß an dem anderen, von bayrischen Bahn- und Forstbeamten umgebenen Tisch vorübergegangen war.

„Na, Herr Wirth, sagen Sie einmal, was wissen Sie denn von dem sogenannten Haberfeldtreiben?“

„I? Was soll denn i do dervon wiss'n?“

„Nun, in dieser Gegend kennt doch Jedermann das Haberfeldtreiben und hat vielleicht schon eines mitgemacht?“

„Woß Sie nit moane? Aber sag'n S', wozu woll'n denn Sie döß wiss'n? Woll'n S' vielleicht aa so an dalket'n Roman schreib'n, wie der Hermann Schmid, der g'moant hot, wann er vum lezt'n Habermeister verzählet, no' müßt's aa der lezt' sein? San wohl scho an die funfzehn Johr, daß er döß Zeug g'schrieb'n hot, un erst im lezt'n Johr hamm f' sechsmol trieb'n, un jed'smol moar'n so a zwoohundert bis dreihundert Haberer derbei.“

„Nun, sehen Sie! Sie scheinen ja genau orientirt zu sein.“

„Wo wer' i denn nit! Wann f' bei mir zwoa Eimer Bier mitg'numma hamm, so muß i do woß dervon wissen?“

„So, zwei Eimer Bier wurden Ihnen dabei gestohlen?“

„G'stohl'n? Wer soagt denn döß? Hamm Sie je scho amol g'hört, daß die Haberer was g'stohl'n hätt'n?“

„Ich weiß es ja nicht. Ich meinte, Sie hätten es gesagt?“

„Do soll mi do der Herrgott vor so oaner Sünd' bewahr'n. Na, Herr. Die Haberer san koani Dieb' und Räuber, wie Sie moanet. Mitg'numme hamm f' döß Bier. Sell is woahr. Aber drei Tag nachher hab' i no drei Markl mehr durch d' Post g'schickt kriegt, als döß Bier werth war. Als Absender is auf der Postkart' nur g'standen: ‚Der Untersberger‘. Aufgeb'n war f' in Münche. I hob's eing'steckt un hob' scho g'wußt, für was döß Geld is. So machen sie's alleweil. Wann was b'schädigt wird, ohne daß der G'schädigte Schuld dran tragt, so wird's bei Heller und Pfennig nachher bezahlt. Döß is Habererbrauch.“

„Das ist mir sehr lieb zu hören. Ich dachte, die Schriftsteller, welche sich in diesem Sinne äußerten, hätten immer etwas zu schön gefärbt. Da sind wohl ganz wohlhabende Leute bei den Haberern?“

„Dös will i moane. 's Treiben kost' Geld. Do kann nit a Jeder mitthua.“

„So, ich dachte, es sei nur lichtscheues Gefindel, welches sich an dem gesetzwidrigen Treiben theiligt. So stand es doch in einer Berliner Zeitung!“

„Ha, freili, was die All's schreiben! Dös dürf'n S' g'wiß glaub'n, daß bei dene Haberer Mancher derbei is, vun dem man nit moanet, er möcht' aa in der Nacht mit oam g'schwärzt'n G'sicht rumstreich'n.“

„Aber warum thut er es denn? Es steht doch schwere Strafe darauf.“

„Die Leut' hier seh'n dös halt als ihr altes, seit den Zeiten Kaiser Karl's des Großen ang'stammtes Recht an. Sie urtheilen ja nur über Sünden, die nit vor Gericht kemma könne, zum Beispiel Bedrückung der Armen, Hoffärtigkeit, unsittlicher Lebenswandel und so weiter.“

„Aber der Staat hat doch das Treiben als Friedensbruch erklärt und schwere Strafen darauf gesetzt?“

„Ha, sell is scho woahr. Aber die Nürnberger henken koan', den s' nit verwischt hamm. Dan Haberer verwischt'n kann man aber goar nit.“

„Warum denn nicht?“

„Weil Koaner den Anderen verrath, un weil's zu guate Vorsichtsmaßregeln treff'n.“

„Könnten Sie mir etwas von diesen Vorsichtsmaßregeln erzählen?“

Der Wirth sah seinen Gast genau und prüfend an. Da der Referendar unterdessen sein Bierglas austrank, so rief der Wirth einer Kellnerin zu:

„Broni, dem Herrn Baron noch a Halbi. Kannst mir a oani bringa.“

Während das Mädchen das leere Glas nahm und nach der Schänke ging, legte der Wirth beide Ellenbogen bequem auf den Tisch, kreuzte die Arme übereinander, blickte seinen

Gast nochmals forschend an und fragte dann vorsichtig:
 „Jetzt soagen S' mir aber, Herr Baron, warum Sie dös
 All's so g'nau wiss'n woll'n?“

Herr v. Kannewitz glaubte in dem Wirthe einen ver-
 trauenswürdigen Mann ge-
 funden zu haben und äußerte
 daher ohne Scheu, er beab-
 sichtigte, die ganze Organi-



sation der Haberer aufzudecken und damit der Regierung
 die Möglichkeit zu geben, den Unfug abstellen zu können.

„Da san Sie also von der Regierung g'schickt, um dös
 All's auszuspioniren?“

„Nein, keineswegs. Ich bin ja preußischer Referendar
 und habe mit der bayrischen Regierung gar nichts zu thun.

Aber ich halte es für ein sehr verdienstvolles Werk, eine solche den Staatsgesetzen widerstrebende Ungehörigkeit aufzudecken. Es soll mir zur Erlangung dieses Zieles auf eine tüchtige Summe Geldes gar nicht ankommen. Sie können dieselbe verdienen, wenn Sie mir mit Rath und That beistehen, die Haberer, welche Ihnen ja ebenso gefährlich werden können, wie allen besseren Bürgern, zu entlarven."

Da die Kellnerin gerade die vollen Bierkrüge brachte und Herr v. Rannewitz sofort einen kräftigen Schluck des vorzüglichen Stoffes zu sich nahm, so bemerkte er den spöttischen, auf ihn gerichteten Blick des Wirthes gar nicht.

Auch dieser trank mit aller Ruhe, stellte gemächlich seinen Krug auf den Tisch und begann dann in ruhigem, fragendem Tone: „Also deswegen san Sie aus Berlin zu uns in die Berg 'kemma?"

„Ja, aus diesem Grunde."

„Da wer'n S' aber wohl wieda hoam geh'n müß'n."

„So, warum meinen Sie dies?"

„Weil die G'schicht' viel zu schwierig und zu g'fährli is."

„Schwierigkeiten reizen mich nur, und Furcht vor Gefahr kenne ich nicht."

„Nit? Na, da wär's vielleicht mögli! Aber i glaub's nit. Dös bring' S' do nit z'samm'."

„Was denn? Was meinen Sie?"

„I moan halt, wann Sie die Haberer auskundschaft'n wollt'n, da müßt'n S' vor Allem a Treib'n mitmach'n. Sunst hamm S' ja goar kan Begriff von dere G'schicht'. Dös glaub' i aber nit, daß S' dös könne."

„Warum denn nicht? Ich habe Muth. Wenn Sie mir nur sagen wollten, wie ich es anfangen muß, zu einem Treiben zu kommen."

„Dös is das G'ringst'. Man woaß ja do meist, um welchei Zeit a Treib'n stattfind'. Dös könnt' i scho raus-

krieg'n. Aber Sie wer'n ja glei erkannt mit Ihrem g'spaßig'n Red'n und Ihre feini Bewegungen. Sie müßt'n erst so a vier Woch'n bei mir Altboarisch lerne und in unserer Gegend beobacht'n, wia d' Mannsleut' geh'n und sich beweg'n. Seh'n S', wann Sie so am Biertisch sizeten, wia jetzt, so that a jeder glei den Stadtfrack in Ihna erkenna, und wann S' a no so g'schwärzt wär'n und an Mordsbart ang'hängt hätt'n. Wann die Haberer Sie aber verwisch'n, kann's Ihna an Krag'n geh'n."

"Ja, ja. Das sehe ich ein. Ich werde mich also zu der Expedition vorbereiten. Ich habe sechs Wochen Urlaub. In dieser Zeit sollen Sie aus mir einen echten Altbayern machen. Wollen Sie?"

Der Wirth, dem es darauf ankam, an dem gut zahlenden Gast möglichst zu verdienen, erklärte sich einverstanden.

Nunmehr begann für Herrn v. Kannewitz ein ganz neues Leben. Der Wirth lehrte ihn zunächst verschiedene altbayrische Redensarten, die aus dem Munde des Berliners natürlich urkomisch klangen. Dann machte er seinen Gast mit den im Wirthshause verkehrenden Eingeborenen bekannt, und Herr v. Kannewitz ließ sich herab — natürlich nur um seine Volksstudien machen zu können — mit den Leuten auf freundlichem Fuße zu verkehren. Da die fremden Sommerfrischler schon abgereist waren, besorgte er auch nicht mehr, unlieben Beobachtungen seines jetzigen Verkehrs ausgesetzt zu sein. Die jungen Forstgehilfen, Lehrer und reichen Bauernsöhne machten sich auch großen Spaß daraus, dem Berliner, der sich so viele Mühe gab, ihren Dialekt zu lernen, das Altbayrische möglichst beizubringen und ihn dabei auch manchen Unsinn zu lehren. Natürlich hörte man bei jedem Worte sofort den Stockberliner heraus. Aus Gutmüthigkeit oder um sich über ihn lustig zu machen, behaupteten aber die Miesbacher, er spreche jetzt wie ein Eingeborener, und er selbst glaubte es.

Außerdem verwandelte er seinen äußeren Menschen nach und nach in einen altbayrischen Gebirgsjäger. Wenn er nicht dabei war, sprachen die Miesbacher aber nie anders von ihm, als von dem „Berliner Salontiroler“ oder dem „Berliner Bergfer'n“.

Auch über die Haberer zog er so unauffällig als möglich genaue Erkundigungen ein. Darin unterstützte ihn sein angeborener Polizeispürsinn, und er erlangte wirklich so genaue Auskunft, als nur zu erhalten war. Bald mußte er, daß die Haberergerichte eine Art von Nachahmung der altdeutschen Rügegerichte seien, daß sie ihr Recht von einer Uebertragung durch Kaiser Karl den Großen herleiteten, der selbst der erste Habermeister gewesen sei; daß die Würde des letzteren ununterbrochen seit Jahrhunderten fortbestehe, indem jeder Habermeister selbst für den Fall seines Todes den Nachfolger bestimme.

Ferner ließ er sich erklären, wie es die Haberer machten, um die Behörden und die Gendarmen vor jedem Treiben irre zu leiten. Das geschieht, indem sie öffentlich bekannt geben, wann und in welcher Nähe sie demnächst treiben wollen. Die Polizei erhält außerdem auf allen möglichen Wegen, brieflich, geheim, durch verlorene Zettel u. s. w. Kunde, daß an anderen Orten und zu anderer Zeit getrieben würde. Nun weiß die Polizei zwar, daß etwas im Werke ist, und trifft ihre Vorkehrungen, allein über Zeit und Ort wird sie immer verwirrter. Alle ihre Maßnahmen werden überdies auf wirklich fast räthselhafte Art stets von den geheimen Kundschaftern der Haberer herausgebracht und diesen mitgetheilt. Fast immer gelingt es, die Polizei gänzlich irre zu führen, obwohl gerade im Habererbezirke die besten und zuverlässigsten Beamten und Gendarmen stationirt sind.

Haben letztere aber doch einmal ein Treiben richtig in Erfahrung gebracht und erscheinen acht, zehn und auch

fünfzehn Mann stark in der Nähe — was wollen sie gegen zweihundert bis dreihundert gut bewaffnete kühne Burschen aus den Hochalpen machen? Zudem verrathen die ausgesendeten Rundschaffer und, selbst wenn diese überlistet wären, die ausgestellten Vorposten jede den Haberern unliebe Annäherung so schnell, daß letztere meist in den Wäldern und Gebirgsthälern verschwunden sind, ehe sie entdeckt und gefaßt werden könnten. Angriffsweise gehen die Haberer nie vor. In der Vertheidigung scheuen sie aber vor nichts zurück und haben daher schon wiederholt der Gendarmerie, wie zum Beispiel im Jahre 1893 bei Miesbach, ganz ernstliche Gefechte geliefert. Ihr Zusammenhalten ist staunenswerth; denn noch nie hat ein Haberer, auch wenn er zu Tode verwundet in die Gewalt der Gendarmen fiel, seine Kameraden verrathen. Die Gewalt, welche die Haberergenossenschaft ausübt, erstreckt sich auch auf Nichtmitglieder, so daß selbst Leute, welchen getrieben wurde, nicht wagen, Zeugenschaft zu leisten, selbst wenn sie gegründeten Verdacht hegen. Sie wissen nämlich, daß ihnen, sobald sie dem Rufe des Haberermeisters folgen, ruhig die gefalzenen Schnadahüpfeln, d. h. die Rügeverse anhören und keinerlei Widerstand leisten, weder an ihrer Person noch an ihrem Eigenthum ein Schaden zugefügt wird; daß aber ihr Nichterscheinen oder gar eine Anzeige bei Gericht meist durch eine Kugel oder mindestens durch das Anzünden ihres Hauses bestraft wird. Auch lastet auf den Gerichteten beinahe immer das Drückende des Schuldbewußtseins. Kommt doch ein Irrthum fast nie vor.

Es wird nämlich nur dann Haberfeld getrieben, wenn ein in der Gegend wohl bekannter und gut angesehener Mann die Klage stellt. Er erscheint vor den vermummten Männern des Habererausschusses, deren Zusammenkunft er leicht erfährt, wenn irgend ein Haberer weiß, daß er klagen will. Dies spricht sich schnell genug herum. Er ist selbst

nicht vermunmt, also genau bekannt. Hat er seine Klage gestellt, so weiß er, daß er mit Gut und Blut für die Wahrheit seiner Aussage haften muß. Kein Bewohner der ganzen Gegend würde wagen, wissentlich eine falsche Anklage zu stellen; denn er kennt die Gefahr eines solchen Unternehmens. Sind mehrere Anklagen eingelaufen, dann wird das Haberfeldtreiben abgehalten.

Alles dies hatte Herr v. Rannewitz auf verschiedenen Wegen in Erfahrung gebracht. In die größte Aufregung gerieth er, als er nach etwa vierwöchentlichem Aufenthalt in Miesbach hörte, Tags vorher habe ein großes Haberfeldtreiben in Pinzenau, etwa zehn Kilometer nördlich von Miesbach, stattgefunden. Er wollte schon seinen Aufenthalt in jene Gegend verlegen, als ihm der Wirth die beruhigende Mittheilung machte, es sprächen alle Anzeichen dafür, daß demnächst auch in Miesbach ein größeres Treiben stattfinden werde.

Den Referendar ergriff eine gewaltige Unruhe. Ob er das Treiben rechtzeitig erfahren werde, ob er sich wirklich unter die Haberer schmuggeln könne, ob er dann wohl etwas Genaueres herausbringen, und ob er auch unerkannt wieder entkommen werde? Furcht hegte er gewiß nicht. Aber die Sache erschien ihm allmählig doch ernster, als er ursprünglich geahnt. Die Bauern und jungen Bursche der Gegend hatten sich ihm während seiner vierwöchentlichen Anwesenheit in Miesbach eben ganz anders gezeigt, als er sie vorher von Berlin aus beurtheilt. Was er Alles vom Leben und Treiben dieser Alpenbewohner erfuhr, rief auch die Ueberzeugung hervor, daß mit diesen Leuten trotz ihrer oft wahrhaft naiven Gutmüthigkeit und Wiederkeit doch nicht zu spaßen sei, und daß sie im Ernstfalle weit gefährlichere Gegner wären, als irgend welche andere deutschen Landleute. Manchmal dünkte es ihm besser, den sehr gewagten Versuch überhaupt aufzugeben.

Dann siegte aber doch sein Ehrgeiz, das erstrebte Ziel um jeden Preis zu erreichen, und ein Gefühl der Scham vor sich selbst, daß nämlich er, der sonst so schneidige Beamte, im letzten Augenblick vor einer vielleicht eingebildeten Gefahr zurückschrecken wolle.

So entschloß er sich denn, kühn das Wagniß zu unternehmen. In seiner Stube lagen eine sogenannte Koze, d. h. eine Ledendecke, durch deren in der Mitte angebrachten Schliß man den Kopf steckte und sie mantelartig umhing, sowie ein Säckchen mit Ruß zum Gesichtschwärzen und ein falscher Bart bereit; ein alter, dem Wirth gehöriger Stutzen war ihm zur Verfügung gestellt worden, und eine große Ruhglocke durfte er ebenfalls mitnehmen.

Endlich — seine fünfte Urlaubswoche war fast abgelaufen — erschien der Wirth eines Abends, winkte ihm bedeutungsvoll zu, er möge in den Garten kommen, und theilte ihm dort mit, er habe sichere Andeutungen erhalten, daß heute Nacht getrieben würde. Die vielen fremden Bursche, welche heute bei ihm eingekehrt seien, hätten so sonderbare Fragen gestellt, daß er als alter Praktiker daraus entnehmen könne, es gelte wahrscheinlich irgend einem reichen Bauern im Mangfallthal. Nachdem er dies Alles erzählt hatte, fühlte sich der Wirth noch verpflichtet, seinen Gast vor dem kühnen Versuche zu warnen. Dieser aber lehnte bestimmt jeden wohlgemeinten Rath ab und erklärte, das Treiben unter allen Bedingungen mitmachen zu wollen.

„Na, wann's denn sein muß, so nehmen S' Zhna nur recht in Acht. Machen S' 's Maul nit auf, wann S' nit müß'n, un bleiben S' schö' staat zaruck, sunst kunt Zhna do wos Unliab's passir'n. Un kemmen S' nur schnell hoam, wann All's aus is. 's Hinterthür! bleibt d' ganz Nacht off'n. Dafür sorg' i.“

Um elf Uhr Nachts bei mäßiger Dunkelheit machte

sich Herr v. Kannewitz auf den Weg. Den Stutzen und die Ruhglocke in die Kose gehüllt, schlich er sich, dem Rathe des Wirthes folgend, nach dem bei Agatharied gelegenen Berg. Kaum hatte er den Wald betreten, so raschelte es im Busch. Schnell rußte sich der Referendar das Gesicht vollständig an, hing Kose und Stutzen um und schritt auf dem Waldweg weiter. Da ertönte aus einem Busche neben ihm eine tiefe Stimme: „Hoft Zeit g'habt, Bruder. Fast hätt' i Dir oans afibrennt, weil i g'moant hab', Du bist a Jaga. Mach nur, daß D' vorwärts kimmst. D' Andern san scho' fast all' beinand'.“

Kannewitz schritt eilig weiter. Sein Herz klopfte mächtig. Aber er wußte nun doch, daß er auf dem rechten Wege war. Nach kaum zehn Minuten gelangte er auf eine Lichtung und erblickte sofort eine Schaar von mindestens zweihundert Gestalten.

„Bodo, jetzt schlau und schneidig, und laß Dich nicht verblüffen!“ Mit dieser Mahnung an sich selbst schritt er festen Trittes auf die Gruppe zu. Niemand kümmerte sich um ihn, Niemand sprach ihn an. Alle waren mehr oder minder gleich gekleidet und bewaffnet wie er, Alle hatten geradeso das Gesicht und die Hände mit Ruß geschwärzt, und die meisten trugen ähnliche falsche Bärte. Von einem Erkanntwerden war bei dem matten Sternenslicht und solcher Vermummung keine Rede. Dies begriff der Referendar sofort, und als er sich nun mitten unter den ruhig durcheinander gehenden oder in kleinen Gruppen herumstehenden Haberern befand, fühlte er sich völlig sicher. Kaltblütig suchte er sich die Figuren einzelner Haberer genau zu merken, besondere Kennzeichen zu entdecken u. s. w., da von einem Erkennen der Gesichter doch keine Rede sein konnte. Sein Bemühen war freilich vergebens. Die Haberer selbst nahmen von einem mitgebrachten Wagen Krüge und schenkten sich von den ebenfalls

mitgeführten Fässern Bier ein, das sie still austranken. Nun trug der Nordost die Schläge der Thurmuhre von Niesbach herüber. Mitternacht!

Raum war der letzte Schlag verklungen, so rief eine tiefe Stimme: „Seid's Alle da?“

Ringsherum tönte es laut: „Ja.“ Jetzt rief wieder die erste Stimme: „Zum Verles!“

Daraufhin drängten sich alle Haberer nach der Mitte zusammen. Kannewitz that wie die Uebrigen. Nun stand man in dichter Schaar um einen großen, stämmigen, ebenfalls durchaus unkenntlichen Mann. Dieser begann in lautem Bass:

„Pfarrer Kneipp!“

Aus der Menge antwortete eine Stimme: „Hier.“

Dann ging es weiter:

„Bezirksamtmann von Niesbach!“ — „Hier.“

„Oberforstmeister von Tölz!“ — „Hier.“

„Doktor Sigl!“ — „Hier.“

„Fürst Bismarck!“ — „Hier.“

„Pfarrer von Aibling!“ — „Hier.“

„Fürst Taxis!“ — „Hier.“

„Gschwendbauer!“ — „Hier.“

„Hausham-Müller!“ — „Hier.“

„Minister Riebel!“ — „Hier.“

„Der Schmied von Rochel!“ — „Hier.“

Noch an dreißig solcher Namen wurden ausgerufen und jedesmal antwortete eine Stimme: „Hier.“

Ganz richtig erkannte Kannewitz, daß mit diesen Kriegsnamen die hervorragendsten Haberer aufgerufen würden. Zum Schluß hieß es: „Und all' die andern Brüder, seid's Alle da?“ Nochmals antworteten sämmtliche mit lautem „Ja“.

Jetzt vernahm man, daß einzelne um den Haberermeister herumstehende Männer, wahrscheinlich die Mitglieder des



Ausflusses, anderen Männern etwas zuflüsterten, und diese dann nach verschiedenen Richtungen weggingen. Es waren die Posten, welche das Haus des zu Richtenden sozusagen umstellten und jeden Verkehr von und aus seinem Hofe von nun an verhinderten. Nach einiger Zeit rief der Haberermeister, in dessen Hand der Referendar einen dicken Stab erkannte: „Im Namen Kaiser Karls des Großen, vormärts.“

Nun brach ein wahrer Höllelärm los. Schüsse knallten durch die Nacht, Ruhglocken läuteten, die Haberer schrien und johlten, und Viele schlugen blecherne Deckel aufeinander. So wälzte sich der ganze Haufen, Herr v. Kannewitz mitten darunter, dem Thale zu. Vor dem einzeln stehenden Anwesen des reichen Kiedhofbauern wurde Halt gemacht. Der Lärm hörte auf, und weithin vernehmbar klang die tiefe Stimme des Haberermeisters:

„Aus dem Untersberg san wir g'sandt;
Kaiser Karl der Große schickt uns ins Land,
Um zu richten nach altem Brauch und Recht,
Wann Daner sich aufg'führt hat recht schlecht.
A solcher lebt hier in diesem Haus,
Dös is der Kiedhofbauer, der muß 'raus.“

Geradezu betäubend schrie die Menge nach:

„Kiedhofbauer 'raus, 'raus!“

Dazu knallten wieder zahlreiche Schüsse, die Ruhglocken läuteten, und die Deckel schmetterten aufeinander. Es dauerte keine Minute, so erschien der Gerufene vor seiner Thüre. Er hatte sich gar nicht Zeit genommen, sich völlig anzukleiden, sondern stand in Hemd und Hosen barfuß da. *)

Nach seinem Erscheinen hörte der Lärm sofort auf und tadellose Stille trat ein. Da zog der Haberermeister ein Blatt Papier hervor, ein Haberer leuchtete

*) Siehe das Titelbild.

ihm mit einer schnell angezündeten Stalllaterne, und der Meister las:

„Zwölf Jahr hat an armer Knecht
Auf dem Riedhof 'dient brav und recht.
Da is er elend word'n und krank,
Und der Bauer hat ihn fortg'jagt zum Dank.
Is dös wahr?“

Sofort antwortete die ganze Schaar:

„Ja, dös is woahr! Dös is woahr!“

Darauf kommandirte der Haberermeister mit schallender Stimme:

„Also aufkravällt!“

Der Lärm, der jetzt losbrach, übertraf noch den bisher gehörten. Das Hauptgeräusch machte eine sogenannte Putz- oder Windmühle, die sonst zum Reinigen des Getreides diente, heute aber von den Haberern nur zum Spektakelmachen mitgeführt wurde. Es war wirklich betäubend. Nach einiger Zeit erhob der Laternenträger auf Befehl des Meisters die Laterne, und sofort trat Stille ein. Der Haberermeister las von Neuem vor:

„A Leben lang hamm die zwoa Alten
Ihren Sohn so guat als möglich g'halten,
Seit der Sohn aber hat den Riedhof übernommen,
Is für seine Eltern die Hungerzeit kommen.
Is dös wahr?“

„Ja, dös is woahr, dös is woahr!“

„Also aufkravällt!“

Gleich fürchterlicher Lärm wie vorher, dann wieder Stille. Und der Haberermeister las zum dritten Mal:

„Im Thal lebt an arm's Dirndl, die hat den Bauern g'habt gern,
Und er hat ihr versprochen, sie sollt d' Bäuerin wer'n.
Wie aber die Müllerstochter mit ihrem Geldsack is kumme,
Da hat er d' Arm' sitzen lassen, und die Reich' hat er g'numme.
Is dös wahr?“

„Ja, dös is woahr, dös is woahr.“

„Also aufframällt!“ Abermals die gleiche Scene wie vorher.

Während der ganzen Zeit stand der Riedhofbauer, dem die verlesenen Klagen galten, wenn auch zitternd vor Kälte, so doch ruhig vor seiner Hausthür und wurde weder von dem Haberermeister noch den Haberern beachtet. Als nach dem dritten „Aufframällen“ wieder Stille eingetreten war, trat der Haberermeister vor den Gerichteten hin und sprach so laut, daß es alle Anwesenden vernehmen konnten: „So, Riedhofbauer, jetzt host es g'hört, daß man Deine Sünd'n kennt. Jetzt besser' Dich. Wann D' nit brav wirfst, so schickt uns der Kaiser Karl der Große über's Jahr wieder.“

Hierauf wandte er sich an die Haberer und rief: „Eh wir das zweite Gericht abhalten und dann in' Untersberg zurückkehren, hamm wir noch was unter uns ausg'machen. Drum vorwärts nach der Lichtung!“

Unter erneuertem fürchterlichen Lärmen zogen die Haberer fort, während der gerichtete Bauer schleunigst in seinem Hause verschwand.

Mit größtem Interesse hatte Kannewitz die bisherigen Vorgänge verfolgt. So sehr sie auch seine Neugierde befriedigten, seinem Ziele brachten sie ihn nicht näher, denn von einem Erkennen von Personen oder von einem solchen Anhalt über die Organisation, daß man davon eine spätere Entdeckung erhoffen konnte, war keine Rede. Vielleicht stand von dem, was die Haberer jetzt unter sich auszumachen hatten, Aufklärungen zu erwarten. Da er sich in seiner Verkleidung vollständig sicher fühlte, marschirte der Referendar in bester Stimmung mitten in der Schaar mit und amüsirte sich sogar, nach dem Beispiele Anderer, seine Ruhglocke umzuhängen und durch Hin- und Herwiegen des Oberkörpers tüchtig zu läuten.

Nach kurzer Zeit kam man auf der Lichtung an. Von Neuem wurde gehörig Bier getrunken. Dann sammelten sich alle Haberer um den Meister. Der immer kühner gewordene Herr v. Kannewitz hatte sich in eine der vorderen Reihen gedrängt. Nach eingetretener Stille begann der Haberermeister: „San die Posten rings um d' Lichtung richti aufg'stellt?“

„Ja, Meister,“ antwortete eine wahrscheinlich einer Ausschußmitglied angehörige Stimme.

„Hamm s' Ali scharf g'laden?“

„Ja, Meister. Ohne Dein' Befehl kommt Koaner lebendi' eini un' kann Koaner lebendi' aufi.“

„Guat is. Jetzt hört's zua, Haberer, was verschiedene unserer Kundschafter zu meiner Kenntniß 'bracht hamm. Unter uns is a Spion! Schlaun g'nua hat er sich unter uns g'schlich'n. Aber so schlau woar er do nit, daß er vorher 's Maul g'halt'n hätt'. Un' so hamm's fast d' Spaz'n am Dach auspiff'n, daß der feine Herr extra aus Berlin komma is, um 'raus z' krieg'n, wer die Haberer san, und um s' der Regierung anzuzeig'n, damit man s' strafen könnt' und uns um unser altes, ang'stammtes Recht bringen sollt'. Um's recht schlau z' mach'n, hat er sich als Haberer verkleid' un' hat 's Treib'n beim Riedhofbauern mit-g'macht. Damit is er jetzt wirkli' Haberer 'word'n. Wann aber a Haberer Verrath ausübt oder aa nur auf Verrath sinnt, so hat er die Todesstraf' verwirkt. So is es vun eh her g'wes'n, un' so soll's aa bleib'n. Is dös recht?“

„Ja, dös is recht, dös is recht,“ brüllte unheimlich düster der ganze Haufen.

Kannewitz, der dicht eingezwängt zwischen den übrigen Haberern stand und sich gar nicht rühren konnte, erschraf. Jetzt bereute er es, sich in eine so gefährliche Sache eingelassen zu haben. Allein es war nichts mehr zu ändern.

Mit großer Selbstbeherrschung raffte er sich zusammen, bemühte sich, eine ganz unbefangene Haltung zu bewahren und beschloß, sich durch kein Zeichen zu verrathen. Er rechnete immer noch auf seine Verkleidung und die Dunkelheit der Nacht. Jedenfalls wollte er es auf das Aeußerste ankommen lassen und sich unter keinen Umständen freiwillig preisgeben.

Den Zustimmungsrufen der Haberer war tiefe Stille gefolgt. Nunmehr erklang von Neuem der Paß des Haberermeisters: „Im Namen Kaiser Karl's des Großen forder' ich Dich, Herr v. Kannewitz aus Berlin, auf, vorzutreten und Dich vor mir und allen hier versammelten Haberern zu verantworten, ob das Dir zur Last g'legte Verbrechen der Auspionirerei woahr is, oder ob D' blos in jugendlichem Leichtsinne an dummen Streich g'macht hast, ohne z' bedenken, was der für Folgen nach sich zieh'n kunnt'. -- Bodo v. Kannewitz, tritt vor.“

Dem Referendar schlug das Herz zum Zerspringen. Einen Augenblick dachte er daran, vorzutreten und sich durch die vom Haberermeister ihm ja in den Mund gelegte Ausrede eines Jugendstreiches zu retten. Da erwachte aber sein Stolz. „Was, ich, der königlich preußische Referendar v. Kannewitz, soll mich von solchen Bauern aburtheilen lassen wie ein Schuljunge? Nein, lieber mit Ehren zu Grunde gehen, als mich so unsterblich lächerlich machen!“ So sprach er zu sich selbst, rührte sich nicht von der Stelle und schwieg.

Zum zweiten Male rief der Haberermeister: „Bodo v. Kannewitz, tritt vor!“

Allgemeines Stillschweigen folgte auch diesem Rufe. Ebenso einem dritten.

Nun begann wieder der Haberermeister: „Der Angeklagte folgt also mei'm Ruf nit! Vielleicht hat er sich glei' nach dem Treib'n beim Niedhofbauern 'druckt. Viel-

leicht hat er aber koan Schneid', steckt no' unter uns un' moant, ma kunnt' 'n nit 'rausfind'n. I un der Ausschuß hammt aber aa den Fall überlegt und unsere Vorbereitungen 'troff'n. I muß alle Haberer bitt'n, Daner nach dem Andern vor mi un den Ausschuß vorz'treten und auf guat Altboarisch nachz'sag'n, wos i eahm vorsag'. Der Spion is ja a Norddeutscher un wird sich bei dem Gram'n scho verrath'n. Wann er aber 'rausbracht is, soll er so abg'urtheilt wer'n, wie's Brauch un Recht von eh her bei den Haberern verlangt hamm."

Nach diesen Worten entfernten sich der Haberermeister und acht der Haberer etwas von der Schaar. Vier stellten sich, die Büchse schußbereit im Arm, nach allen Seiten so auf, daß sie genau erkennen konnten, wenn sich eine Person von der Masse heimlich entfernen wollte. Zwei nahmen gegenüber Platz und riefen den übrigen Haberern zu, daß sie nun Einer nach dem Anderen bei ihnen durchgehen und vor den mit den beiden letzten Ausschußmitgliedern noch weiter rückwärts stehenden Haberermeister treten sollten.

Die Haberer bildeten eine Kette, schritten einzeln bei den beiden ersten Ausschußmitgliedern durch, traten vor und sprachen so leise, daß kein Hintermann seinen Vordermann verstand, nach, was ihnen der Haberermeister vorsprach. Jeder, der fertig war, schritt auf einen Wink des Meisters nach der anderen Seite. Kannewitz war mitgeschoben worden und stand vor den drei Haberern, ehe er sich recht entschließen konnte, wie er sich hierbei verhalten sollte. Jetzt sprach der Haberermeister leise zu ihm: „Sag' mir staad nach: ‚Wann D' an Schmalzler hätt'st schnupfett'n?‘

So unverzagt wie möglich antwortete der Referendar: „Wann D' an Schmalzer hätt'st, schnupfesten?“

Der Haberermeister und seine beiden Genossen horchten aufmerksam zu. Da bemerkte Ersterer: „Du, sag' dös no

amal.“ Etwas unsicherer wiederholte Herr v. Rannewitz: „Wenn D' ein Schmalzer hätt'st, schnupfdesten?“

Raum hatte er geendet, so sprach der Haberermeister laut zu einem der Ausschußmitglieder: „S' glaab, der is es. Nicht' Du Dei' Frag' an 'n.“

„Sag' amol, Bürsch'l, in welch's Bezirksamt g'hört denn Festenbach?“

Der Referendar hatte nie einen solchen Namen gehört und ließ sich zu der unklugen Antwort: „Das weiß ich nicht,“ hinreißen.

Höhnisch genug klang die Gegenrede des Haberers: „Hast wol soag'n woll'n: Sell' moas i nit.“

Der Haberermeister befahl nun auch dem anderen Ausschußmitglied, seine Frage zu stellen. Dieser rief: „Du, wia is denn der Familiennam' von unserm Herrn Erzbischof?“

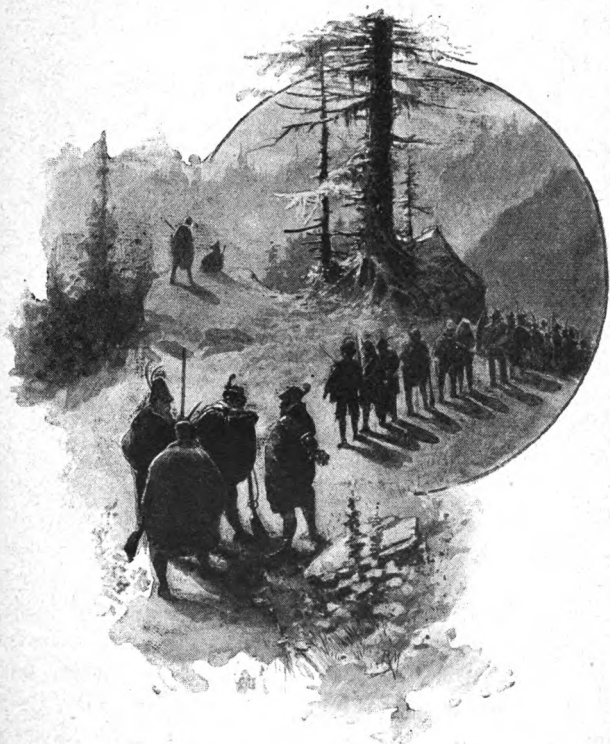
Betreten schwieg der Referendar still.

Da saßen ihn die beiden Genossen des Haberermeisters so an den Armen, daß er sich nicht rühren konnte, und Ersterer herrschte ihn an: „Willst D' no' leugnen, daß D' der Spion aus Berlin bist?“

Der Entlarvte erkannte, daß nunmehr alle Verstellung vergebens sei, und gab sie daher auf. Dagegen warf er sich in die Brust und rief in scharfem Tone: „Ich bin der Referendar Bodo v. Rannewitz und verlange, daß ihr mich augenblicklich frei laßt, oder ich werde mich an einer Stelle beschweren, die euch wohl Achtung vor der persönlichen Freiheit eines Preußen beibringen wird.“

Lautes Hohngeschrei, Pfeifen, Zischen und Spottrufe der von allen Seiten herbeidrängenden Haberer waren die Antwort. Als sich der Lärm auf ein Zeichen des Haberermeisters beruhigte, rief dieser: „Alle Achtung vor die Preiß'n. San uns're treu'n Bundesgenoss'n von Anno siebz'g. Mit bene hab' i' aber goar nix z' thun. Vor mir

steht koa Preiß', sondern a Haberer, der Verrath hat üb'n woll'n an unserer heiligen Sach'. Bist Du nit anzog'n und im G'sicht schwarz ang'malt wie alle Haberer? Hast Du nit beim Niedhofbauern mittrieb'n? Hast Du nit mit



der Ruhglock'n, die D' umg'hängt tragt, mitkravällt und damit uns're Gerichtsbarkeit mit ausg'übt? Hast D' dös 'than oder nit?"

„Ja, das habe ich gethan.“

„So? Un da willst no leugne, daß D' a Haberer

bist, un willst Di auf oan Preiß'n 'nausred'n? Dös hilft Dir nix, Bürsch'l. Den verrätherisch'n Haberer verurtheil'n wir nach altem Recht und Brauch, so wia's uns von Kaiser Karl's des Großen Zeiten her durch unsere Alvordern überkemma is, und ob Du a Preiß' bist oder nit, fell is uns gleich."

„Ich verlange, daß —“

„Halt' 's Maul, sag' i. Zu verlang'n hast nix, un was mit Dir g'schiecht, wirst scho seh'n. — Nehmt's jetzt den Spion und führt 'n so lang' auf d' Seit', bis i un der Ausschuß berath'n hamm, wos mit eahm g'schiecht.“

Unter Püffen und Stößen wurde der unglückliche Referendar abgeführt. Der Haberermeister und der Ausschuß traten zusammen.

In diesem Augenblick stürzte von außen ein Haberer herbei und meldete etwas dem Haberermeister. Dieser hörte aufmerksam zu. Dann besann er sich einige Sekunden, und hierauf sprach er zu dem Ausschuß: „Die Meldung vom Posten an der Miesbacherstraß' seh' ich als a guate Gelegenheit an, wia wir uns aus dere schwierig'n Lag' mit dem Spion helf'n können. So recht als Beräther hätt' i 'n do nit anschaug'n können, denn eigentli' is er do ka Haberer wia wir. Un schließli' hätt' ma' doch mit eahm Schwierigkeit'n g'habt, weil's a Preiß' is. 's is aber besser, wann wir uns'rer Regierung solche Schwierigkeit'n derspar'n. Jetzt woak' i' an Ausweg. Der Post'n meld', daß der Gendarmeriekommandant von Miesbach mit zwölf oder fünfzehn Gendarm' anruckt. Dem spiel'n wir den Berliner als Haberer in d' Händ. Nocher mög'n s' mit ihm mach'n, wos s' mög'n. Bei uns hot er Angst gnua ausg'stand'n, un feini Hieb' hot er aa weg. Sell bin i g'wiß.“

Das Letztere war freilich in vollstem Maße der Fall. Fast jeder der Haberer hatte gemeint, dem Spion seinen

Abſcheu durch einen kräftigen Stoß ausdrücken zu müſſen, ſo daß der arme Herr v. Rannewitz froh ſein durfte, daß ihm kein Knochen zerbrochen war.

Nunmehr trat der Haberermeiſter heran und befahl, daß der Spion den vier von ihm beſtimmten Ausſchußmitgliedern übergeben werden ſolle. Es geſchah nicht, bevor nicht nochmals einige kräftige Hiebe für den Unglücklichen, abgefallen waren. Zwei derbe Fäuſte faßten den Reſerendar rechts und links am Arme, ein Haberer ſchritt neben dem Poſten, welcher die Meldung gebracht hatte, voraus, ein anderer folgte, und ſo wurde Herr v. Rannewitz von fünf Haberern nach dem Walde geführt.

Auf der Lichtung theilte der Haberermeiſter den übrigen Haberern mit, was er wegen des Spions angeordnet habe, und daß ihnen Allen ein Angriff der Gendarmen drohe. Zum Schluß rief er: „Unſer Hauptgericht hamm wir heut g'halten. 's ander hat Zeit. Um Bluatvergieß'n z' vermeiden, entlaß' i euch für heut. Auseinander! 's Treiben is aus!“

Es war ſtaunenswerth, mit welcher Schnelligkeit und Ruhe die Haberer nach allen Seiten verſchwanden. Nach zwei Minuten war die Lichtung leer. Ueber Wald und Feld herrſchte wieder die Stille der Nacht. Nur der Schrei einer Eule wurde vernehmbar.

Der Gefangene folgte anfangs ſchweigend ſeinen Wächtern, weil er ſeine ganze Energie aufbieten mußte, Schmerzäußerungen ob der erhaltenen Schläge zu verbeißen. Nach einiger Zeit aber verſuchte er ſtehen zu bleiben, und rief: „Ihr wollt mich also irgendwo im Walde ermorden?“

Da entgegnete einer der Haberer: „Unſer Meiſter hat ang'ordnet, daß dösmal Gnad' vor Recht geh'n ſollt'. 's g'schiegt Dir nix unter der Bedingung, daß D' 's Maul hältſt, ſo lang als wir bei Dir ſan. Wann D' aber verſuchſt, Dich unſerer Führung z' widerſetz'n oder wann D'

nur an oanzig'n Schroa austost, eh daß wir Di loslass'n hamm, kriagst a Kugel durch'n Schädel, daß D' glei hin bist aa."

„Wohin führt —“

„Maul g'halt'n und vorwärts. Satz gilt's!“

Zwei Gewehrähne knackten so verdächtig, daß Herr v. Kannewitz einsah, das Beste sei es, sich der Gewalt zu beugen. Stumm marschirte er zwischen seinen Gütern weiter. Nach kurzer Zeit hielten diese hinter einem Busch dicht an der großen Straße nach Miesbach. Ein kleiner Abhang führte nach letzterer hinab.

Der Referendar mußte sich hier niederkauern. Merkwürdigerweise wurde ihm die vorher abgenommene Ruhglocke wieder umgehängt und sogar sein Stutzen über den Rücken geschnallt. Dicht neben ihm kauerten hinter dem Busch drei Haberer. Die beiden übrigen kehrten wieder nach der Richtung zurück, wo man hergekommen war.

Mit einem Male bemerkte Herr v. Kannewitz, daß sich auf der Landstraße erst zwei und etwas hinter diesen etwa zehn bis zwölf Männer näherten. Im Sternenlicht erkannte man das Blitzen von Waffen. Sofort schloß er richtig, daß dies bewaffnete Gendarmen seien, welche gegen die Haberer vorgingen. Als er aber den Kopf etwas erhob, schoben sich dicht neben ihn die Mündungen zweier Büchsen, und leise, aber deutlich vernehmbar klang die Stimme des einen Haberers: „Wann D' nur an Muckser machst, bist hin!“

Resignirt neigte er wieder den Kopf und wartete, was kommen werde.

Langsam streiften die Gendarmen heran. Im Wald herrschte völlige Stille. Nunmehr waren die beiden ersten Gendarmen schon an dem gefangenen Referendar vorbei, die Haberer rührten sich nicht. Nur die beiden Büchsenläufe schoben sich so nahe an den Kopf des Referendars,

daß dieser sich nicht rühren konnte, ohne an sie zu stoßen. Jetzt befanden sich auch die übrigen Gendarmen dicht vor dem Busche, hinter dem Kannewitz und die drei Haberer kauerten. Mit einem Male krachten rückwärts im Walde zwei Schüsse, die Kugeln schlugen hörbar oben in den Nesten gerade über den Gendarmen ein. Im Nu antworteten die vorderen Gendarmen, indem sie nach der Richtung, wo sie die Blitze gesehen hatten, hinschossen. In diesem Augenblick rief ein Haberer dem Referendar zu: „Auf!“ und zugleich schossen die beiden anderen ihre Stützen über die Köpfe der Gendarmen hinweg in die Luft. In einer Sekunde war v. Kannewitz aufgesprungen, erhielt aber zugleich einen so gewaltigen Stoß, daß er kopfüber den kleinen Abhang hinunter und mitten unter die völlig überraschten Gendarmen hineinfiel, einen sogar mit zu Boden reißend. Im gleichen Augenblick fiel oben noch ein Schuß, ohne aber Jemanden zu verwunden, und dann hörte man, daß die Schützen eiligst nach dem Inneren des Waldes entflohen.

Die Gendarmen erholten sich schnell von ihrer Ueberaschung. Einzelne feuerten auf's Gerathewohl in den Wald, die Anderen aber stürzten sich mit Kolben und Fäusten auf den, wie sie glaubten, durch einen Fehltritt herabgestürzten Haberer, rissen ihm den Stützen vom Rücken und banden ihm mit staunenswerther Geschwindigkeit die Arme auf den Rücken. Im Durcheinander dieser Scene verstand kein Mensch, was der Unglückliche rief. Von Neuem hatte er wieder tüchtige Hiebe und Stöße, und zwar diesmal sogar mit flachen Säbelklingen und Gewehrkolben erhalten.

Endlich konnte man seinen kläglichen Ruf: „Ich bin ja der Referendar v. Kannewitz“ vernehmen.

Der in Miesbach stationirte Gendarmeriekommandant befahl daraufhin seinen Leuten, die Mißhandlung des

Gesesselten einzustellen und ihn aufzurichten. Letzteres ging recht kläglich, denn Herr v. Rannewitz war erbärmlich zerschlagen und zerstoßen.

Während einige Gendarmen den entflohenen Haberern, selbstverständlich vergebens, nachschlichen, andere auf der Hauptstraße vordrangen, begann der Wachtmeister sofort das Verhör mit dem Gefangenen: „Wer wollen Sie sein?“

„Ich bin der Referendar v. Rannewitz aus Berlin.“

„Das wird sich später erweisen. Sie haben aber an dem heutigen Säberfeldtreiben theilgenommen?“

„Ja, gewiß, um die Haberer zu entlarven.“

„Ob das wahr ist, wird man ebenfalls später schon herausbringen. Vorläufig genügt Ihr Geständniß der Theilnahme. Jetzt habe ich keine Zeit, Sie weiter zu vernehmen. Gendarm Huber und Wolfmayer, ihr bringt den Gefangenen in das Bezirksgefängniß.“

„Aber, Herr Wachtmeister, Sie werden mich doch nicht gebunden nach Miesbach transportiren lassen! Ich mache Sie aufmerksam, daß ich Referendar bin und im Interesse der Polizei gehandelt habe. Es ist Ihre Pflicht, mir sofort die Fesseln abnehmen zu lassen.“

„Was meine Pflicht ist, brauchen Sie mir nicht zu sagen. Huber, Sie sind verantwortlich, daß der gefangene Haberer richtig im Gefängniß eingeliefert wird. Es ist keine andere Rücksicht zu nehmen, als die, daß ihr einen durch sein verrußtes Gesicht, die umgehängte Ruhglocke, den Stutzen und seine Kleidung kenntlichen Haberer zu transportiren und abzuliefern habt. Alles Andere werden die Herren des Gerichtes später schon herausfinden. Abmarschirt!“

Herr v. Rannewitz erkannte gut genug, daß der Mann in seinem Rechte war, und machte keine weiteren Einwendungen. So marschirte er denn mit auf den Rücken gebundenen Händen zwischen zwei Gendarmen als ge-

fangener Haberer in das Bezirksgefängniß nach Miesbach. Zu seinem Glück verbarg die Dunkelheit der Nacht die ganze Scene, und er war froh, als ihn die Zelle mit der



harten Holzpritsche als Quartier für den weiteren Verlauf der Nacht ausnahm.

Am nächsten Tage mußte er ein Verhör bestehen. Die Richter glaubten ihm keineswegs so schnell, wie er es wünschte. Wenn sie auch bald zur Ueberzeugung kamen,

daß er das Treiben gewiß nicht aus gleichen Gründen wie die wirklichen Haberer mitgemacht hatte, so hielten sie seine Handlungsweise doch für einen strafbaren Unfug und beschloßen, ihn so lange in Untersuchungshaft zu behalten, bis eine Meinungsäußerung seiner Berliner Vorgesetzten kund gab, ob man seinen Worten, er habe es nur auf eine Entlarvung der Haberer abgesehen, Glauben schenken dürfe. Trotz seiner Vorstellungen wurde er daher in den Untersuchungsarrest abgeführt und mußte in demselben bleiben, bis ein für ihn günstiger Bericht aus Berlin eintraf. Das dauerte mehrere Tage.

Am meisten ärgerlich war es ihm, daß seine Vorgesetzten nun die ganze Geschichte erfahren hatten, und er sich natürlich auf spöttische Bemerkungen nach seiner Rückkehr gefaßt machen mußte.

Und das war noch nicht einmal das Schlimmste. An dem Tage, an welchem er endlich freigelassen wurde und in sein Gasthaus zurückkehren durfte, erschien zu Miesbach in der Zeitung folgendes Schnadahüpfel:

„Aus Berlin is er kemma, um d' Haberer z' fanga,
Un is mit der Ruhglock' zum Treib'n außi ganga.

Zuhe!

Dort ham s' 'n verwischt un sein Buckel voll'bläut;
Da hat 'n die G'schicht scho' fürchterli g'reut.

D weh!

D'rauf san aa d' Gendarm kemma, ham 'n glei 'packt,
Und mit ihre Kolben eahm d' Wahrheit fein g'sagt

Zuhe!

Und acht Tag ham s' 'n eing'spirrt in Miesbach in's Loch;
Denn trotz seiner Ausred'n, 'trieb'n hat er doch!

D weh!

Sell war der Herr v. Rannewitz.

Sein Habererfang, der war halt niz.

D je!

Die lustigen Haberer.“

Endlich, endlich konnte er den bayrischen Bergen den Rücken wenden. Die ganze Gegend war ihm gründlich vergällt. Am meisten kränkte es ihn, daß er sich für die erlittenen Mißhandlungen und den gehörten Spott in keiner Weise rächen konnte. Daß sein Wirth unschuldig an seiner Entdeckung war, erkannte man leicht. Der Mann hatte vollständig Recht, als er gutmüthig meinte: „Wann S' wieder so an Plan hamm, Herr v. Kannewitz, da müssen S' halt vorher mehr 's Maul halten. Wissen S', d' Haberer hamm ihre Ohr'n überall.“

Der Referendar steckte auch diese bittere Pille ein und reißte ab.

Einen Vortheil hatte sein Mißerfolg in den bayrischen Bergen doch. Er brachte seinem Selbstbewußtsein immerhin einen empfindlichen Schlag bei und lehrte ihn, bei allen Unternehmungen vorsichtig zu sein, denn wenn er später in alter Ueberhebung etwas zu leicht nehmen wollte, fiel ihm noch rechtzeitig die mißlungene Entlarvung der Haberfeldtreiber in Oberbayern ein.





Der Weg zum Throne.

Novelle von Carl Felix v. Schlichtegroll.

(Nachdruck verboten.)

Königliche Hoheit, es ist Zeit!“
„Bestmann, Du quälst mich, laß mich, es ist mir ein Greuel, mich anzukleiden, ein Greuel auf den Hofball zu müssen. Ich bin so abgesspannt, ich wollte, ich wäre hundert Meilen von hier.“

„Welche Orden befehlen königliche Hoheit heute anzulegen?“ fragte der Diener ruhigen Tones, als ob er die Worte seines Gebieters gar nicht gehört habe. „Den Löwen-, den Kronenorden oder —“

„Welche Du willst, Bestmann,“ erwiderte der junge Fürst unruhig. „Es ist mir Alles recht. Behänge mich, puße mich heraus wie es Dir beliebt! Geh, stelle Alles bereit und rufe mich hernach! Verstehst Du?“

„Zu Befehl, königliche Hoheit.“

Mit diesen Worten verließ der Diener den Salon seines jungen Herrn und machte sich in dessen Ankleidezimmer zu schaffen.

Als der Prinz allein war, drückte er die Hände gegen die Schläfen und ging ein paarmal in dem Gemach auf und ab. „D,“ stöhnte er, „wäre nur der heutige Abend vorüber. Wenn ich die ganze Komödie nur erst hinter

mir hätte! Mein Vater hat mir die Rolle auf den Leib geschrieben — ja, ich werde sie spielen, aber wie ein schlechter Komödiant, der sein Stichwort vergißt. Wie sie schauen werden, wie sie zischeln werden! Hier wie drüben wird es Skandale und Scenen geben. Aber mag kommen, was da will, ich fürchte mich nicht, ich bleibe standhaft. Du sollst Dich nicht in mir getäuscht haben, Geliebte!”

In des Prinzen Augen schimmerte es feucht, seine Stimme zitterte. Er trat an's Fenster und blickte in das abendliche Dunkel hinaus. „Schlafe, träume süß,“ rief er und warf einen Handfuß in die Nacht hinaus. „Träume süß, mein Kind, und mögest Du niemals erfahren, wie Dein Heinrich leidet.“

Die Kerzen vor dem Spiegel und in den Kronleuchtern schienen heute merkwürdig trübe zu brennen. Den Prinzen bedrückte das Dämmerlicht um ihn, er meinte, auf allen Dingen liege ein Schleier, ein Nebel; mit einem Seufzer warf er sich auf das Sopha, dem lebensgroßen Porträt seines Vaters gerade gegenüber. Er blickte lange auf das Bild. Die großen grauen Augen des Bildes schienen ihm bis auf den Grund der Seele zu dringen.

„Nein, starre mich nicht so an,“ rief er plötzlich aus, das Haupt in die Polster vergrabend. „O Vater, Vater, wenn Du wüßtest, warum ich so leide. Könntest Du mich verstehen? Warst Du immer alt, immer so kalt, so strenge, so unerbittlich wie jetzt? Warst Du niemals jung, hast Du nie geliebt?“

Er dachte noch jetzt mit Schrecken an jene Scene, die er vorhin mit seinem Vater gehabt. Es war am Nachmittage, als Jener ihn durch seinen Kammerherrn, den Baron Wilten, zu sich rufen ließ. Er wußte, was er vernehmen würde, er wußte aber auch, daß er allen diesen Bitten, Beschwörungen, ja Drohungen ein entschiedenes Nein entgegensetzen würde. Dennoch würde er gerne zehn

Jahre seines Lebens geopfert haben, hätte diese Unterredung nicht stattfinden brauchen.

Es war Dämmerung gewesen in dem großen, dunkel ausgeschlagenen Gemache, in dem sein Vater ihn erwartete. Nur eine einzige kleine Lampe brannte auf dem Arbeitstisch, deren Licht noch in verlorenen Punkten auf den Goldrahmen der Gemälde und den Waffen glänzte, welche an den Wänden rings umher aufgehängt waren.

Der Erbgroßherzog machte ein paar Schritte vorwärts und blieb dann stehen, als ob eine Schranke zwischen ihm und seinem Vater aufgerichtet sei.

„Komm näher, Heinrich,“ begrüßte ihn der Großherzog, „setze Dich zu mir, ich habe mit Dir zu reden! So — nein, dorthin! Nimm den grünen Lehnstuhl, ich kann Dich dann besser sehen.“

Der Prinz nahm Platz und sah zu Boden, während der Großherzog nervös mit dem Diamantringe spielte, den er an der Hand trug.

„Ich habe Dich rufen lassen,“ hub er nach einer Weile an, „weil ich Pläne bezüglich Deiner Zukunft gefaßt habe, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß Du weißt, um was es sich handelt.“

„Vater!“ fuhr der Prinz auf, indem er die Hand auf's Herz legte.

„Nein, unterbrich mich nicht, mein Sohn! Höre meine Gründe, vielleicht bin ich alsdann auch geneigt, die Deinen zu hören.“

Der Prinz wurde blaß wie ein Todter.

„Du bist jetzt siebenundzwanzig Jahre alt, Heinrich, und bist bis heute unvermählt. Du weißt, daß es lange mein Wunsch gewesen ist, daß Du mir eine Tochter zuführen möchtest, und daß ich diese Hoffnung als Vater, als Landesfürst und als Chef unseres Hauses zu hegen vollauf berechtigt bin. Ich bin alt, und wer weiß, wie

lange es noch währt, bis der allgütige Gott die Zügel der Regierung in Deine Hände legen wird. Aber Heinrich, ich möchte es während der letzten Tage meines Daseins wenigstens noch wissen, wem ich mein Land hinterlassen werde. Füge Dich endlich meinen Bitten, Heinrich."

Der Sohn sprang auf. „Ja, Vater, ich will es thun, ich will Dir eine Tochter, dem Lande eine künftige Fürstin geben, gewiß — aber nur jetzt — gerade jetzt nicht. Gönn mir noch Zeit zur Wahl, zur Entschliebung — es ist mir unmöglich jetzt, Vater!"

„So sprachest Du vor zwei Jahren gleichfalls," entgegnete der Großherzog streng, „und ich fürchte, wenn ich Dir noch einmal eine Frist gewährte, so würdest Du ebenso sprechen. Ich muß offen gestehen, mein Sohn, daß mich diese andauernde Weigerung Deinerseits befremdet und auf's Höchste besorgt macht."

Der Prinz schwieg eine Weile.

„Vater!" stotterte er dann, „ich kann mich an kein Wesen binden, das ich nicht liebe, das mir gleichgiltig ist. Verlange nicht von mir, daß ich wähle, wo mein Herz schweigt."

„Du sprichst wie ein Kind. Aber Du bist ein Fürst, Du hast Pflichten. Besinne Dich, Heinrich — das Herz der Fürsten darf stets erst sprechen und schlagen, wenn der Pflicht genug geschehen ist. Was Du anführst, ist kein Grund zur Weigerung."

„Doch, Vater, es ist einer; und der triftigste, den es gibt. Entsinne Dich Deiner eigenen Jugend, ob Du —"

Aber der Großherzog ließ ihn nicht ausreden. „Du weißt," fiel er ein, „daß wir vor einem Monate am M.'schen Hofe waren, Du weißt auch, oder kannst vermuthen, welche Abmachungen daselbst bezüglich Deiner und der Prinzessin Amalie getroffen worden sind."

„Gewiß, Vater," rief der Prinz erbleichend. „Aber

ich bitte Dich, verlange Alles, was Du willst, nur nicht, daß ich um Prinzessin Amalie anhalten soll.“

„Ich gab mein Wort, und das wird mein Sohn nicht brechen. Die Hoheiten sind nun mit der Prinzessin Tochter hier, und ich verlange von Dir, daß Du auf dem Hofballe, den ich heute gebe, Dich der Prinzessin gegenüber erklärst.“

„Niemals!“ rief der Prinz mit flammenden Augen. „Das werde ich nicht, das darfst Du nicht verlangen!“

„Doch! Der Großherzog befiehlt es Eurer königlichen Hoheit. Verstehen Sie?“

Die beiden Männer waren aufgesprungen und sahen einander in die blißenden Augen.

„Ich verstehe,“ erwiderte der Sohn nach einer Weile, indem er den Kopf emporwarf. „Und dies meine Antwort: ich werde es nicht thun, und Du, Vater, kannst mich nicht dazu zwingen! Kein Mensch, kein Gott vermag das. Du kannst mich verstoßen, die Thronfolge ändern, aber das vermagst Du nicht, mich zu einem Spiel zu zwingen, vor dem ich selbst erröthen müßte. Soll es sein, so nimm mir die Krone, gib sie Dagobert — er hat lange darauf gehofft! Was liegt daran, wer hier auf dem Throne sitzt, was liegt überhaupt daran, ob unser Haus besteht oder untergeht? Die Zeit hat manche Throne umgestürzt, und die Welt steht doch noch. Also was macht es aus, ob einer weniger oder mehr ist, oder welche Familie herrscht!“

Der Großherzog vernahm diese Worte mit einem wahren Entsetzen, einem Grauen, als höre er die Posaune des jüngsten Gerichts.

„Das ist Rebellion,“ rief er heftig. „Das magt ein Knabe seinem Fürsten zu sagen, seinem Herrn! Ja, mag die Zeit uns vom Throne stoßen, so müssen wir wenigstens auf unseren Plätzen fallen. Wir selbst dürfen kein Titelchen

uns vergeben von unseren Rechten und Pflichten! Du hast mir Dinge gesagt, Heinrich, die ich nicht hören darf, weder als Fürst noch als Vater. Aber ich will dieselben vergessen, denn ich nehme an, daß Du Dich in einem unbedachten Moment fortreißen ließeßt. — Geh, Heinrich, entfinne Dich, daß ich die Macht hätte, das zu thun, was Du angedeutet hat. Geh, Du kennst meinen Wunsch, meinen Befehl, und ich erwarte, daß Prinz Heinrich denselben erfüllen wird.“

Er winkte mit der Hand, und der Sohn verließ schwankenden Schrittes das Gemach. Er taumelte durch die Gänge des Schlosses und erreichte seine Gemächer, ohne daß er gewußt hätte, wie er dorthin gekommen war.

Die Uhr auf dem Kaminsims beginnt zu schlagen. Der Prinz hebt die Augen und blickt auf. Noch eine Stunde Gnadenfrist! Er schließt die Augen wieder und legt den Kopf zurück auf die Kissen.

Wie wird Alles enden, wie werden? Er fürchtet seinen Vater und dessen Energie, er fürchtet sein eigenes schwaches, wankelmüthiges Herz.

Es ist bisher stets unterlegen.

Sein ganzes Dasein war ein unausgesetzter Kampf mit dem Vater, denn ihre Naturen waren von jeher so grundverschieden, daß sie unmöglich in Harmonie neben einander leben konnten, zumal bei dem kalten, starren Temperament des Großherzogs. Es hatte Jahre gegeben, während welcher die Spannung zwischen ihnen eine solche war, daß der Prinz in dieser Zeit das elterliche Haus überhaupt nicht betrat. Geschäftige Zwischenträger hatten geholfen, die Entfremdung zwischen Beiden immer größer werden zu lassen, und namentlich waren es die nächsten Agnaten des Hauses, die Prinzen Georg und Dagobert gewesen, die Alles daran zu setzen schienen, den Erbgroßherzog bei

seinem Vater zu diskreditiren. Er war den Beiden im Wege bezüglich ihrer Aussichten auf den Thron; seine späte Geburt hatte die Hoffnungen des Prinzen Dagobert vernichtet.

Der Riß zwischen ihm und dem Vater war seither immer noch wieder geheilt, aber jetzt — wenn derselbe Alles erfahren sollte, was wie ein Alp auf Prinz Heinrich's Seele lastet, dann — nun, wie Gott will!

Er seufzt auf und hebt den Kopf wieder, um nach der Uhr zu sehen. Die Zeiger derselben waren um eine Viertelstunde vorgerückt. In diesem Moment tritt auch der Kammerdiener wieder ein: „Königliche Hoheit, es ist jetzt höchste Zeit, daß Sie an die Toilette denken.“

Der Prinz springt auf und streicht sich das Haar aus der Stirn. „Nun ja denn, puße mich heraus, Bekmann, ich komme.“

Er geht in das Ankleidezimmer und sieht die Uniform mit Orden übersät daliegen, und dabei wird ihm so heiß zu Muth, so elend.

„Nein,“ ruft er, „nimm den Kram wieder herunter, ich mag mich heute nicht damit behängen. Fort damit, nur den Hausorden will ich haben — den Stern und die Kette.“

Der Diener gehorcht kopfschüttelnd. Nach kurzer Frist ist der Prinz angekleidet. Er tritt in den Salon zurück; er ist sehr bleich, und sein Auge hat einen fiebernden Glanz. Eine Weile steht er in der Mitte des Raumes, dann ergreift er plötzlich ein Licht, tritt vor den Spiegel und betrachtet seine Züge.

Ueber seine Lippen kommt ein jähes Auflachen. „Ja, so! — so! heiter, sorglos, Heinrich! So, immer gelächelt, immer verbindlich, daß keiner den Riß Deines blutenden Herzens hinter der Larve sieht.“

In diesem Moment klopft es, und der Adjutant erscheint. Es ist der Lieutenant v. Grolmann.

Der Prinz wendet sich hastig um. „Ist es schon Zeit?“
 „Zu Befehl, königliche Hoheit, der Wagen wartet bereits.“

„Gut,“ antwortet der Erbgroßherzog. — „Befmann, wo sind meine Handschuhe — vorwärts also!“

Damit verläßt er das Zimmer und schreitet durch eine Flucht öder, nur mäßig erhellter Säle der Treppe zu.

In dem „goldenen Saal“ und den daranstoßenden „türkischen Gallerien“ ist der ganze Adel der Residenz und was sonst nur irgend Hofzutritt hat, versammelt. Die älteren Damen stecken die Köpfe zusammen, streichen die eigenen Töchter heraus und klatschen abfällig über andere, während die Herren des Hofes den Kopf über der goldgestickten Brust dermaßen emporgerect haben, als sei es ihnen unmöglich, anders als von der Höhe des Empfindens auf die übrige Menschheit herabzublicken.

Der alte Fürst Meerburg-Steinholz ist zu der Gräfin Coß getreten und hat ihr etwas in's Ohr geflüstert, was die Dame ungemein zu interessiren scheint, denn ihre Augen werden ganz rund.

„Wirklich, Durchlaucht? Nein, wie ich gespannt bin auf das Weitere.“

„Ja,“ fährt der Fürst fort, „gestern im Theater küßte er ihr die Hand.“

„Ah, das sagt viel —“

„Und heute Morgen, beim Gang durch die Museen, hat er sie auch begleitet.“

„Nun, ja doch, ich wußte übrigens längst, was im Werke sei. Die Malkin hat es mir schon vor Wochen mitgetheilt, daß der Großherzog und die Großherzogin diese Verbindung wünschen. Sodann der Besuch unserer Herrschaften drüben, und nun der Gegenbesuch der Hoheiten hier! — Heute wird er sich sicherlich erklären; und in den

Staatsanzeiger kommt alsdann der altbewährte Artikel, wie, wo, und warum die Herzen von Heinrich und Amalie sich gefunden haben. Amalie! — Ich freue mich herzlich, daß wir wieder eine Großherzogin Amalie bekommen! Es weckt meine Erinnerungen, als ich jung war, und Hofdame bei der hochseligen Großherzogin-Großmutter — sie hieß auch Amélie — ja ja, Durchlaucht, wenn also —“

Ein dreimaliges Pochen unterbricht den erinnerungsreichen Redestrom der alten Dame; der Hofmarschall hat mit seinem Stabe aufgestoßen, zum Zeichen, daß die allerhöchsten und höchsten Herrschaften nahen. Die Damen streichen heimlich die Schleppe zurecht, und die Herren drehen noch einmal die Schnurrbärte, und legen alles Feuer, über das sie verfügen, in ihre Blicke.

Jetzt öffnet sich die Thüre. Die hohen Gäste, geführt von den Wirthen, dem Großherzog und seiner Gemahlin, treten in den Saal. Prinzessin Amalie am Arme des Prinzen Heinrich folgt, und hinter diesen an der Seite des Prinzen Georg schritt Prinzessin Klementine, die einzige Tochter des Hauses. Den Beschluß machte Prinz Dago-berth und der lange Troß der Adjutanten und Hofherren.

Die Herrschaften machen, nach allen Seiten hin grüßend, einen Rundgang durch den Saal und nehmen dann unter einem Baldachin aus gelber Peluche und Silberbrokat Platz.

Prinz Heinrich ist sehr bleich, was allgemein bemerkt wird. Seine Lippen sind fest geschlossen und beinahe blutleer. Die alte Gräfin Coß kann es nicht unterlassen, ihrer Nachbarin zuzuslüstern: „In meiner Jugend sah der glückliche Bräutigam eines so schönen Geschöpfes anders aus.“

Die Umstehenden hören es, es entsteht ein Getuschel, alle Augen richten sich auf den Prinzen, welcher unwillig darüber die Stirne runzelt.

Jetzt beginnt das Konzert; vor dem Balle sollen die

Sterne der großherzoglichen Hofoper einige Lieder vortragen, und ein berühmter Cellist ein Stück spielen.

Jeder weiß, was kommt, und Jeder langweilt sich. Die Orla singt wieder einmal den Schmuckwalzer aus Faust, der Tenor zwei Lieder von Schubert.

Die höchsten Herrschaften äußern ihren Beifall, welcher bescheiden von den Umstehenden wiederholt wird.

Jetzt spielt der Celist; er entzückt die Hörer durch den Adel seines Tones, und durch die Art seines Vortrages, er ist der Einzige, der wirklich gefällt, und es ist mehr als Einer im Saale, der bedauert, daß seine Programmnummer vorüber ist.

Nur Prinz Heinrich athmet auf, denn es sind jetzt nur noch zwei Nummern bis zum Schlusse des Konzertes. Er leidet alle Qual, die ein Mensch erdulden kann, als er so an der Seite der schönen Prinzessin sitzt. Ja, sie ist ein Weib, das werth wäre, den höchsten Thron zu zieren! Diese prachtvollen Formen, dies große Auge, das von so viel Charakter spricht — ja, sie wäre werth, daß man ein ganzes Herz voll Liebe ihr zu Füßen legte, aber es kann ja nicht sein, es ist — zu spät.

Aus seinen jagenden Gedanken weckte ihn das Wort der Prinzessin. „Können Sie ganz mit Ihrem Beifall, königliche Hoheit?“

Er fährt zusammen und stottert irgend etwas; er wird roth dabei, wie ein Schulknabe. Die Prinzessin sieht dies Erröthen und freut sich darüber. Der Prinz gefällt ihr, und in ihrer Seele steigen goldene Träume auf, die wie Weihrauchwolken ein künftiges Glück verschleiern.

„Was folgt jetzt?“ fragt sie ihn auf's Neue.

Er blickt auf das Programm und sagt: „Die Arie aus Hans Heiling: ‚So lieb ich Dich.‘ — Berton wird singen, er singt sehr schön.“

Der Barnton singt das Lied.

Prinzeß Amalie schließt die Augen, ihr ist, als rufe nicht der Sänger vor ihr, nein, der schöne Jüngling neben ihr unablässig: „So lieb ich Dich, so lieb ich Dich.“

Die Eltern des erlauchten Paares blicken voll Stolz auf ihre Kinder; namentlich der Großherzog — er ist überzeugt, sein Sohn hat sich erklärt.

Nun beginnt der Ball. Der Prinz und die Prinzessin sind das erste Paar der Polonaise, die unter dem Vorantritt des Hofmarschalls durch mehrere der geöffneten Brunnensäle geführt wird.

Prinz Heinrich spricht allerhand, meist aber noch über das Konzert. In seinem Kopf ist es so leer, so öde, daß er froh ist, irgend einen Gegenstand zu haben, aus dem sich doch immer noch etwas Neues herauspressen läßt.

„Ich kann diese Heiling-Arie nicht ertragen,“ sagt er. „Sie ergreift mich zu mächtig; da ist stets eine Erinnerung, die mich befällt, wenn ich dies Lied höre, eine Erinnerung, die mich ersticken möchte.“

„Darf man die wissen?“ fragt sie lächelnd hinter ihrem Fächer, und blickt zu ihm auf. Sein Arm zuckt, sie fühlt es, und dann fährt sie fort: „Aber nein, mein Prinz, ich will mich nicht in Ihr Vertrauen stehlen.“

„O, wenn sie wüßte, was sie spricht!“ muß er denken, aber laut sagt er: „Prinzessin, ja, ich möchte Ihnen etwas anvertrauen, Ihnen allein, denn ich glaube, Sie wären die einzige, die mich verstehen könnte.“

Ihr schlägt das Herz hoch auf; jetzt wird er reden, jetzt! Aber nein, er schweigt, er spricht kein Wort mehr. Als die Polonaise zu Ende ist, führt er seine Tänzerin zu ihren Eltern, verneigt sich stumm und tritt bei Seite.

Er mischt sich unter die Herren, die ihm ehrerbietig Platz machen, redet den und den an, versucht zu scherzen, und vielleicht ist es ihm auch gelungen, denn ein jedes seiner Worte wird von denen, an die es gerichtet ist, mit

einem Lächeln erwidert. Wie es ihn anekelt, dies Lächeln! „Grinsende Larven!“ denkt er. Dort an dem Thürpfeiler sieht er Herrn v. Grolmann und winkt denselben zu sich heran.

„Königliche Hoheit befehlen?“

„Komm!“ ruft er und nimmt den Arm des Offiziers, „es ist so heiß hier drinnen. Laß uns zum Büffet gehen, ich muß ein Glas Sekt haben, ich verschmachte beinahe.“

„In der That, königliche Hoheit sehen angegriffen aus,“ sagt Grolmann, dem mit einem Male das Aussehen des Prinzen auffällt. „Sind Sie krank, königliche Hoheit?“

„Paul, ich bitte Dich,“ entgegnet Jener, des Freundes Hand fassend, „laß heute den Erbgroßherzog bei Seite, laß mich heute wenigstens einen Menschen haben, dem ich etwas Anderes bin, als der durchlauchtige Gebieter!“

„Mein Gott, was hast Du, Heinrich?“ fragt Grolmann immer mehr verwundert.

„Ach laß — laß — hernach —“

Die Herren sind in das Büffetzimmer gelangt, und der Prinz tritt an einen der Tische und trinkt hastig ein paar Gläser Sekt.

„Paul, Paul!“ ruft er, zur Decke starrend, „wenn ich nur einen Menschen hätte, zu dem ich offen reden, dem ich mich anvertrauen könnte!“

„Heinrich,“ mahnt der junge Offizier mit besorgtem Blick, „hast Du mich vergessen? Bin ich nicht bei Dir?“

Der Prinz setzt sein Glas so heftig nieder, daß der Fuß desselben zerpringt. Dann legt er die Hände auf seines Freundes Schulter und sieht diesem lange in's Gesicht: „Ja, Du hast Recht, Du hast es um mich verdient, Du bist mehr als einmal für mich in die Bresche gesprungen! Komm, laß uns nach Hause gehen.“

„Unmöglich, Du kannst doch den Ball nicht verlassen! Bedenke, die hohen Gäste, Prinzessin Amalie —“

„Eben darum! Geh und melde dem Hofmarschall, ich sei so unwohl geworden, daß ich heimkehren müsse. Geh, eile, ich warte unten am Löwenportale. Folge mir so schnell, wie Du kannst.“

Damit eilt er davon.

Wenige Minuten später langt auch Grolmann auf dem bezeichneten Plage an. „Ich fürchte,“ berichtete er, „der Großherzog wird Dein Verschwinden übel bemerken; der Hofmarschall, dem ich es meldete, war sprachlos.“

Prinz Heinrich lacht kurz auf. „Es wird ihnen auch noch über Weiteres die Rede vergehen,“ murmelt er zwischen den Zähnen.

Die beiden Herren schreiten über den weiten Schloßplatz dem erbgroßherzoglichen Palaste zu. Am Himmel flimmern die Sterne, hinter ihnen liegt das hell erleuchtete Schloß wie ein riesiges Ungeheuer mit tausend leuchtenden Augen.

Durch eine Seitenpforte betreten sie den Palast des Prinzen. Der Posten hat sie nicht gesehen. Auf der Treppe, die sie emporsteigen, ist es nur mäßig hell; die Dienerschaft ist schon zu Bett, und in dem ganzen, großen Gebäude herrscht Todtenstille. Im Oberstocke, vor den Privatgemächern des Prinzen finden sie den alten Bekmann, der eingeschlafen auf einem Stuhle sitzt.

„Der arme Alte!“ sagt der Erbgroßherzog, tritt zu dem Greise heran und weckt ihn. „Geh schlafen, Bekmann, ich brauche Dich heute nicht mehr.“

Die Beiden treten ein, der Prinz macht selbst Licht. „Lege ab, Paul,“ sagt er, „setze Dich; da stehen Cigaretten, und Wein habe ich auch hier oben.“

Damit geht er zu einem Schranke und entnimmt demselben eine Flasche und zwei Gläser. Grolmann will ihm behilflich sein, aber er wehrt denselben ab.

„D nein, mein Recht als Wirth laß ich mir nicht

rauben, es macht mir Freude, hier oben so ein wenig Lieutenantswirthschaft zu führen. Kann man immer Alles haben, macht Einem auch etwas Einfachheit manchmal Spaß.“

Dabei schenkt er die Gläser voll. Die Herren stoßen an, aber des Prinzen Hand zittert so, daß er den Wein verschüttet.

Die Bilder der Familienangehörigen des Erbgroßherzogs scheinen bei dem Strahl der Lampe beinahe aus ihren Rahmen zu treten: das große Porträt des Vaters, das der Mutter und über dem Schreibtisch das Bild der Schwester, der Prinzessin Klementine. Der Prinz setzt sich, nimmt des Freundes Hand in die seine und beginnt zu erzählen.

Es wird ein, zwei, drei Uhr — endlich hält er inne. „So, nun weißt Du Alles, Paul, nun rathe, nun hilf!“

Der Freund ist tief erschüttert durch das, was er vernommen hat; er möchte rathen, Trost spenden, aber das einzige, was er vorbringen kann, ist: „Mein armer, armer Heinrich!“

„Nun sage selbst, kann — darf ich meinem Vater willfahren? Ich bin doch auch noch ein Mensch, der Pflicht, Gewissen, Ehre, Gefühl hat!“

Grolmann schweigt.

„Aber so rede doch, Paul, laß mich nicht allein mit meiner Verzweiflung, meiner Qual!“

Der Offizier zögert zu antworten. „Da ist schwer zu rathen,“ sagte er. „Ich weiß nur einen Ausweg. Freilich, der ist plump, ist wenig diplomatisch. Entdecke Dich dem Großherzog.“

„Um Gottes willen, das rätthst Du mir?“ ruft der Prinz auffspringend. „Nein, das hieße mich selbst vernichten!“

„Und wenn Du schweigst — was dann?“

„Ja, das ist's — Schuld und Unrecht lade ich in jedem

Falle auf mich! Aber wenn ich vor meinen Vater trete, ihn ansehe, ihn beschwöre, sich der Thatsache zu beugen, mir zu verzeihen — glaubst Du, er würde es thun? — Nein, nein, ich weiß, was dann kommt —

„Nun?“ fragte Grolmann, als der Erbgroßherzog stockte, „was fürchtest Du so?“

Ueber das Antlitz des jungen Fürsten fliegt eine helle Röthe, er bedeckt, als ob er sich schäme, die Augen mit der Hand.

„Paul,“ sagte er dann leise, „verachte mich nicht wegen dessen, was ich sagen will; aber wenn man zum Throne geboren und erzogen ist, so fällt es Einem schwer, auf alle diese Rechte verzichten zu sollen.“

„Heinrich! das wäre denkbar?“ ruft Grolmann erschreckt aus.

„Mein Vater hat mir erst heute davon gesprochen, wenn ich mich seinem Willen bezüglich dieser Heirath nicht füge. Es war vorläufig nur eine Drohung, ich weiß es, aber wenn er die Wahrheit erfährt, so ist er im Stande diese Drohung auch auszuführen.“

Und als ob er unfähig sei, den Druck, der auf ihm lastet, noch länger zu ertragen, sinkt er auf einen Stuhl und legt die Arme auf den Tisch, auf den er schluchzend sein Haupt niederbeugt.

Grolmann geht der Jammer des Freundes tief zu Herzen. Er steht auf und nähert sich ihm freundlich. „Fasse Muth,“ sagt er. „Und wie es auch kommen mag — ich halte zu Dir, wenn Dich das zu trösten vermag.“

Der Prinz reicht ihm wortlos und ohne aufzuschauen die Hand.

„Gute Nacht, Heinrich,“ sagt der Offizier. „Ich sehe morgen in aller Frühe nach Dir.“

Damit scheidet er. Auch sein Herz ist schwer. Das Geheimniß eines Mächtigen der Erde lastet mit auf seiner Seele.

Am nächsten Tag fuhr die alte Coß von Haus zu Haus. Sie hatte einen Sack voll Neuigkeiten und Vermuthungen; das Alles mußte geklärt, besprochen, berichtet werden.

„Es war unglaublich,“ sagte sie zu ihrer Freundin, der Baronin Wildau, „ein beispielloser Affront für die Hoheiten und die Prinzessin! Das arme Ding! die Thränen kamen ihr in die Augen, der Großherzog wurde kirschbraun im Gesicht, und die Herrschaften wurden unbegreiflich früh müde — ich entsinne mich keines Hoffestes, das so früh endete.“

Sie erntete ungemein viel Dank bei der Wildau, die wegen eines chronischen Leidens schon seit Jahren nicht mehr in die Welt ging.

„Was Du sagst, liebe Coß! Und wie steht es nun heute?“

„Ich fürchte, im Schloß geht es drüber und drunter! Ich will hernach noch zu der Staatsdame Malzin, die erfährt ja Alles von der Großherzogin. — Adieu, liebe Wildau. — Mein Gott, wie ich echauffirt bin!“

Damit entschwebte die Schwägerin und erreichte auf Umwegen und nach häufiger Einkehr bei anderen Freundinnen wieder das Schloß.

Zwischen dem Großherzog und seinem Gaste hatte inzwischen eine lange Unterredung stattgefunden; die fremden Herrschaften hatten ihre Abreise beschleunigt. Der Abschied von den hohen Wirthen war mehr als kühl; Prinz Heinrich war überhaupt nicht mehr sichtbar geworden, da er angeblich zu leidend war.

Ein Jeder, der zur Umgebung des Hofes gehörte, empfand, daß man vor einem Sturm stehe, und das Schlimmste war, Niemand wußte genau, wovor er zu zittern habe. Nur der Prinz allein wußte, daß er das Opfer der Katastrophe sein werde.

Er trat auf den Balkon seines Arbeitszimmers und blickte hinaus. Dicht an den Palast stieß der große Park, in dem sich zahlreiche Spaziergänger befanden. Wie er diese Leute beneidete! Sie Alle waren fröhlich, Alle waren frei ihm gegenüber, dem Sklaven alter Vorurtheile und Sazungen.

Grolmann erschien und berichtete von der Abreise der Gäste, und daß der Großherzog gleich darauf eine Konferenz mit dem Hausminister v. Brod und dem Präsidenten Hasenauer gehabt habe.

„Sie haben über mich gesprochen,“ versetzte der Prinz.

„Ich vermuthe es auch,“ bestätigt der Adjutant. „Die Herren sahen furchtbar ernst aus, als sie die Treppe herabkamen.“

Prinz Heinrich durchmaß das Zimmer ein paarmal mit großen Schritten. Dann machte er plötzlich vor seinem Freunde Halt und sagte mit festem Entschluß: „Ich habe ein Ansuchen an Dich. Begib Dich in das Schloß, laß Dich bei meinem Vater melden und sage ihm, daß ich ihn um eine Unterredung bäte.“

Der Adjutant ging; der Prinz klingelte seinem Kammerdiener, um sich anzukleiden.

Er war längst fertig, als Grolmann zurückkehrte.

„Du bringst mir nichts Gutes,“ rief er ihm entgegen. „Ich sehe es Dir an.“

„Nein,“ erwiderte Jener. „Der Großherzog weigert sich, Dich zu empfangen. Er scheint auf's Höchste aufgebracht zu sein.“

Der Erbprinz war so erschrocken, daß er sich auf den Tisch stützen mußte, so heftig zitterten ihm die Beine. Nein, es konnte nicht so bleiben, er mußte mit einem der Seinigen sprechen! Verweigerte ihm der Vater eine Unterredung, so wollte er zu seiner Schwester gehen. Sie hatte stets zu ihm gehalten, sie hatte Einfluß auf

den Großherzog; er wollte ihre Hilfe um Vermittelung anrufen.

„Komm in einer Stunde zu meiner Schwester, Grolmann,“ sagte er. „Ich will ihren Rath einholen, sie ist ein Weib, sie wird mich verstehen.“ —

Er betrat das Schloß durch ein Seitenportal, und stieg langsam, als ob ihm jeder Tritt schwer falle, die zwei Treppen empor, die zu den Zimmern der Prinzessin Klementine führten.

Er traf die Schwester nicht gleich an, und beauftragte die eine der Kammerfrauen, sie zu suchen.

„Ihre Hoheit ist mit der Hofdame in der Bildergalerie, und kopirt dort,“ meldete Jene.

„Gut, dann sagen Sie, ich warte hier und lasse Hoheit bitten, unverzüglich zu kommen.“

Als er allein war, hielt er Umschau in dem Gemach; dasselbe war hellfarbig eingerichtet und mit allerlei Kleinigkeiten vollgestellt. Auf einer Staffelei stand sein eigenes Porträt. Er trat vor dasselbe hin und blickte es an. Ihm war, als schaue er in einen Spiegel, der sein Bild vor Jahren festgehalten. Er sah jetzt anders aus. Der heitere, sorglose Zug war aus seinem Antlitz verschwunden, seine Züge waren magerer und schärfer geworden. „Ja, ich war damals glücklich und froh,“ sagt er vor sich hin. „Wo ist die schöne Zeit hingekommen? Wann kehrt sie wieder?“

Das Klauschen eines Frauenkleides schreckt ihn auf. Die Prinzessin stand hinter ihm.

„Heinrich!“ rief sie erschreckt. „Wie siehst Du aus! Ich glaube wirklich, Du bist krank.“

Er reichte ihr die Hand und schüttelte das Haupt. „Nein, das nicht, nur namenlos elend. Ach, Schwester, wie glücklich war ich damals, als jenes Bild entstand!“

Die Prinzessin lächelte. „Freilich,“ sagte sie. „Die kleine

Enskirch hat es ja gemacht. Ja, ja, Du warst sehr verliebt in sie; es ist schon drei Jahre her, als sie Dich malte."

Er nickte. „Hast Du den Vater gesehen? Sage mir, was geht hier vor?“

„Er ist tief erzürnt,“ entgegnete sie. „Heinrich, ich verstehe Dein Benehmen selbst nicht. Es war in der That empörend gestern auf dem Hofball. Nachdem Du vor aller Welt der Prinzessin eklatant den Hof gemacht hast, verläßt Du plötzlich das Fest, lehnt Dich auf gegen die Entschließungen des Vaters, beleidigst die Prinzessin und ihre Eltern. Du bist mir überhaupt wie ein Räthsel seit den letzten Wochen. Bruder, ich beschwöre Dich, erkläre mir, was Dein Benehmen bedeutet.“

„Willst Du wenigstens mich nicht verdammen? Ich möchte Dir so gern Alles sagen.“

„Du erschreckst mich! Was hast Du gethan?“

„Klementine, Du sagtest vorhin, daß ich die kleine Marie geliebt, die kleine Enskirch. — Hast Du je wieder von ihr gehört?“

„Nein, aber was soll das, was ist mit ihr?“

„Sie ist mein Weib.“

Die Prinzessin prallte zurück, ihre Augen traten förmlich aus den Höhlen, sie preßte die Hände auf die Brust, sie wollte reden, aber sie konnte nicht.

Der Prinz aber athmete auf, wie Jemand, der dem Ersticken nahe gewesen und der mit einem Male wieder die reine, klare Luft in langen Zügen trinkt. Das Schwerste war gesagt.

„Komm, setz' Dich zu mir, und höre mich an,“ fuhr er zu der Schwester fort. „Ich will Dir Alles erzählen, und dann, Schwester, verlaß Du mich nicht, bleib Du mir treu. Es wird ja so Vieles anders werden, die Folgen brechen über mich herein, aber ich will sie tragen.“

Er zog die Schwester auf einen Divan nieder, und begann.

„Du weißt, wie wir Marie Enskirch kennen lernten. Sie war die Tochter eines unserer Offiziere, der, als er starb, fast nichts hinterließ, als seinen reinen Namen. Marie hatte ein kleines Talent, das sie mit den wenigen Mitteln, die sie besaß, zu fördern suchte, um sich dadurch einen Lebensunterhalt zu gewinnen. Auf dem Bazar vor drei Jahren kauften wir einige Arbeiten von ihrer Hand, die sie aus Düsseldorf, wo sie damals wohnte, hergesandt hatte. Du erkundigtest Dich nach ihr, wir hörten von ihrer Noth, ließen sie herkommen, und so entstanden die beiden Bilder, meines hier und Deines drüben. — Klementine, was soll ich sagen: Du hast sie selbst liebgewonnen damals, sie war so rein, so unschuldig, so fröhlich, so zufrieden, das arme kleine Ding! Anfangs plauderte ich mit ihr, und dann kam die Liebe über mich und durchdrang mein ganzes Wesen. Als sie ging, war mir nicht anders, als sei die Sonne erloschen.“

Er machte eine Pause.

„Sie liebte mich auch,“ fuhr er dann fort, „ich sah es, aber sie wagte nicht, es sich einzugestehen. Da erfuhr ich, daß sie in einem kleinen Kurort am Rhein sei, um dort irgend eine Persönlichkeit zu porträtiren. Als ich es vernahm, reiste ich ihr nach, und es gelang mir, in wirklichem Infognito dort aufzutreten. Ich sah sie wieder und — aber wozu viele Worte. In einer kleinen Kapelle in der Umgegend von N. sind wir getraut worden. Es machte Schwierigkeiten, aber sie ließen sich endlich besiegen, und so ward sie mein Weib.“

Die Prinzessin saß hoch aufgerichtet neben ihm. „O, Heinrich, was hast Du gethan!“ stieß sie jetzt hervor.

„Nein, tadle mich nicht, Klementine! Wenn Du wüßtest, wie glücklich mich diese Frau gemacht hat, Du würdest anders reden. Und wir haben Kinder, zwei Knaben, herzige Burschen. O wenn Du sie sehen könntest, sie würden

Dein Herz rühren, um der Kinder willen würdest Du dem Vater verzeihen. Du begreifst nun wohl, daß ich um Prinzessin Amalie nicht werben kann.“

Die Geschwister saßen stumm nebeneinander lange Zeit. Die Dämmerung breitete ihre grauen Schwingen in dem Gemache aus, die Uhr tickte, sonst war kein Laut vernehmbar.

Endlich erschien der Diener und brachte Licht; er entzündete die Kerzen der Armleuchter.

„Haben Hoheit sonst noch Befehle?“

„Nein,“ antwortete sie kurz, und der Mann ging befremdet und erstaunt, denn er war es nicht gewohnt, so kurz von seiner Herrin behandelt zu werden.

Diese hatte die Lippen fest geschlossen, ihre Augen sahen starr vor sich hin; ihre Züge trugen einen harten, unerbittlichen Ausdruck.

„Du willst meine Meinung,“ brach sie endlich los. „Nun denn: diese Ehe ist ein Verrath an unserm Hause, an dem Staate; es ist Deine Pflicht, dieselbe —“

„Niemals!“ fuhr er auf. „Du willst sagen, ich solle mich trennen lassen von Marie. Das heißt: sei ein Lump, ein Ehrloser, es macht nichts, denn in dem Fürstenmantel, der Dich umrauscht, verdeckt sich Deine Schande, daß die Welt dieselbe nicht sehen wird! Pfui, solchen Rath hätte ich nicht von Dir erwartet.“

„Es ist der einzige Ausweg, und es ist Deine Pflicht so.“

„Nein, es ist nicht meine Pflicht. Klementine, bedenke! Ich war es, der die Liebe, das Vertrauen Marie Enskirch's gewann, sie hat mir sich, ihr Leben geopfert. Sie liebt mich über Alles, sie ist die Mutter meiner Kinder, und ich sollte aus Rücksichten der Familienpolitik —“

Draußen klopfte es, die Prinzessin fuhr ärgerlich auf. „Wer stört uns jetzt?“ fragte sie scharf.

„Es wird Grolmann sein,“ antwortete der Bruder, „ich habe ihn herbestellt, er ist von Allem unterrichtet.“

Dabei ging er selbst zur Thüre, öffnete und führte den Freund in das Zimmer.

Die junge Fürstin maß den Cavalier mit einem hochmüthigen Blick. „Was wollen Sie hier? Ich lehne es ab, die Vertrauten meines Bruders in einer Angelegenheit, die ich verurtheile, zu empfangen.“

Der Offizier reckte sich in die Höhe und wendete sich zu dem Erbgroßherzog. „Dann erlauben königliche Hoheit, daß ich mich beurlaube. Wo darf ich Ihre weiteren Befehle erwarten?“

„Bleib', Paul,“ bat der Prinz mit zitternder Stimme „Schwester, sprich nicht so! Wen habe ich sonst, als euch Beide, zu denen ich sprechen kann als ein Mensch zu Menschen!“

Bei diesen Worten hatte er Grolmann's Hand genommen und wollte denselben zu der Prinzessin hinführen.

Diese jedoch trat zwei Schritte zurück. „Wenn der Erbgroßherzog mit mir zu reden wünscht,“ sagte sie scharf, „so soll mein Ohr ihm offen stehen. Den Gatten von Marie Enskirch wie dessen Freund kenne ich nicht.“

Mit diesen Worten rauschte sie aus dem Gemach.

Der Prinz stand da, wie erstarrt. „Das ist weibliches Mitgefühl, das ist Schwesterliebe!“ sagte er kurz auf-lachend. „Komm, Paul!“

Als der Prinz nach Hause kam, meldete ihm der alte Kammerdiener, daß Excellenz v. Brock, der Minister des großherzoglichen Hauses, seiner warte.

Des Prinzen Stirn fürchte sich. Der Würdenträger kam vom Großherzog, man wollte ihn vor die Wahl stellen, ihm Bedingungen machen. Gut denn, mochte es also biegen oder brechen. Er wünschte jetzt selbst eine Entscheidung.

Er trat in den grünen Audienzsaal, in dem der

Minister wartete und streckte ihm die Hand entgegen. „Was führt Sie her, Excellenz?“

„Königliche Hoheit, es ist mein eigenes Herz, das mich hertreibt,“ antwortete Jener, und begann in umständlicher Rede den Zweck seines Kommens auseinanderzusetzen.

Der Prinz wird von Minute zu Minute unruhiger, denn bei jedem Worte, das der Minister vorbringt, wird ihm klarer, daß dieser nicht die Wahrheit spricht.

„Excellenz,“ unterbricht er denselben plötzlich fast rauh, „lassen Sie die Maske fallen. Sie stehen hier im Auftrag meines Vaters, um von mir eine Erklärung wegen des Geschehenen zu fordern.“

Der Diplomat macht eine Verbeugung. „Nun denn, mein Prinz, wenn Sie mich auf's Gewissen fragen — es ist so.“

„Also Ihr Auftrag an mich!“

Dem Minister wird heiß und ihm ist, als rückten die Wände des Zimmers auf ihn heran. Er räuspert sich einige Male, er muß seine Worte jetzt doppelt vorsichtig setzen. „Seine königliche Hoheit, der Großherzog,“ hebt er an, „hat mir befohlen, Eurer königlichen Hoheit den Auftrag zu überbringen, sich morgen bereit zu halten, nach M. zu reisen, um dort für den leider geschehenen Affront Genugthuung zu geben. Sie dürfen es thun, Prinz, Sie werden auf das Gnädigste empfangen werden, alle Schritte dazu sind bereits eingeleitet.“

Der Prinz reckt sich empor, und seine Augen blitzen. „Ich reise nicht, melden Sie das meinem Vater. Ich verwerfe seine Projekte, ich will und kann nicht darauf eingehen.“

Der Minister ist außer sich; er darf mit solchem Bescheide nicht zurückkehren in's Schloß.

Der Prinz bemerkt die Verlegenheit Brod's, und es freut ihn, den alten Höfling in einer Bedrängniß zu sehen, aus welcher derselbe keinen Ausweg findet.

„Königliche Hoheit,“ hebt Jener endlich vorsichtig an, während Heinrich in dem Gemach auf und ab wandelt, „ich habe den allerhöchsten Befehl, Sie nicht zu verlassen, ohne vollständigen Aufschluß über den Grund Ihrer seltsamen Weigerung zu erlangen.“

Der Prinz macht plötzlich Halt. „Den kann ich Ihnen nicht geben.“

„Königliche Hoheit, Sie —“

„Nein, Excellenz; aber wie weit gehen Ihre Vollmachten?“

Der Minister wird immer bestürzter. „Ich glaube annehmen zu dürfen, daß dieselben unbeschränkt sind.“

„Gut! Dann melden Sie meinem Vater, daß ich ihn um eine Unterredung bitten lasse. Er hat mir dieselbe heute verweigert, aber ich muß eine solche haben — allein nicht jetzt und nicht im Schlosse, sondern hier, an dieser Stelle. Und ich bitte den Großherzog, bitte — hören Sie, Brod! — mir dieselbe hier in meinem Palaste zu gewähren. Ich bitte dringend.“

Dem Minister wird seltsam zu Muth. Wo will das Alles hinaus?

„Mein Prinz,“ entgegnet er, „ich will unserem gnädigsten Herrn Ihr Gesuch unterbreiten. Allein — Sie vergeben — daß die Unterredung hier stattfinden muß, ist eine — eine seltsame Laune.“

„Laune!“ schreit der junge Mann auf. „Laune? — Genug davon! Antworten Sie mir: wollen Sie die Mission übernehmen oder nicht. In vier Tagen lade ich den Großherzog zu einer Unterredung hier her, dann soll es kein Geheimniß mehr geben zwischen mir und ihm. Aber keine Mittelsmänner Ihres Schlages mehr — ich bitte darum!“

Der Minister wird bleich wie die Wand und wirft einen raschen und bösen Blick auf den Erregten. Dann

verläßt er schweigend und mit tiefen Bücklingen den Audienzsaal.

Das Gewitter wird kommen. Prinz Heinrich weiß es, aber ihm ist doch leichter und freier zu Muth, als vor Stunden. Mögen die Donner rollen, die Blitze treffen, wenigstens werden sie die gräßliche Schwüle beseitigen, die auf seinem ganzen Leben liegt.

Er geht in seine Gemächer zurück und läßt Grolmann zu sich entbieten.

„Paul!“ ruft er dem Eintretenden entgegen, „in drei Tagen muß ich zwischen meinem Vater und meinem Weibe entscheiden!“

Der Adjutant wird blaß vor Schreck. Er hat selbst dazu gerathen, aber nun, wo das Ungeheuerliche sich naht, zittert sein Herz. Die Dinge sehen anders aus, wenn sie kommen, als wenn man an sie denkt.

Der Prinz blickt ihm fest in's Gesicht und sagt dann: „Ich habe entschieden — und Du?“

„Auch ich,“ antwortet der Andere, während eine helle Röthe sein Antlitz überfliegt.

Und indem er dem Prinzen die Hand reicht, fügt er hinzu: „Ich bleibe bei Dir.“

Ein hübsches kleines Haus lag an dem Bergabhange. Ein großer Garten, den eine ziemlich hohe Mauer einfaßte, umgab dasselbe. Die Fenster des Landhauses waren heute fast sämmtlich erhellt und warfen breite goldene Lichtstreifen heraus in die Nacht.

In dem Innern sah es ungemein behaglich aus; rothe Tapeten bedeckten sämmtliche Wände, rothe Möbel und grüne, mit Gold durchwirkte Vorhänge ließen auf den erlesenen Geschmack der Bewohner schließen.

Eine junge Frau stand am Fenster und blickte in die

Nacht hinaus; ein kleiner Knabe hockte am Boden und spielte mit einem Geduldspiele.

Peitschenknallen ertönte, Schlittenglocken, Pferdegetrappel; das Fuhrwerk hielt vor dem Thore der Villa, die junge Frau eilte vor die Thüre hinaus, und lief den Weg zu dem Parkthore hinunter. Ein Mann eilte ihr entgegen, hob sie zu sich empor, er küßte sie. Dann gingen Beide hinein.

„Ach, Heinrich, welche Ueberraschung, welche Freude,“ sagte sie im Hinaufgehen, „als am Morgen Dein Brief kam, daß Du heute noch bei mir eintreffen würdest.“

Er lächelte und beugte sich zu dem Knaben nieder, der ihn jetzt auch erkannt hatte und dem Vater die Arme entgegenstreckte.

„Wo ist der kleine Alfred?“ fragte er dann.

„Er schläft schon. Willst Du ihn sehen?“

„Ja, Marie.“

Sie nahm ein Licht und geleitete ihn in das Gemach, in dem das Kind schlief, rosig und lächelnd. Dann gingen sie zurück in das erste Zimmer. Auf dem Tische standen kalte Speisen, Obst und Backwerk. Sie schenkte ihm Thee ein, und legte ihm die Speisen vor.

„So, Heinrich, nun erzähle mir, wie es Dir inzwischen ergangen ist.“

Er stocherte in den Speisen herum, ohne zu essen, und die Rede floß ihm nur schwer von den Lippen. Sie bemerkte es und war verwundert; so war er noch nie, und jetzt, da sie ihn länger betrachtete, erkannte sie, daß tiefe, blaue Ringe unter seinen Augen lagen, und daß seine Wangen bleich waren. Erschrocken fragte sie ihn, was er habe.

„Uns drohen schwere Tage, Marie,“ versetzte er und begann darauf zu erzählen von den Forderungen seines Vaters, eine Ehe einzugehen, von Allem, was ihn in den letzten Wochen beinahe erdrückt hatte.

„Es hilft nichts, mein Kind,“ schloß er, „Du mußt mit mir kommen, die Kleinen auch; wir wollen vereint den Großherzog um Verzeihung anflehen. Ich kann unser Geheimniß nicht länger bewahren.“

Sie war erschüttert, ihre Thränen floßen. „Heinrich,“ antwortet sie, „das heißt das Ende unseres Glückes.“

„Nein,“ rief er, ihre Hände nehmend, „nein, Marie, das sollst Du nicht sagen. Ich hab' Dich so lieb, Alles will ich aufgeben, wenn es sein muß, denn Du bist mir mehr als Krone und Herrschaft.“

„So sprichst Du heute,“ flüsterte sie. „Aber, Heinrich, wenn je die Stunde käme, in der es Dich gereute, was Du gethan hast — ach, das würde mein Leben vernichten, das könnte ich nicht überdauern.“

Er nahm ihren Kopf in seine Hände und blickte ihr tief in die Augen. „Marie, glaubst Du an mich?“

Sie nickte und warf sich an seine Brust.

„Also Muth, mein liebes Weib! Freilich, es wird harte Kämpfe kosten, aber wenn mein Vater Dich sieht und unsere Kleinen — er ist doch auch ein Mensch, der ein Herz hat — glaube mir, das wird erwachen, er wird uns verzeihen!“

Sie machte keine Einwendungen mehr, aber sie fühlte, daß das Schicksal mit drohender Gewalt an ihr Dasein pochte. —

Erschöpft suchte sie endlich ihr Lager auf, und die ganze Nacht quälten sie furchtbare Träume.

Am nächsten Morgen ging sie mit rothgeweinten Augen im Hause umher. Sie kleidete die Kinder an und küßte dieselben unter hervorquellenden Thränen.

„Meine kleinen Engel, o, ich weiß, uns droht ein großes Unglück!“

Prinz Heinrich suchte ihr Trost und Muth zuzusprechen, aber nichts richtete sie auf.

Nach dem Mittagessen hielt der Wagen vor dem Thore. Marie nahm Hut und Mantel, sah in das ernste Antlitz ihres Gatten und warf sich ihm mit einer jähen Bewegung an die Brust.

„Heinrich; mein Heinrich, ich fühle es, es wird nie mehr so, wie es war. Aber habe Dank für die schönen Jahre, die Du mir geschenkt hast!“

Er ist gleichfalls tief bewegt, aber er bezwingt sich.

Nun ziehen die Pferde an. Marie wirft noch einen letzten schmerzlichen Blick auf ihr stilles, verschwiegenes Haus — und fort geht es, der Bahnstation zu.

Prinz Heinrich hatte sein Geheimniß gut bewahrt, und wollte auch jetzt noch nicht, daß unberufene Augen ihn so heimkehren sehen sollten. Das Häuschen in seiner Weltabgeschiedenheit kannte Keiner aus der Residenz, es lag hart an der Grenze, und wenn er hinging, so waren die Vorsichtsmaßregeln so getroffen, daß Niemand seinen Spuren folgen konnte. Er gab jedesmal vor, einen Universitätsfreund, der Arzt in einer kleinen Stadt war, zu besuchen, und wenn der Großherzog sich auch wunderte über die große Intimität der Beiden, und manchmal über dieselbe spottete, so war er doch weit entfernt, Verdacht zu schöpfen. Im Gegentheil, er sah es gerne, daß sein Sohn auch mit anderen Kreisen, als denen des Hofes, Fühlung hatte.

Eine Station vor der Residenz verließen die Reisenden die Bahn. Grolmann war dort und erwartete den Prinzen und dessen Gemahlin.

„Hier, Marie,“ sagte Prinz Heinrich, den Adjutanten vorstellend, „ein Freund, auf den Du Dich unter allen Umständen und in allen Lebenslagen verlassen kannst.“

Er beauftragte Grolmann, Marie und die Kinder nach

der Residenz zu bringen; er selber wollte erst mit dem nächsten Zuge anlangen.

Der nächste Tag sollte die Entscheidung bringen. Prinz Heinrich hatte am Abend noch eine lange Konferenz mit seinem Freunde und übergab demselben allerhand Papiere.

„Was hast Du von dem Großherzoge gehört?“ fragte er.

„Er soll in einem Zustande sein, der die Umgebung beunruhigt.“

„Wieso?“ Des Prinzen Herz schlug heftig. „Ist er krank?“

„Nein, das nicht, aber wie mir Bilten erzählte, ist er so ernst und finster, wie ihn noch kein Mensch gesehen hat.“

Und in diesem Moment will ich ihm meine heimliche Ehe eingestehen, klang es in des Prinzen Seele, und mit einem Schlage war die Zuversicht verschwunden, die ihn bis dahin belebte.

Aber nein, er durfte nicht zeigen, wie es in ihm aussah, er brauchte alle Kraft, er mußte seinem Weibe Muth zusprechen. Ihre Augen blickten ihn so seltsam an, halb zweifelnd, halb voll Zuversicht. —

Am nächsten Morgen entsendete er schon früh den Adjutanten in das Schloß und ließ seinen Vater unterthänigst an das gegebene Versprechen erinnern, daß derselbe heute im erbgroßherzoglichen Palaste jene Aufklärungen entgegen nehmen wolle, die von ihm, dem Prinzen, verlangt wurden. Der Großherzog sagte sein Erscheinen zu und bestimmte, daß die Prinzen Georg und Dagobert und der Minister Brod gegenwärtig sein sollten. . . .

Die Zeit verging heute dem Prinzen unendlich langsam. Endlich war es drei Uhr, die Stunde, zu welcher der Großherzog kommen wollte. Prinz Heinrich hatte die zitternde Marie in ein Nebenzimmer geführt und sie gebeten, dort zu warten. „Habe Muth, habe Vertrauen!“

Er küßte sie noch einmal auf die Stirne. „Sei stark, Marie!“

Eben hörte er den Wagen des Großherzogs vorfahren, eilte dem Vater schnell entgegen und führte ihn in den grünen Empfangssaal, denselben, in dem er vor vier Tagen mit Brod gesprochen hatte.

Der Großherzog und sein Gefolge stellten sich an der Fensterseite auf, neben dem Prinzen stand allein Grolmann.

„Eure königliche Hoheit haben mich hergebeten,“ begann der Großherzog, „und es mag Ihnen als besonderes Zeichen meines Entgegenkommens gelten, daß ich dieser Bitte willfahrte und die Entschlüsse Eurer königlichen Hoheit hier und nicht in meinem Schlosse entgegenzunehmen gewillt bin.“

Also der Großherzog sprach zu ihm, der Fürst zum Fürsten! O, warum nicht der Vater zu seinem Sohne?

Der Prinz schlug die Augen nieder und schwieg. Ihm war, als würde eine Hand an seiner Kehle, er war todtensleich.

„Ich warte,“ hört er plötzlich des Vaters Stimme im mahnenden Tone erklingen.

Er thut einen Schritt vorwärts. „Königliche Hoheit — gnädigster Herr Vater — haben Sie Erbarmen! Ich weiß, was Sie von mir erwarten — daß ich Ihnen reuig gestehen soll, daß ich mich Ihnen füge und die Braut annehme, die Sie mir ausgewählt haben. Aber, mein Vater, wenn ich es auch wollte, ich kann es nicht — meine Hand ist nicht mehr frei.“

Der Großherzog zuckt zusammen, er muß sich auf den Tisch stützen, an dem er steht.

„Ja, königliche Hoheit, wenn es gesagt sein muß — ich bin vermählt seit drei Jahren. Hier“ — und dabei öffnet er die Thüre und nimmt Marie bei der Hand -- „hier mein Weib — meine Kinder, Ihre Enkel!“

Der Großherzog blickt wie versteinert auf die Gruppe.
 „Marie!“ — ruft der Prinz außer sich, „wirf Dich ihm zu Füßen, daß er uns verzeiht! — Vater — Vater!“
 Aber Jener macht eine abwehrende Bewegung, lacht kurz auf und wendet sich zum Gehen.

Der Prinz will sich ihm in den Weg werfen, ihn aufhalten, aber der Großherzog macht eine so entschiedene, abweisende Geberde, daß sein Fuß stockt.

Es ist also mißlungen! Marie liegt ohnmächtig am Boden. Die Kinder weinen.

Jetzt pocht es an die Thür, und Grolmann tritt ein, zwei Offiziere — den Adjutanten des Großherzogs und den General v. Alsen — meldend. Dieselben fordern dem Prinzen im Namen des Großherzogs den Degen ab; er habe sich als Gefangenen zu betrachten, und als solcher bis auf weiteres den Palast nicht zu verlassen. Die Dame, die der Großherzog heute Nachmittag gesehen, sei unter Bedeckung sogleich aus der Residenz nach ihrem Wohnorte zurückzubringen.

Als die endlich zu sich kommende Marie dies hört, schreit sie auf: „Heinrich, dann sehen wir uns nie wieder!“

Er sucht sie zu beruhigen, zu trösten, allein es gelingt ihm nicht. Von fiebernder Angst gedrängt, scheidet sie von ihm.

In der ganzen Stadt herrschte große Aufregung, als es bekannt wurde, warum der Prinz sich dauernd dem Projekt einer Vermählung widersetzt habe. An allen Bier-tischen sprach man darüber, nahm man für und gegen die Gemahlin des Prinzen Partei.

Der Großherzog hatte noch am selbigen Tage den Geheimen Staatsrath zusammenrufen lassen, aber Niemand

erfuhr, worüber verhandelt worden war. Jedermann fühlte sich unter einem beängstigenden Druck.

Nur zwei Herzen schlugen höher und hoffnungsreicher seit wenigen Stunden: die der Prinzen Georg und Dagobert.

„Nun sehe ich Dich doch noch als Thronerben,“ sagte der alte Prinz Georg zu seinem Sohne. „O, wie diese Stunde mich freut und mich Alles vergessen läßt, was ich in langen Jahren schweigend habe hinunterwürgen müssen von meinem großherzoglichen Bruder und dessen Sohn! Wie ich Heinrich kenne, wird er durch nichts zu bewegen sein, diese Ehe mit der Enskirch aufzulösen; und das bedeutet den Verlust des Thrones. Du heirathest jetzt Prinzessin Amalie, durch Dich wird sie Großherzogin, und ich bin der Stammvater der künftigen Herrscher.“

Diese Stunde söhnte den Prinzen mit seinem ganzen Leben aus! Er hatte seinen Neffen gehaßt von der Stunde an, in der derselbe geboren wurde, er hatte versucht, Zwistigkeiten zwischen dem Großherzog und seinem Sohne herbeizuführen, und es war ihm oft gelungen. Jedoch immer wieder erfolgte die Ausöhnung, und nun mit einem Male, ganz ohne sein Zuthun, zeigte ihm das Schicksal die Erfüllung seiner ehrgeizigen Hoffnungen ganz nahe! Es war mehr, als er in seinen kühnsten Träumen noch zu hoffen gewagt hatte — ihm schwindelte beinahe. — —

Prinz Heinrich litt inzwischen Folterqualen in der ungewissen Erwartung dessen, was geschehen würde. Was sollte er beginnen? Die Hände waren ihm gebunden, er konnte sich nach keiner Seite hin rühren, er war Gefangener. — Jeder Verkehr mit der Außenwelt war ihm abgeschnitten, er durfte weder Briefe empfangen noch absenden, und der Einzige aus seiner Umgebung, welcher Zutritt zu ihm hatte, Grolmann, hatte sich auf Ehrenwort verpflichten müssen, keinerlei Korrespondenzen des Erbgroßherzogs zu besorgen.

Diesem war's, als sollte er wahnsinnig werden! Er wußte keinen ersprißlichen Ausweg aus dem Labyrinth, in das er gerathen war.

Es ist dunkel — auf dem Tische in seinem Arbeitszimmer brennt eine Lampe; da pocht es an seine Thür, und eine weibliche Gestalt tritt herein. Ihr Kopf ist mit einem Spizentuche verhüllt, ein Mantel hängt um ihre Schultern.

„Klementine!“ Er erschrickt, als er seine Schwester erblickt. „Woher kommst Du — was führt Dich zu mir?“

„Still — nicht so laut!“ flüstert sie. „Ich bin heimlich hier, ich komme, Dir einen Rath zu geben. Versprich mir, denselben anzunehmen.“

„Ich muß ihn erst hören.“

„Höre also! Georg und Dagobert drängen den Vater zu Entschließungen, die Dich vernichten. Der Vater ist erzürnt über Dich und mit Recht, denn Dein Leichtsinn zerstört seine ganze Lebensarbeit. Er schwört, Du sollest seine Macht fühlen, aber noch ist es Zeit, Dich zu retten.“

„Was soll ich thun?“

„Du hast zu wählen zwischen einer Thorheit und Deinem Vater. Bedenke, wenn Du bei Deinem Troß verharrst, so gefährdest Du sein Leben. Würdest Du ihn sehen, so wüßtest Du, daß es keine Phrase ist. Also willige in die Scheidung von Marie Enskirch. Diese erhält den Adel, bekommt ein Jahresgehalt und Alles ist geregelt! Sie wird nicht sterben über diesen Ausgang.“

Ihn erfaßt ein Ekel. „Wer schickt Dich mit diesem Antrag zu mir?“ fragt er zornig.

„Niemand, aber ich rathe Dir: handle so, zeige dem Großherzog dies an als Deine eigene Entschließung! Das rettet Dir die Krone und die Liebe des Vaters.“

Er preßt die Hände gegen die Schläfen, in denen das

Blut wie mit Hämmern pocht. Es ist wahr, ein Wort von ihm glättet Alles, wenn er sich entschließt, nur eine Stunde ein Schuft zu sein. Wenn er Weib und Kinder verleugnet, lächelt der Himmel wieder über ihm; aber er kann es nicht.

„Und wenn ich es nicht thue?“ fragt er.

„Dann erscheint morgen Brod bei Dir und fordert Deine Entscheidung. Dem mußt Du zuvorkommen! Heinrich, ich bitte Dich, willige ein! Sei kein Schwächling — wie kannst Du nur zaudern, Du bist ein Fürst!“

„Ja,“ ruft er, „das bin ich, und als solcher darf ich kein Elender sein. Geh, Klementine, Du bist vergebens gekommen!“

Aber sie weicht noch nicht. „Und wenn Marie nun auf Dich verzichtete?“

„Was sagst Du, Klementine! Nein, das wird sie nie, das soll sie nie!“

„Und wenn sie es schon gethan hätte?“ fragt die Schwester.

„Nein, nein!“ stößt er heraus. „Du willst mich versuchen, Du täuschest mich, Klementine. Kannst Du schwören, daß Marie das gethan hat?“

Sie schweigt, eine direkte Lüge zu sagen vermag sie nicht. Aber sie fühlt, daß ein Funken in seine Seele gefallen ist, sie sieht ihn schwanken und mit neuer Hoffnung scheidet sie von ihm.

Heinrich ringt die ganze Nacht mit sich. Aber als der Morgen erschienen ist, ist sein Entschluß gefaßt. Es ist ihm mehr werth, Frieden im Herzen zu haben und nicht roth vor sich selbst werden zu müssen, als die fürstliche Macht zu besitzen.

„Ich bin bereit,“ erklärt er dem Minister, „auf den Thron zu verzichten, um als Privatmann für mich weiter

leben zu können. Aber auf mein Weib verzichte ich nicht. Melden Sie das meinem Vater. Das Einzige, was ich von seiner Gnade erbitte, ist ein Name, damit ich weiß, wie ich meine Kinder nennen darf."

Brock entfernt sich schweigend. Er zittert davor, dem Großherzog mit diesem Bescheide unter die Augen zu treten.

Ein Versuch, den man gemacht hat, Marie Enskirch zu bewegen, gutwillig auf ihre Ansprüche zu verzichten, ist gleichfalls fehlgeschlagen. Sie hat Alles abgelehnt, jede Anerbietung stolz zurückgewiesen.

Allein es ist seltsam! Der Großherzog tobt nicht und rast nicht, er ist ganz ruhig; nur an dem Zucken seiner Lippen sieht man, welch' heftiger Kampf in ihm wüthet. Mit einem Male schlägt er mit der Faust auf den Schreibtisch.

"Er soll seinen Willen haben, er soll — er soll —" ruft er mit heiserer Stimme. „Von jetzt an habe ich keinen Sohn mehr!"

"Brock," sagt er dann nach einer Weile, „fertigen Sie die Abbankungsurkunde aus. Wenn alle Formalitäten erfüllt sind, soll der Staatsrath zusammentreten."

Die Ruhe des Großherzogs hat etwas Erschütterndes, sie ist unnatürlich und furchtbar. Brock will eine Einwendung machen, aber der Großherzog fährt ihn zornig an: „Schweigen Sie, ich will es so." —

Raum hat der Minister das Vorzimmer verlassen, so vertritt ihm die Prinzessin den Weg. „Excellenz, auf ein Wort!" flüstert sie. „Wie steht es — antworten Sie — ich sehe es Ihnen an — es ist Alles aus!"

„Es gibt kein Mittel mehr," entgegnet er, „uns den Erbgroßherzog zu retten. An der Starrheit von Vater und Sohn scheitert Alles!"

„Und Dagobert wird Thronfolger?" schreit die Prin-

zessin auf. „Dagobert an Heinrich's Statt. Nein, das darf nicht geschehen; und seid ihr Alle zu starrköpfig, zu dumm, zu schwach — so bin ich noch da, ich rette ihm den Thron!“

„Wie wäre das möglich?“ fragt der Minister erbleichend.
„Was wollen Hoheit beginnen?“

„Was ich will? Zu der Enskirch hin! Sie muß verzichten.“

„Das thut sie nicht, es ist bereits Alles versucht worden. Wie wollten Hoheit das erreichen?“

In den Augen der Prinzessin blitzt es auf, und ihre Lippen umzuckt ein seltsames Beben.

Sie müßte kein Weib sein, wenn es nicht gelänge.

Ein rascher Plan ist in ihrem Kopfe fertig. Marie Enskirch hat jede Entschädigung ausgeschlagen und alle Zumuthungen abgewiesen, sie liebt Heinrich wirklich und um eines äußeren Vortheils willen gibt sie ihn nicht auf. Aber es gibt eine Stelle in ihrem Herzen, an die noch Keiner gepocht hat, und an die will sie anklopfen.

„Brock,“ sagt sie zu dem Minister, „ich reise heute noch zu ihr. Verzögern Sie die Ausfertigung der Urkunden um jeden Preis, bis ich zurück bin.“

Keine Nachricht — kein Brief — keine Zeile — nicht einmal ein Gruß! Marie sitzt verzweifelt in ihrem Häuschen. Wie die Tage hinschleichen, ein jeder wie eine Ewigkeit. Und Heinrich! Hat er sie vergessen, daß er ihr nicht das kleinste Zeichen seines Gedenkens sendet?

Ihre Briefe sind unbeantwortet geblieben. Hat er sie nicht empfangen oder — in ihr steigt ein fürchterlicher Verdacht auf — will er etwa — —? Aber, nein! Sie blickt in die Augen ihrer Kinder — Heinrich's Augen — diese lieben, treuen Augen! Nein, es ist unmöglich, daß diese Augen gelogen haben sollen.

Das Einzige, was sie aus der Residenz vernommen, war jene sie tief empörende Zumuthung, die der Minister an sie gestellt hatte! Ihren Gatten aufgeben um Geld, um Titel! Pfui — niemals! Sie hat die Urkunde, welche man ihr zur Unterzeichnung vorgelegt, dem Minister zer-rissen vor die Füße geworfen. „Das ist meine Antwort!“

Und noch immer keine Kunde, die sie von ihrem Hängen und Bangen erlöst. Sie schreckt bei jedem Laut zusammen; tausendmal eilt sie an's Fenster, um hinauszuspähen, ob der Geliebte noch nicht kommt.

Der kleine Max zerrt an ihrem Kleide. „Singe, Mutter, singe —“

„Nein, laß mein Kind —“

„Singe,“ ruft der Kleine, „das Lied von der Flamme!“

Sie wehrt sich, aber das Kind läßt nicht nach, und sie beginnt:

„Es war ein Flämmchen, schwach und klein,
 Brannte, brannte und brannte,
 Endlich war's müde vor eigenem Schein,
 Niemals die Ruhe es kannte!
 Sprach: Nun leucht' ich so lange Zeit,
 Hab' nichts geschaut auf der Welt, das mich freut,
 Habe nun satt meinen hellen Schein,
 Möcht' einmal ruhig im Finstern sein.“

„Ach, das dumme Flämmchen,“ lacht der Knabe und klatscht in die Hände, „weiter, Mutter, weiter!“

Und Marie fingt weiter, trotzdem ihr zu Sinn ist, als solle ihr armes, in Qualen zitterndes Herz brechen:

„Aber das Flämmchen weiß es nicht,
 Daß ihm selber der Schatten gebricht —
 Wohin es kommt, vertreibt's ihn im Nu —
 Sucht den Schatten und find't nicht Ruh'.
 Denn was als Licht vom Licht entstammt,
 Ist zu ewiger Gluth verdammt,
 Muß, wenn es ruh'n will, sterben.“ —

Horch! Klirrt draußen nicht die Gartenpforte! Ja, diesmal war es keine Täuschung. Marie stürzte aus dem Zimmer auf den Vorplatz hinaus. Aber nein, er war es nicht, eine Frauengestalt erschien im Thürrahmen — Prinzessin Klementine stand vor ihr.

Marie war wie erstarrt, ihr versagte die Stimme.

Die junge Fürstin streckte ihr beide Hände entgegen: „Marie, ich komme zu Ihnen in meiner höchsten Noth! Helfen Sie! Retten Sie ihn!“

„Um Gott, was ist geschehen? Sie kommen Heinrich's wegen,“ schrie Marie auf. „Reden Sie, Hoheit, foltern Sie mich nicht!“

Die Prinzessin war in das Zimmer getreten und hatte Platz genommen. „Es steht schlimm, Marie! Der Großherzog rast, Heinrich ist gefangen. O Marie, sagen Sie mir nur Eines, haben Sie ihn wirklich lieb? Marie, ich komme zu Ihnen nicht als Fürstin, ich komme als Weib zum Weib, als Schwester zur Schwester. Marie, helfen Sie uns!“

„Was soll ich thun?“ frug diese zitternd. Ihre überreizte Phantasie malte ihr das Schrecklichste vor. „Heinrich gefangen! O, mein Gott, was soll ich thun?“

„Es sind Opfer,“ fuhr die Prinzessin fort, „die ich von Ihnen erbitten will. Ich weiß, dieselben werden Sie schwer ankommen, aber seien Sie edel, seien Sie groß, Marie, geben Sie ihn frei. Es gilt sein Glück, sein Leben.“

Der kleinen Frau war es, als stürze die Welt zusammen. Aber sie raffte sich empor. „Nein!“ rief sie. „Nie!“

„Dann vernichten Sie ihn,“ kam es von den Lippen Klementinens. „Der Großherzog rast, weil Sie seine Vorschläge abgelehnt haben, und sein Zorn trifft meinen armen Bruder. Sie kennen den Großherzog nicht, er ist unbeug-

sam und scheut selbst die Gewalt nicht. Ich weiß, was Heinrich droht! Er wird als Gefangener nach einem der Schlösser gebracht, wird dort in strenger Haft gehalten; und Sie — was harret Ihrer, Marie? Man wird Sie aus dem Lande weisen, und zu alledem lastet dann der Druck auf Ihnen, daß Sie selbst es waren, die all' das Elend verschuldet hat, welches über Heinrich und Ihre Kinder kommt.“

Mariens Thränen fließen, sie ringt die Hände in stummer Dual.

„Ich habe ihn selbst gesehen,“ fuhr Klementine fort. „Er ist blaß und krank. Ich hatte eine lange Unterredung mit ihm, er sendet mich zu Ihnen. Er ist krank, Marie, er fleht Sie an, er ist verzweifelt, er erträgt das Leben nicht, das ihm bevorsteht. Freiheit ist das Element seines Daseins, und wenn ich daran denke, daß er in Verzweiflung eines Tages selber sein Leben —“

„Nein, nein! Halten Sie ein!“ ruft das arme, gequälte Weib. „Nein, nein, das darf, das soll nie geschehen! Er soll leben, soll herrschen —“

In den Augen der Prinzessin leuchtet es auf. Jetzt ist ihr Opfer da, wo sie es haben wollte.

Sie schilderte nun mit beweglichen Worten, daß an Mariens Edelmuth Alles hänge: Heinrich's, ihr eigenes Wohl, das Wohl des Landes; daß Hunderttausende jetzt auf sie sähen, daß es in ihre Hand gelegt sei, ob ein Volk sie segnen werde, wenn sie großmüthig entsage, oder ob sie die Flüche Aller auf ihre Seele laden wolle.

Das war zu viel. Mariens Kraft war gebrochen. Was sie ehemals mit Empörung von sich gewiesen, als man ihr Güter dieser Erde bot für die Liebe ihres Gatten — jetzt war sie bereit, es zu thun. Heinrich's Leben, sein Glück, seine Zukunft zu retten war sie bereit.

Sie wußte, daß sie sich vernichtete mit diesem Verzicht,

aber sie wollte sich opfern für Den, den sie liebte. Sie schritt zu ihrem Schreibtisch und warf unter hervorstürzenden Zähnen zwei Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Ich gebe Dich frei, Heinrich! Du willst es, ich füge mich in die Scheidung.

Marie.“

Da stand es und starrte sie an, wie ein Todesurtheil. Dann wurde es dunkel vor ihren Augen. —

Als das Bewußtsein ihr zurückkehrte, war die Prinzessin verschwunden und mit ihr das Blatt, auf dem jene Zeilen standen.

Die Prinzessin mußte, daß sie ein schicksalschweres Blatt in den Händen trug. Sie hatte das Haupt hoch erhoben, und ihre Seele erfüllte Befriedigung, daß sie es war, die das Schicksal gewendet hatte. Wenn ihr Bruder ihr auch einen Moment zürnen würde — so würde es doch Jahre geben, während welcher er sie segnete.

Die Räder rasselten, der Zug jagte mit Windeseile durch das Land, aber immer noch nicht schnell genug für ihre Ungeduld. Sie wußte, daß es von Minuten abhängen konnte, ob ihr Wagniß gelang oder nicht. —

Indessen eilte die Katastrophe in der Residenz ihrem Ende entgegen; ein Jeder der Betheiligten schien voll Ungeduld zu sein, und das Ende herbei zu wünschen um jeden Preis. Die Prinzen Georg und Dagobert drängten den Großherzog stündlich lauter, dem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen; Prinz Heinrich sendete Botschaft über Botschaft an seinen Vater mit der Bitte, daß die Entsagungsurkunden ausgefertigt würden; ja selbst der Großherzog trieb Broß zur Eile, denn er war in einem solchen Uebermaß von Zorn und Erregung, daß er kaum noch wußte, was er that. Nur Broß allein zögerte — er

wartete auf die Heimkehr der Prinzessin, hoffte von ihrer Energie Rettung und Lösung aller Wirrnisse.

Aber jetzt konnte er das Verhängniß nicht mehr aufhalten. Der Großherzog hatte ihn wie rasend angefahren: „Der Staatsrath soll zusammentreten, heute noch — ich befehle es! — Keine Widerrede, Brod, ich will es so.“

„Königliche Hoheit, wenn ich wagen dürfte —“

„Schweigen Sie! Wo sind die Urkunden — ich will sie unverzüglich in mein Kabinet gebracht haben, damit ich Alles noch einmal prüfen kann.“

Nach wenig Minuten lagen die Dokumente vor ihm.

„Gehen Sie, Brod, ich will allein sein. Um zwei Uhr holen Sie mich ab und geleiten mich in den Thronsaal.“

Der Minister ging hinaus. Dumpf stöhnend sank der Großherzog in den Lehnstuhl vor seinem Schreibtische nieder, eine wilde Erbitterung, dabei Mitleid mit sich und seinem Sohne, beinahe Verzweiflung erfaßte sein stolzes Herz. Er las die Schriftstücke wieder und wieder. Er hatte das Alles selbst diktiert, aber es erschien ihm doch so unfaßbar, so unmöglich, daß es wahr sein sollte, was da stand, daß er kraft seiner Macht als Herrscher des Landes und Oberhaupt der regierenden Familie den Prinzen Heinrich, seinen Sohn, von der Thronfolge ausschloß, weil derselbemorganatisch vermählt war, daß er statt dessen den Prinzen Dagobert zum Thronfolger ernenne.

Es fehlte nur noch seine Unterschrift und die Gegenzeichnung des Staatsrathes. Durch wenige Federstriche sollte Alles vernichtet werden, wofür er sein Lebenlang gearbeitet hatte; er sollte den eigenen Sohn verstoßen, sollte die Thronfolge an eine andere Linie kommen lassen, und die Regierung des Landes in Hände, von denen er mußte, daß sie unfähig und unwürdig waren.

Sein stolzes, altes Herz brach fast unter dieser Last.

Plötzlich stand er auf und klingelte. „Man rufe den

Erbgroßherzog, er soll unverzüglich zu mir kommen," befohl er. „Und geben Sie ihm den Degen wieder," trug er dem Adjutanten noch auf, als dieser schon an der Thüre stand.

Er ging im Zimmer auf und ab; es dünkte ihm eine Ewigkeit zu sein, bis der Erwartete eintrat.

Wie schmal und blaß er ausah! Der Großherzog erschrak, er erkannte den Sohn kaum wieder! Aber auch dieser starrte mit großen, leeren Augen auf seines Vaters gealtertes Antlitz.

Der Großherzog streckte dem Eintretenden beide Hände mit einer beinahe flehenden Geberde entgegen, und seine Stimme zitterte.

„Heinrich," sagte er, „Heinrich, mein Sohn, brich mir das Herz nicht. Ich habe Dich rufen lassen — noch ist es Zeit. Sieh, da liegt die Urkunde, die Alles aus macht zwischen uns. Heinrich, erlasse es mir, sie zu unterschreiben, ich flehe Dich an, trenne Dich von diesem Weibe und sei wieder mein Sohn. Alles soll vergessen sein — Alles!"

Der Sohn schloß die Augen, seine Seele blutete. Mit solcher Gewalt, wie die klagende Stimme des Greises, der vor ihm stand, hatte noch nichts an seinem Herzen gerüttelt.

Der Vater fuhr fort: „Du willst mich einsam machen, mein Kind. Thue das nicht, Heinrich, dieser Schlag tödtet mich."

Heinrich wandte sich ab, er konnte den Anblick des Vaters nicht mehr ertragen. Mariens Bild trat gleichzeitig vor seine Seele: ihm war, als stünde sie zu seiner Rechten, der Großherzog zur Linken, und als solle er entscheiden, wen er opfern wolle.

Sein Weib oder seinen Vater!

Aber nein, er kann nicht anders. Das Band, das ihn mit seiner Gattin verbindet, ist stärker als jedes andere.

Er schüttelt das Haupt. „Ich vermag es nicht, Vater,"

stößt er heraus. „Ich kann mein Weib, meine Kinder nicht aufgeben.“

Der Großherzog steht wie versteinert; es ist beinahe, als habe er nicht vernommen, was der Sohn gesprochen. Sein Auge ist wie erloschen, er senkt das Haupt auf die Brust. Dann macht er eine jähe Bewegung mit der Hand und sagt: „Geh' hin zu Deinem Weibe!“

Heinrich will auf den Vater zueilen, noch einmal dessen Hand ergreifen, sie noch einmal an die Lippen pressen, aber Jener schüttelt das Haupt: „Du hast gewählt. Geh' — geh'!“ —

Die Thüre fällt in's Schloß. Eine Welt ist hinter Heinrich versunken. Ein andere thut sich auf. Mit schleppenden Schritten durchmißt er die Korridore. Die Posten präsentiren, er achtet nicht darauf, er denkt nur an das Eine, daß er heute ein Leben begraben, und daß er an der Schwelle eines neuen steht. —

So erreicht er den Ausgang; als er am Thor angelangt ist, wird es hastig aufgerissen, und die Prinzessin steht ihm gegenüber.

„Heinrich!“

„Klementine!“

„Wo willst Du hin?“ ruft sie. „Wo kommst Du her?“

„Oben wird unterzeichnet — jetzt eben. Mich hält nichts mehr hier.“

„Halt!“ schreit sie auf. „Heinrich — zurück! Du bist frei!“ Und dabei hält sie ihm das Blatt entgegen, das Marie geschrieben hat.

„Was heißt das?“ fragt er.

„Daß Marie verzichtet! Ich eile zum Vater, er darf nicht unterschreiben!“

Und dabei läuft sie schon an ihm vorbei der großen Treppe zu, die zu des Großherzogs Zimmer führt.

„Halt!“ ruft er ihr nach, „halt!“ Aber sie ist schon oben. Er besinnt sich im Moment. Er muß sie zurückhalten um jeden Preis; was geschehen ist, soll geschehen sein; er will es jetzt selbst nicht anders. Und sich umwendend, eilt er der Schwester nach.

Die Prinzessin ist in dem Vorzimmer ihres Vaters angelangt. Man will ihr den Eintritt wehren; es darf Niemand herein, sagt der Kammerherr vom Dienst, aber sie erzwingt sich den Eintritt.

Eben ist sie verschwunden, so erscheint Prinz Heinrich. „Wo ist meine Schwester?“ fragt er.

„Drinne, bei seiner königlichen Hoheit.“

In diesem Momente ertönt aus dem Gemach des Großherzogs ein gellender Schrei.

„Hilfe — ein Arzt — der Großherzog stirbt!“ Die beiden Herren dringen herein, Heinrich voran. Ihm stoßt fast das Herz. Er stürzt vor. „Vater! Vater!“

Der Großherzog liegt in seinem Lehnstuhl zurückgesunken; die Augen sind verglast, die Lippen blau.

Die Dienerschaft, die Kammerherren, die Adjutanten, der Arzt, die Großherzogin eilen herbei — es herrscht eine namenlose Verwirrung. Man trägt den Kranken auf ein Ruhebett, man küßt ihm die Schläfen. Er athmet — ja er lebt — aber sein Athmen ist nichts als ein schweres Köcheln.

Dem Prinzen ist zu Muth, als müsse er wahnsinnig werden. Ihm ist, als ob Alles ihm furchtbare Anklagen entgegenschleuderte: „Das ist Dein Werk — Du bist der Mörder Deines Vaters!“

Die Prinzessin ist die Einzige, die den Kopf in dieser allgemeinen Verwirrung oben behält. Sie tritt zum Schreibtisch, sie sieht die Urkunden daliegen, sie blickt auf dieselben. Der Name des Großherzogs steht nicht auf den Blättern, sie haben keine Gültigkeit.

Das Schicksal ist dazwischen getreten, den Großherzog hat der Schlag gerührt, ehe er unterzeichnen konnte.

Sie reicht dem Bruder schweigend die Papiere und auch jenes, das sie mitgebracht hat.

Der Prinz wird kreideweiß, und das Herz stockt ihm.

„Wer hat das gewagt?“ ruft er. „Du? Du?“

„Ja, ich,“ entgegnet sie fest. „Ich habe Dich schwanken sehen, ich sah auch durch Deine Weigerung, Deinen Troß hindurch, welch' ein Wunsch in den tiefsten Tiefen Deines Herzens schlief. Darum handelte ich für Dich. Daß der Vater sterben würde, lag außerhalb meiner Berechnungen.“

Er schlägt die Hände vor das Antlitz und taumelt erschüttert gegen die Wand.

Ja, es ist wahr, er ist ein Schwächling, ein schwankendes Rohr. Es war nicht Charaktergröße, die ihn fest gemacht hatte, nein, es war Schwäche! Es ist die Wahrheit, daß es Momente gegeben hat, in denen er dachte, wenn Marie ihn aufgäbe, ihn freiließe, so würde ihm sein, als erwache er aus schwerer Krankheit zu neuem Leben.

Und wohin ist er nun gelangt? Sein Vater stirbt durch seine Schuld, sein Weib ist irre an ihm geworden und verzweifelt.

Nein — nein! Das soll, das darf sie nicht. Für alle Qualen, die er erleidet, will er sich wenigstens Eines retten — sie!

Er eilt zu Grolmann und theilt diesem in fliegenden Worten mit, was geschehen.

„Eile, versäume keine Minute,“ ruft er. „Fahre zu ihr, Paul, sie soll nicht glauben, daß ich ihren Verzicht annehme. Sie bleibt die Meine für alle Zukunft. — Eile, bringe ihr meine Grüße, sie soll mir vertrauen, sie ist hintergangen worden. Ich kann nicht fort jetzt, Du weißt, warum.“

Während der Nacht verschlimmerte sich der Zustand des Großherzogs bedeutend. Der Prinz wich nicht von seinem Bette, er wollte dem Vater, den er so schwer gekränkt hat, wenigstens den letzten Dienst erweisen, ihm in seinen letzten Stunden nahe sein.

So wurde es Morgen und wieder Abend. — Der Prinz war auf das Aeußerste erschöpft. Der Arzt bat ihn, er solle sich zur Ruhe begeben. Er würde ihn rufen lassen, falls der Sterbende noch einmal zur Besinnung komme.

Prinz Heinrich begab sich in ein entferntes Gemach, um sich niederzulegen. Er konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Mit den Kleidern warf er sich auf das Bett und versuchte zu schlafen.

Plötzlich vernahm er im Vorzimmer Schritte. Durch die Fenster schien der Tag.

„Wo ist der Erbgroßherzog?“ hörte er fragen und erkannte Grolmann's Stimme.

Er sprang empor. Nachricht von Marie! Und schon öffnete sich die Thür — der Erwartete stand vor ihm.

„Wie siehst Du aus!“ rang es sich von des Prinzen Lippen, als er in Grolmann's Antlitz blickte. „Paul, was ist geschehen? Wo ist Marie?“

Grolmann senkte den Kopf.

„Wo ist Marie?“ ruft der Prinz fast schreiend, „Paul, foltere mich nicht — mir graut — Dein Gesicht — wo ist sie? —“

Der Adjutant deutet schweigend nach oben.

„Todt — todt? Marie todt!“

Er hörte wie geistesabwesend zu, als der Freund ihm erzählte, wie er Marie gefunden habe. Sie lag auf ihrem Bette und sah aus wie eine Schlafende, der Tod hatte nichts von ihrem Liebreiz zerstört.

„Und hier, Heinrich,“ fuhr er fort, „ist ein Brief von ihr an Dich — ein Abschiedsgruß.“

Der Prinz ergriff das Schreiben und begann es unter fließenden Thränen zu lesen.

Sie schilderte ihm, was geschehen, ihre Verzweiflung, ihren Entschluß, und schloß dann:

„Ich zürne Dir nicht deswegen, mein Heinrich! Es mußte schließlich so kommen. Lebe denn wohl und sei glücklich und wähne nicht, daß ich Dich treulos nenne. Ich aber will gehen, ich vermöchte es nicht über mich zu bringen, Dich an der Seite einer Anderen zu sehen. Hab' Dank für das, was Du mir warst. Du bist frei — aber Eines, Heinrich, erbitte ich von Dir! Nimm Dich unserer Kinder an und laß sie nicht entgelten, daß ihre Mutter keine Ebenbürtige war. Lebe wohl, mein lieber Gatte, lebe wohl, es grüßt Dich zum letzten Male Deine Marie.“

Der Prinz sitzt regungslos da! Er kann es nicht fassen. Das also ist das Ende, das der Preis für den Thron, das die Strafe dafür, daß er seinem Herzen folgte, statt den Traditionen seines Hauses. Ihn schaudert.

Und in diesem Augenblicke tritt Brock mit dem Leib- arzte ein.

„Mein Vater —“ schreit Prinz Heinrich.

„Seine königliche Hoheit, der Herr Großherzog ist soeben verschieden. Ich begrüße Eure königliche Hoheit als Herrscher dieses Landes.“





Am Vierwaldstätter See.

Eine Sommerwanderung von Hans Scharwerker.

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter all' den größeren und kleineren Wasserbecken, welche als Zeugen der einstigen erodirenden Thätigkeit der Gletschermassen der Eiszeit im Süden und Norden die Alpenkette umsäumen und zum Theil tief in dieselbe eindringen, steht obenan der Vierwaldstätter See an malerischem Reiz, Mannigfaltigkeit und Großartigkeit der Umgebung, idyllischer Schönheit, Belebung der Ufer und anheimelnden, uns schon aus der Schule vertrauten historischen Erinnerungen.

Der Bodensee und der Genfer See übertreffen ihn weit an Fläche, die gepriesenen italienischen Seen an südlichem Zauber der Natur und Fülle der Vegetation — aber keiner ist so malerisch, so reich an Gliederung und mannigfacher Gestaltung des Landschaftsbildes, wie er, und der ungeheure Fremdenzudrang nach dem Vierwaldstätter See erklärt sich ebenso leicht, wie die immer neue Lust der Künstler und Schriftsteller, ihn durch Stift und Feder zu schildern.

Wenn wir im Folgenden eine kleine Wanderung zu diesem Glanzpunkt des Schweizerlandes unternehmen, so sind wir daher sowohl der Zustimmung Derer sicher, die

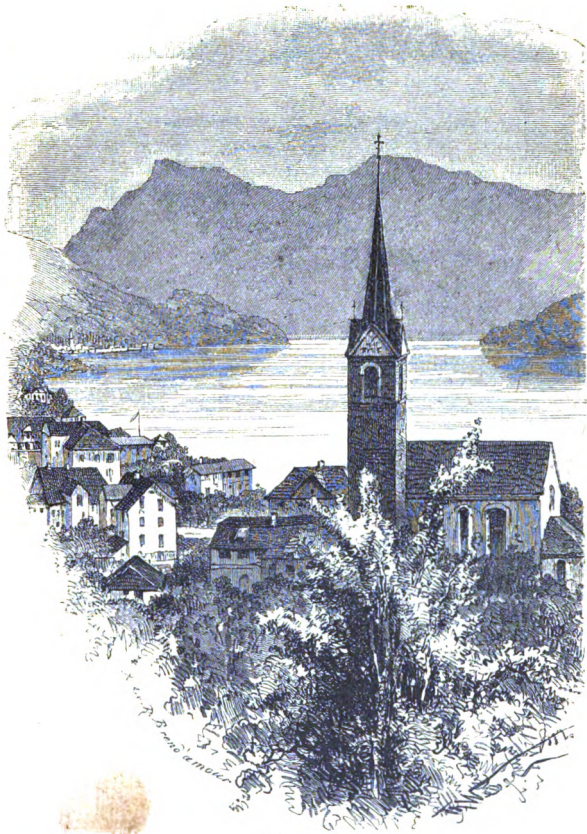
noch nicht den Vorzug genossen, an seinen Ufern zu wandeln, wie auch Derer, die begeistert von dort zurückkehrten und nun gern die Erinnerung an die genossenen Schönheiten wieder in sich aufleben lassen.

Der Vierwaldstätter See hat seinen Namen von den vier Waldstätten, den Urkantonen Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern. An seinen Ufern stand die Wiege der schweizerischen Freiheit, und wenn wir auf dem Schweizerquai in Luzern lustwandeln oder eine Rundfahrt durch die vier Seearme unternehmen, so klingen Namen an unser Ohr, die uns geläufig sind, seit wir als Kinder zum ersten Male mit Begeisterung Schiller's „Wilhelm Tell“ lasen.

Drüben winkt der vielzackige Pilatus, der gewaltige Bergries, den man von Luzern aus gewahrt, links der gefeierte Rigi, wohl der bekannteste Berg der Erde. Rings theils anmuthig abgestufte, theils steil in die klare, grünblaue Fluth abfallende Berge von mäßiger Höhe, die stille, sonnige Buchten umschließen; will man eisumstarrte Häupter sehen, so muß man des Morgens früh mit der Drahtseilbahn auf den Güttsch, einen unmittelbar bei der Stadt gelegenen Hügel mit Restaurant fahren, oder den Dampfer besteigen, der nach dem Urner See — dem östlichsten der vier Becken, welche den Vierwaldstätter See bilden — geht. Das letztere wollen wir auch jetzt thun.

Das Schiff wendet sich aus der Bucht von Luzern und biegt um das mit Pensionen und Landhäusern übersäete Vorgebirge, das Meggenhorn. Da haben wir zu unserer Linken den Rübacher, zur Rechten den Alpnacher See. Nach Rübacher zu fahren lohnt sich nicht, es sei denn, daß man von dort hinüber nach Immensee und Zug will, denn um die hohle Gasse zu sehen, braucht man keinen halben Tag zu opfern. Es ist dies nicht etwa, wie man wohl glauben möchte, eine düstere, romantische Felsenschlucht, sondern ein ganz prosaischer, an einer Seite von Wiesen

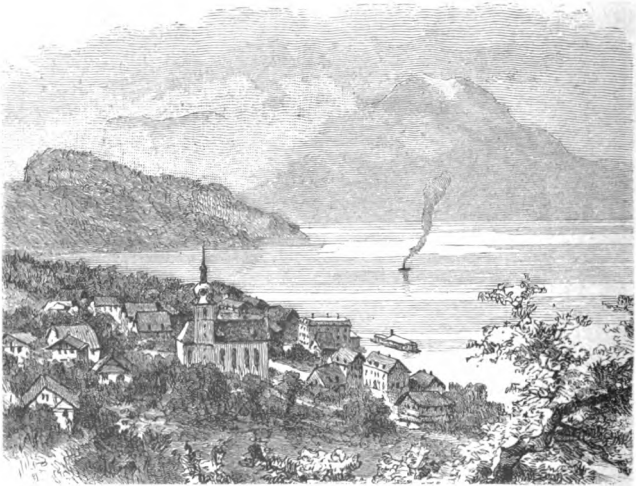
begrenzter und von Sträuchern und Bäumen eingefasster, lehmiger Hohlweg, wie es deren im deutschen Vaterlande



Weggis.

Tausende gibt. Ueber den Alpnacher See nach Stad, wo die Bergbahn auf den Pilatus und die über den Brünig nach Meiringen und Brienz beginnt, ist reger Verkehr.

Stad ist die Einfallspforte in's Berner Oberland, das zu den besuchtesten Gebirgsgegenden der ganzen Alpen gehört. Aber den Besuch der Alpnacher Bucht müssen wir für später aufsparen. Er ist eine Tagestour für sich und läßt sich mit der Fahrt nach dem Urner See nicht verbinden. Denn unser Schiff fährt weiter nach Osten, der Station Weggis zu. Wir befinden uns jetzt auf dem „Kreuztrichter“, wie



Weggis.

man diesen Theil des Sees, von dem die vier oben genannten Arme sich abzweigen, nennt.

Weggis, ein kleines ungemein freundliches Städtchen, das sich eng an den Fuß des hier steil abfallenden Rigi schmiegt, ist der wärmste Ort am See, der Obst- und Gemüsegarten Luzerns. Von Norden hält der Rigi alle rauhen Winde ab, und daher kommen hier Edelkastanien, Feigen- und Mandelbäume fort. Für die Fremden ist Weggis wichtig als Winterstation, auch treten von dort

aus alle die, welche den Nigi zu Fuße besteigen wollen, ihre Wanderung an, was aber im Hochsommer nur ganz jugendlichen Leuten anzurathen sein möchte. Die Hitze und



Schnurtobelbrücke.

Beschwerde in den ersten Stunden ist, da Weggis nur etwa 450 Meter hoch liegt und kühlere Lüfte erst tausend Meter höher zu wehen beginnen, ganz außerordentlich, und die Fahrt mit der Nigibahn daher auf alle Fälle, selbst in kühlerer Jahreszeit, vorzuziehen. Denn der Weg bietet an sich selbst eigentlich nichts Interessantes und ist schattenlos. Also

keine Kragelei! Vielmehr lassen wir uns von dem Dampfer ruhig noch eine Station weiter bringen, nach Witznau, dem Ausgangspunkt der Rigibahn.

Das anmuthig gelegene Dörfchen bietet nichts Bemerkenswerthes, es sei denn die manchmal beängstigende Anstauung von Reisenden aller Nationen. Auch das Bild hat sich seit Weggis so gut wie gar nicht verändert. Drüben am jenseitigen Ufer ragt noch immer die lange Mauer des Bürgenstocks empor, zu dessen eleganten Hotelpensionen eine Drahtseilbahn hinaufführt. An den gepriesenen Herrlichkeiten des Vierwaldstätter Sees hat diese Stelle nur in geringem Grade Theil. Sie drängen sich hauptsächlich auf der Weiterfahrt nach Brunnen und Flüelen zusammen, wo jede Wendung des Schiffes ein neues Bild sehen läßt, und Liebliches und Erhabenes in stetem Wechsel wie ein Wandelbiodrama an uns vorüberzieht.

Doch dahin kommen wir später, zuerst lockt uns die Höhe des Rigi. Hinaus aus dem Schiff und hinein in den Wagen der Bergbahn, der schon abfahrtsbereit dasteht!

Vom Bahnhof aus, einem schmucken Häuschen im Berner Oberländerstyl, sieht man die schmale Bahnstrecke, die kaum zwei Fuß von einander entfernten eichenen Schwellen, die auf einer Art eisernen Rostes ruhen, über die schräge rothe Felsenwand den Berg hinan laufen. Inmitten der Schienen liegt die feste Zahnstange, in welche das Zahnrad der Lokomotive eingreift. Der Betrieb ist absolut sicher. Seit Eröffnung der Bahnstrecke im Jahre 1875 sind Millionen von Menschen auf den Gipfel des Rigi befördert worden, ohne daß ein Unfall vorgekommen wäre. Trozdem wird manchen Damen bei der Abfahrt etwas bänglich; aber das liegt an den Damen, nicht an der Bahn.

Zuerst geht es durch Wald und über Matten mit einer Steigung von 18 bis 25 Prozent vorwärts. Witznau scheint zu unseren Füßen zu versinken, während in der Ferne die

Firnschneisen des Berner Oberlandes langsam auftauchen und der Horizont sich immer mehr erweitert. Der Zug passiert den ersten Tunnel und gleich darauf die Schnurtobelbrücke, welche sich in 23 Meter Höhe über eine Schlucht (schweizerisch Tobel) spannt. Sie ist das interessanteste



Rigi-Kaltbad.

Bauobjekt der Bahn. Ganz Eisenkonstruktion, sieht sie trotz ihrer Festigkeit sehr lustig aus und vermag beim ersten Anblick selbst dem nicht Aengstlichen einige Besorgniß einzulösen. Denn gebrechlich ist alles Gebild von Menschenhand, ja mehr als das, der Berg selbst. Der Rigi, oder die Rigi, wie die Schweizer sagen, besteht nämlich theils aus Molasse, theils aus Nagelschuh, Sedimentgesteinen, die

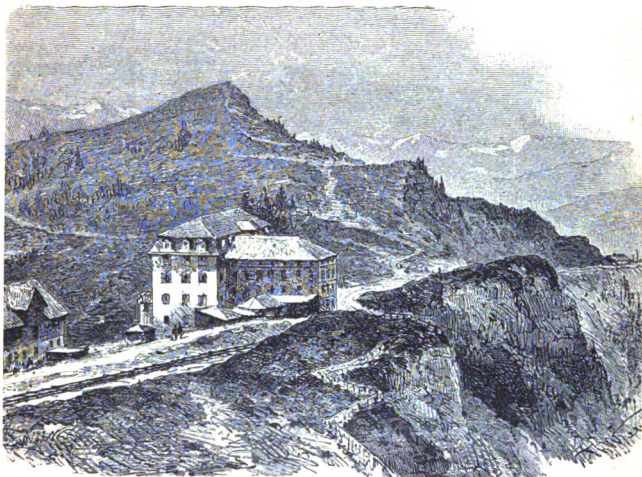
vor grauen Jahrtausenden vom Urmeere angeschwemmt wurden, leicht verwittern und immer mehr und mehr abbröckeln. Er hat also keineswegs die Widerstandskraft des Urgebirgs. Doch sei es allen Reiselustigen zum Trost gesagt: für unsere Generation wird er noch halten, und auch unsere Kinder erleben seine Abtragung nicht.

Geben wir uns also ruhig dem Genuß der sich immer herrlicher entrollenden Aussicht hin. Bereits erscheint drüben im Winkel des Seeeschnittes Luzern, daneben der Gipfel des Pilatus. Weiter links glänzt das Seebecken von Sarnen und daneben treten Titlis, Jungfrau, Mönch, Eiger hervor, jetzt auch Finsteraarhorn und die Schreckhörner, endlich ganz links die breiten Firnmulden des Uri-Rothstocks. Im Schauen versunken merken wir kaum, daß wir dicht am gähnenden Abgrund hinfahren, denn die Bahn ist hier stellenweise in die Nagelfluhwände eingesprengt.

Nun kommt Station Rigi-Kaltbad, ein Kur- und Pensionshaus ersten Ranges, bereits 1439 Meter hoch gelegen. Hier sitzen die Luftkneiper dicht gedrängt, athmen die stählende, von dem Dufte der Alpenkräuter gewürzte Höhenluft, um ihre von den entnervenden Einflüssen der „Gesellschaftspflichten der Großstadt“ angegriffene Gesundheit wieder etwas in Stand zu bringen, und genießen dabei die Freuden der Tafel und der Geselligkeit nach wie vor in reichem Maße. In Rigi-Kaltbad geht's hoch her, und der Tourist eile schleunigst vorüber.

Schon setzt sich auch die Lokomotive wieder in Bewegung, steigt weiter zur Station Staffelhöhe, biegt um eine mächtige Felswand, und plötzlich enthüllt sich vor uns ein neues, überraschendes Bild. Wir sehen zu unseren Füßen den Rütznacher See, die schmale Landenge mit der hohlen Gasse und jenseits derselben das ovale Becken des Zuger Sees. Dann treten die Urner, Schwyzer und Glarner Berge heraus, vor allem die fahlen Mythen oberhalb Brunnenä.

Am Abgrund hin geht's nach Rigi-Staffel, wo sich die Rigiwege kreuzen und die Zahnradbahn von Arth-Goldau am Zuger See einmündet. Hier stehen nicht weniger als drei Gasthöfe, bescheidenere Häuser, die Demjenigen zum Uebernachten empfohlen werden können, der den Sonnenunter- und Aufgang oben genießen will. Rigi-Kulm, wohin

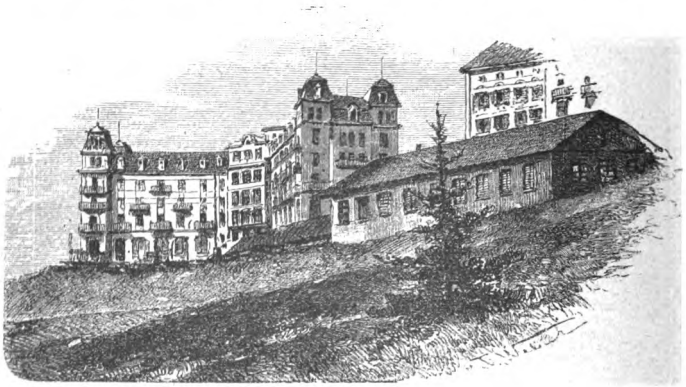


Rigi-Staffel.

wir in weiteren 12 Minuten gelangen, ist theuer und im Hochsommer oft überfüllt. Im Frühling ist der Zudrang wie die Preise natürlich geringer, dafür hat man dort oben Abends und besonders Morgens dann eine Kälte auszustehen, die Einem alle Poesie austreiben kann. Der Wind des Morgens um vier Uhr, wenn der Alphornbläser die Bewunderer des leider oft genug programmwidrigerweise ausbleibenden Sonnenaufgangs mit entsetzlichen, greuelvollen Tönen aus dem Schlummer reißt, ist geradezu oft erstarrend.

Die Aussicht freilich ist wunderbar an einem klaren,

schönen Morgen. Auf der baumlosen rasenbedeckten Kuppe gleich oberhalb der Gasthöfe stehen in Plaids, Mäntel und Wolldecken gehüllt, fröstelnd und schauernd im Eiswinde, der drüben von den Gletschern des Berner Oberlandes herkommt, die Gäste und staunen die rings um sie ausgebreitete Herrlichkeit an. Tief drunten zu Füßen des Beschauers die Spiegel der Seen, die belebten Orte, die blühenden Thäler — weit, weit nach Norden hin die Voralpen, ein end-

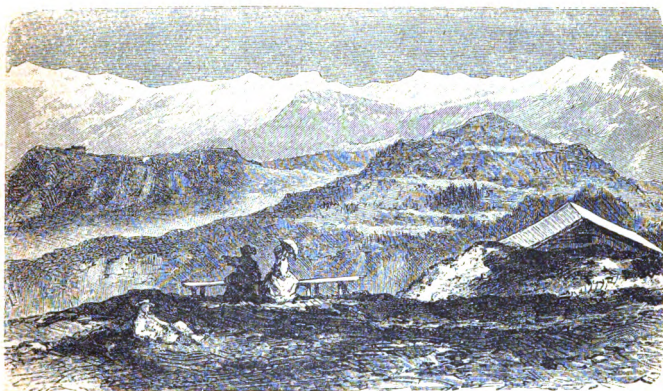


Die Rigi-Kulm-Hotels.

loses Panorama; rings im Süden aber der Halbkreis der Hochalpen — Spitze an Spitze, Gipfel an Gipfel, Gletscher an Gletscher. Besonders mächtig treten die Berge des Berner Oberlandes hervor; erst jetzt wird Einem klar, wie gewaltig die Riesen Eiger, Mönch, Jungfrau, Wellhorn, Wetterhorn, Finsteraarhorn, Schreckhörner und andere über ihre Umgebung sich erheben. Und Alles dies sieht im fahlen, kalten Licht der Dämmerung fast gespenstig aus, bis plötzlich die Firnen und Eisspitzen sich röthen und heller von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet werden, während drunten in den Thälern noch Alles in Nacht und

Nebel daliegt. Wer das einmal an einem schönen Morgen gesehen hat, vergißt es nie wieder. Leider ist ein klarer Morgen selten, ein schöner Sonnenuntergang dagegen viel häufiger anzutreffen. Man begnüge sich mit diesem.

Für den Abstieg hat man verschiedene Wege. Man kann zu Fuß oder mit der Bahn nach Arth-Goldau hinunter; zu Fuß nach Weggis; mit der Bahn nach Biznau zurück. Wir wählen das letztere und machen von Rigi-



Auf Rigi-Scheideck.

Kaltbad aus einen Abstecher nach Rigi-Scheideck. Dieses vornehme Kur- und Pensionshaus liegt an der östlichen Seite des Berges, und eine Zweigbahn führt auf dem Grat entlang bis dorthin. Es ist eine genuß- und aussichtsreiche Fahrt. Da Rigi-Scheideck 1648 Meter hoch, also nur rund 150 Meter tiefer liegt, als Rigi-Kulm, so ist die Aussicht auf das Hochgebirge fast dieselbe. Auch die Scheideck ist wie das Kaltbad im Sommer ganz von Kurgästen besetzt, die in der Trinkhalle lustwandeln, Milch und Molken trinken oder Stahlwasser aus der nahen Quelle und weniger des Bergnügens, als der Gesundheit halber hierhergekommen sind.

Touristen brauchen übrigens nicht nach Rigi-Kaltbad zurückzufahren. Für diese gibt es eine sehr lohnende Bergtour nach Rigi-Hochfluh, einem Felskopf, den man mit Hilfe einer 25 Meter hohen Leiter erklettert, was sehr interessant und eigenartig ist, und von dort einen direkten Abstieg nach Gersau, wo man den Dampfer erwarten und die Weiterfahrt wieder aufnehmen kann.

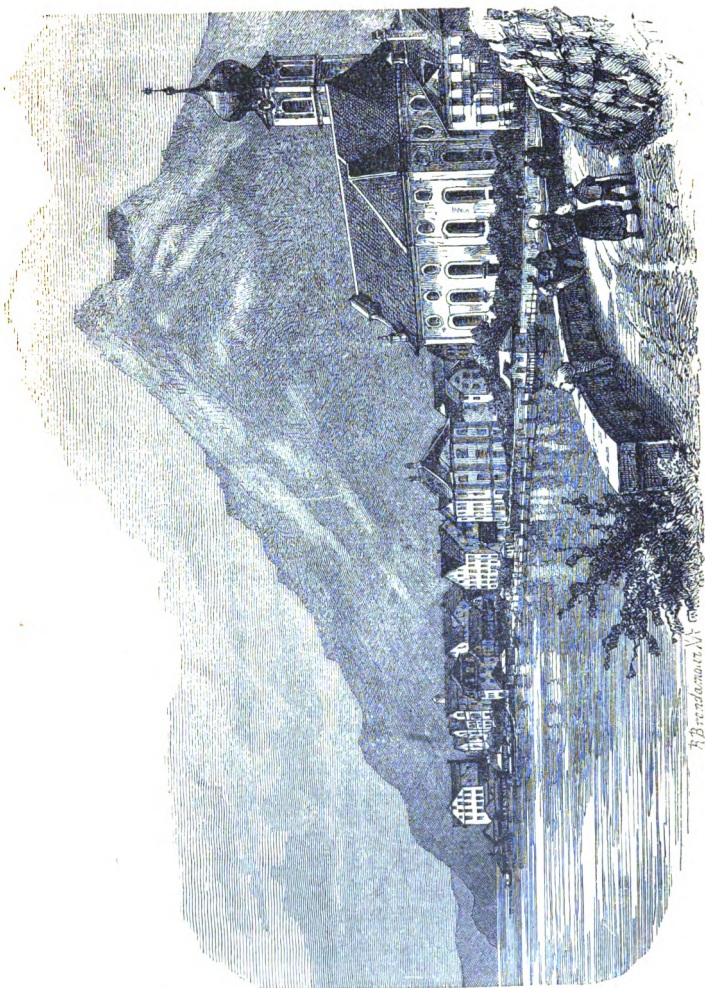
Der fleißige, industrielle Ort liegt in einem Winkel, den die Wände des Rigi bilden, und sein schmuckes Kirchlein am Ufer dient ihm gleichsam als Wahrzeichen.

Der See verengert sich, das Schiff passiert zwischen Hochfluh und Sonnenberg durch, welche den prachtvollen Rahmen zu dem schönen Bilde im Vorblick bieten — Brunnen, Axenstein und die beiden Mythen.

Unter allen Orten am See hat Brunnen die schönste Lage. Staffelförmig steigen von der blaugrünen Fläche des Sees die Gasthöfe, Villen, Häuser und Gärten empor. Im Osten erheben sich die malerischen Pyramiden der Mythen, gegenüber auf grünen Matten der Abhänge des Sonnenberges das Dörfchen Seelisberg, dessen Kirchenglöckchen hell herüberklingt.

Wer die Mythen besteigen will, hat das heutzutage leicht. Ein Bergpfad bringt ihn von dem nahen Schwyz in drei Stunden auf die Spitze der großen Mythe (1903 Meter). Ein schöner neuer Weg ist in den Felsen gesprengt, der von der letzten Sennhütte, Holzegg, aus in 48 Windungen auf die Spitze führt.

Uns ziehen aber hier weniger die Mythen, als vielmehr der drüben aus dem Wasser ragende Mythenstein an, denn hier bringen klassische Erinnerungen mit Macht auf uns ein. Wir nehmen einen Rahn und fahren hinüber zu der 20 Meter aus dem Wasser ragenden Felsäule, welche die Inschrift trägt: „Dem Sänger Tell's, Friedrich Schiller, die Urkantone 1860.“ Und eine halbe Stunde



Gerlau.

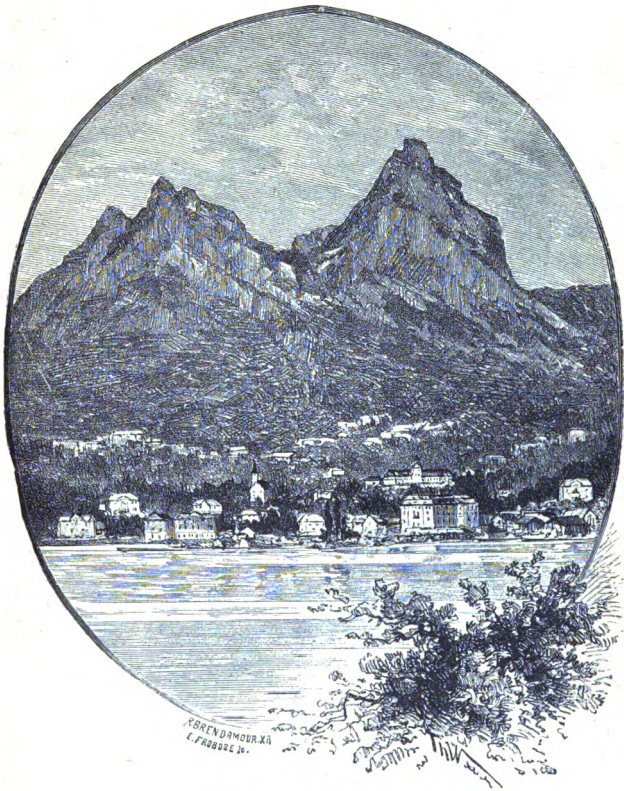
weiter landet uns der Rahn am Rütli, jener denkwürdigen Stelle, wo in der Nacht vom 7. bis 8. November 1307 die Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden den Bund zur Vertreibung ihrer Zwingherrschaft schlossen.

Die Fahrt auf dem Urner See von Brunnen nach Flüelen ist großartig, noch großartiger die Wanderung auf der in den Fels gesprengten Aeggenstraße am Ostufer des Urner Sees, die, weil sie hoch oben entlang führt, eine freiere Aussicht ermöglicht, als das Deck des zwischen mächtigen, steil rechts und links emporragenden Felsmauern dahinfahrenden Schiffes.

Die Aeggenstraße, eine der berühmtesten Straßen in den Alpen, ist in die Wände des Frohnalpstockes gesprengt und zieht parallel mit der Gotthardbahn dahin. Zwischen den mächtigen Felspfeilern der Tunnel und Gallerien schaut man hinaus auf den Seespiegel, auf dem die Dampfschiffe, wie Kinderspielzeug anzuschauen, dahinziehen, auf die Felswände gegenüber und den darüber sich erhebenden Uri-Rothstock, der mit der weißen Pyramide des das Thal im Süden schließenden Bristenstocks die ganze Umgebung beherrscht. Einen besonderen Reiz gewährt noch der Umstand, daß Aeggenstraße und Gotthardbahn einander oft schneiden, die Tunnel, Einschnitte und Gallerien der letzteren manchmal parallel zur Straße, manchmal unter oder über derselben hinlaufen. Hier bekommt selbst der Laie eine lebendige Anschauung davon, welche raffinierte Ausnutzung des Raumes, welche Kunst der Ingenieure nöthig war, um diese Bahnlinie zu schaffen. Doch solche Gedanken beschäftigen uns nur vorübergehend, denn die Schönheit und Größe der Natur nimmt hier, alles Andere überwältigend, unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir befinden uns hier im schönsten Theile des Vierwaldstätter Sees und dem an historischen Erinnerungen reichsten.

Beim Pensionshaus „Tellsplatte“ steigen wir zwischen

grünen Bäumen und Anlagen zum Seeufer hinab, wo an jener Stelle, an welcher der Ueberlieferung nach der Tell aus Geßler's Boot an's Land sprang, jetzt eine Kapelle steht.



Brunnen und die Mythen.

Die Fresken in dem kleinen Kirchlein stellen den Schwur auf dem Rütli, den Apfelschuß auf dem Markt zu Altdorf, den Tellsprung und Geßler's Tod in der hohlen Gasse bei Rüfnach dar.

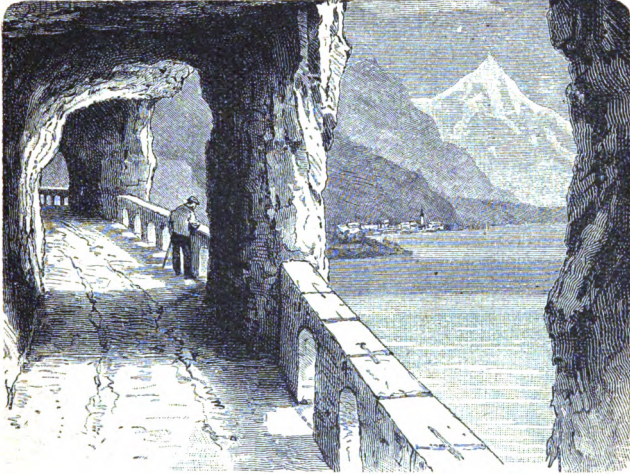
Wieder auf die Straße zurückgekehrt, bringt uns eine kurze Wanderung nach Flüelen, dem kleinen Hafen am Ende des Sees. Von hier kann man mit der Bahn einen Aus-



Partie von der Agerstraße
mit Uri-Rothstock.

flug nach Altdorf machen und mit dem nächsten Zuge wieder zurück. Es lohnt aber nicht, die rohe und ungeschlachte Tellsstatue aus Gyps mit Wasserglasüberzug anzusehen, die an der Stelle aufgerichtet ist, wo angeblich Tell stand, als er den Apfel vom Haupte seines Sohnes schoss.

Die Rückfahrt mit dem Dampfer von Flüelen nach Luzern gestattet uns einen Blick auf die Südufer des Sees zu werfen, die jedoch wegen ihrer Steilheit an Ortschaften arm sind. Erst wenn wir wieder aus dem Urner See heraus und an Brunnen vorbei sind, ändert sich das. Doch haben alle die Ortschaften an den südlichen Ufergeländen, wie Treib (Station für Seelisberg), Beckenried, Buochs,



Tunnel auf der Aegistraße mit Blick auf Bristenstock.

Kersiten (Station für Bürgenstock) u. s. w. lange nicht die Bedeutung, wie die obengenannten.

Wir können jedoch nicht vom Vierwaldstätter See scheiden, ohne noch dem Pilatus einen Besuch gemacht zu haben, diesem Nebenbuhler des Rigi, der seit Erbauung der Bergbahn immer mehr seinem älteren Rivalen in der Gunst des Publikums Konkurrenz macht.

Wir nehmen also das Schiff, das nach dem Alpnacher See fährt. Dasselbe passirt die stillen tannenbewachsenen

Ufer der Hergiswylser Bucht und landet in Stansstad, wo es hinauf geht nach Wolfenschießen und Engelberg, passirt dann die Brücke, die hier die Ufer des sich verengernden Sees verbindet, und läuft in das Alpnacher Becken ein, stets rechts den hochragenden, in kolossaler Steilheit sich aufthürmenden Pilatus mit seinen schöngeformten zackigen Gipfelhörnern.

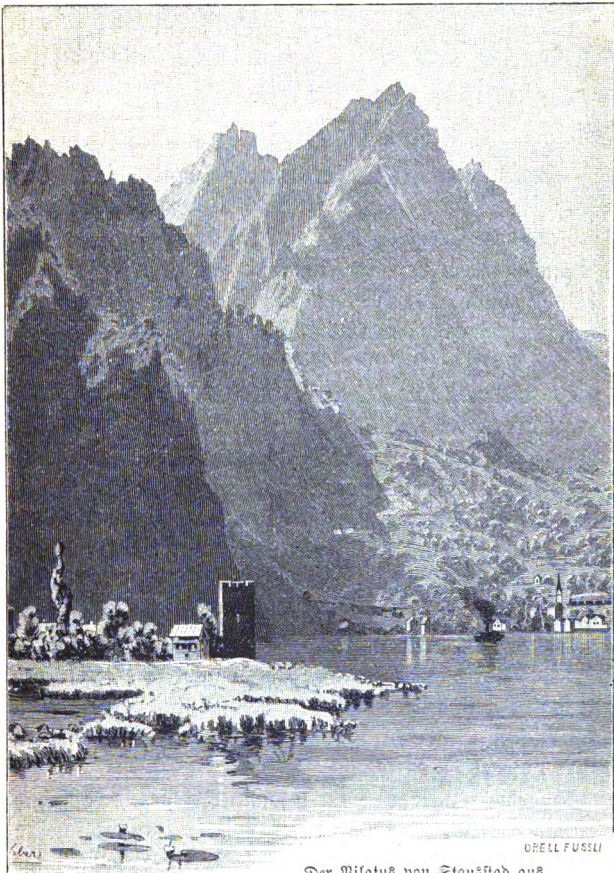
Der Pilatus imponirt als Berg dem Beschauer weit



Flüelen mit Bristenstock.

mehr als der Rigi. Letzterer ist ein breit hingelagerter, von Wasser rings umgebener Bergstock, mit zahlreichen sanft geneigten Gipfeln, bedeckt mit herrlichen grünen Matten, auf denen Tausende von Kühen weiden. Der Pilatus aber steigt aus seinem Sockel von dunklen Wäldern und darüber liegenden Alpweiden als jäher, troziger Felskolos empor, um dessen zackige, 2133 Meter hohe, den Rigi also 300 Meter überragende Zinken gern Nebelschleier und Wolken sich ballen, die das ohnehin düstere Aussehen des Berges noch düsterer und unwirthlicher machen. Die Besteigung war

sehr beschwerlich und nicht ohne Gefahr, und der Pilatus wurde daher wenig besucht, bis im Jahre 1889



Der Pilatus von Stansstad aus.

das für unmöglich Gehaltene gelang, den Berg durch eine Bahnanlage zu bezwingen, der sich an Kühnheit keine andere in Europa an die Seite stellen kann.

Von Station Alpnachstad geht es sogleich mit einer Steigung von 36 Prozent in die Höhe, und weiter oben erreicht die Steigung gar 48 Prozent. Von den Gasthöfen auf Pilatus-Kulm oder dem Klimeshorn-Hotel aus gelangt man dann zu Fuße auf gut angelegten, mit Geländern versehenen und völlig sicheren Wegen auf die verschiedenen Spitzen: das Tomlishorn, den Esel, das Widdensfeld, das Gemsmattli, das Matthorn. Alle haben nur geringen Höhenunterschied; am meisten bestiegen werden die beiden ersten, die höchsten, und das 1910 Meter hohe Klimeshorn. Die Aussicht von dort oben übertrifft die vom Rigi in manchen Punkten. Zwar ist der Blick in's Flachland nicht so weit und frei, aber das Hochgebirge, dem man bedeutend näher ist, tritt viel schärfer und gewaltiger hervor, und der Tiefblick auf den Vierwaldstätter See und das reizende Gelände von Luzern ist überaus malerisch.

Für Techniker und Ingenieure ist natürlich die Bahnanlage allein schon ein Gegenstand des Studiums und der Bewunderung, doch wir können uns damit nicht aufhalten. Froh, alle die eben geschilderten Schönheiten der Natur offenen Auges und vom Wetter begünstigt genossen zu haben, lassen wir uns den eben den Gipfel des Pilatus umziehenden Nebel als Mahnung dienen, die Thalfahrt anzutreten. Denn wenn der Pilatus, der Wetterkünder dieser Gegend, sein Haupt umhüllt, so gibt es Regen, und jene kahlen Felszacken werden oft von plötzlich auftretenden, fürchterlichen Stürmen umtost, die man lieber nicht da droben abwartet.

So nehmen wir denn für diesmal Abschied. Während uns das Dampfroß der Heimath wieder zuträgt, gehen vor unserem Geiste noch einmal wie ein Wandelbild alle die herrlichen Naturansichten vorüber, die wir genossen haben im Heimathlande des Schützen Tell.



Die Wirbelfürme und ihre Geseße.

Meteorologische Skizze von Dr. Alexander Ritter.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

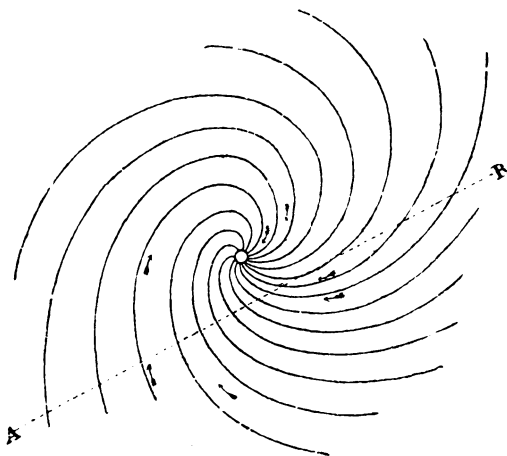
Zu wiederholten Malen haben in jüngster Zeit die Tageszeitungen von verheerenden Wirbelfürmen zu berichten gehabt, die — ganz besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — die furchtbarsten Verwüstungen angerichtet, ganze Städte zerstört haben und bei denen zahlreiche Menschenleben zu Grunde gegangen sind. Es dürfte daher wohl am Platze sein, diese unheimlichen Phänomene mit allen dazu gehörigen Erscheinungen eingehend zu betrachten und den Ursachen ihrer Entstehung nachzuforschen.

Nach den neueren Forschungen besteht die überwiegende Mehrzahl aller Stürme — das heißt der Winde, deren Geschwindigkeit 25 Meter in der Sekunde und mehr beträgt — nicht aus fortschreitenden Luftströmen, sondern aus Luftwirbeln, und deswegen führen sie den Namen Wirbelfürme oder Cyklone. Ein jeder Sturm bildet wenigstens den Theil eines Wirbels, der das barometrische Minimum des Luftdrucks in spiralförmigen Bahnen umkreist. Die Stürme in unserer gemäßigten Zone und ebenso die der kalten sind aber meist keine vollständigen

Wirbelstürme, weil hier gewöhnlich nur ein Theil des Wirbels Winde von Sturmesstärke aufzuweisen hat, während in seinen übrigen Theilen schwächere Winde wehen. Bei den Stürmen der Tropen dagegen wehen auf allen Seiten des Wirbels Stürme um das Barometerminimum. Der Durchmesser des Wirbels ist viel größer wie bei unseren Stürmen, und die Luftbewegung bedeutend heftiger, dabei die Hefigkeit der drehenden Bewegung so ungeheuer, daß nichts der rasenden Wuth dieser Stürme zu widerstehen vermag.

Diese Wirbelstürme der heißen Zone stellen zugleich die höchste Steigerung dar, welche die Luftbewegung überhaupt zu erreichen vermag, und verdienen deswegen in erster Linie unsere Aufmerksamkeit. Sie entstehen in den Tropen, jedoch nicht unmittelbar am Aequator, sondern in den beiden Zonen der Polarströme, wehen aber von hier sowohl in das Gebiet der Kalmen oder Windstillen hinein, als auch weit in die gemäßigten Zonen. Das erwähnte Entstehungsgebiet dieser verheerenden Luftwirbel liegt ungefähr unter dem 10. Grad nördlicher oder südlicher Breite; sie schreiten von dort in der Art weiter, daß das Centrum sich gewöhnlich erst westwärts wendet und sich dabei auf der nördlichen Halbkugel nach Norden oder auf der südlichen nach Süden vom Aequator entfernt. Ungefähr unter den Wendekreisen schreitet es häufig auf der nördlichen Halbkugel direkt nach Norden, oder auf der südlichen nach Süden, um sich dann im ersteren Falle nach Nordost, im anderen nach Südost weiter zu bewegen. Nicht selten legt jedoch das Centrum auch nur einen Theil der hier beschriebenen Bahn zurück, entweder nach Westen und Nordwesten oder nach Norden und Nordosten. Dies ist der gewöhnliche Weg, den die Sturmcentren in Westindien nehmen, wo man die Cyclone „Hurrikane“ nennt, desgleichen auf der Westseite des Stillen Ozeans und im

Indischen Ozean, wo sie „Mauritiusorkane“ heißen. Im Golf von Bengalen schreiten sie ziemlich regelmäßig von der Andamanengruppe zur Gangesmündung vor. In den chinesischen Meeren heißen die Wirbelstürme „Taifune“; sie zeigen dort gewöhnlich einen auffallend kleinen Durchmesser, ihre Centren stehen oft beinahe still und haben im Uebrigen eine vorwiegende Bewegung westwärts, wobei

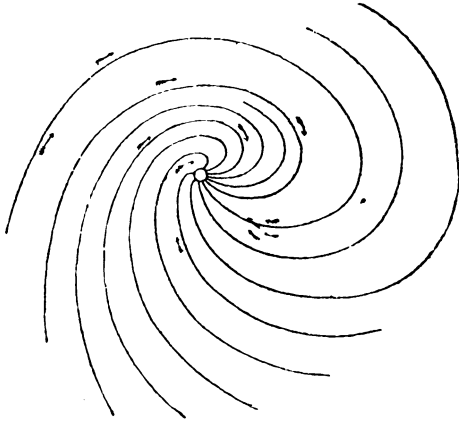


Wirbel und Bahn eines Mauritiusorkans.

sie jedoch zwischen Südwest und Nordwest durch alle Striche der Windrose umherschwanfen.

Die Insel Mauritius oder Isle de France im Indischen Ozean liegt an der mit Recht gefürchteten Heerstraße jener vorhin erwähnten Wirbelstürme, die davon Mauritiusorkane heißen. Einige besonders verheerende fanden in den Jahren 1760, 1761, 1766, 1772, 1773, 1786, 1789, 1818, 1824 und neuerdings am 29. April 1892 statt, von denen der letzte mehr als 1200 Tode neben 4000 Verwundeten auf der zum großen Theil ver-

wüsteten Insel zurückließ. Unsere Abbildungen geben den Wirbel und die Bahn solcher Mauritiusstürme nach den Beobachtungen des Direktors Meldrum vom dortigen Observatorium wieder. Die Linie A—B auf der einen Skizze durchschneidet die Insel selbst, parallel der Bewegung des Orkanscentrums, und jeder Pfeil bezeichnet die Wind-



Wirbel eines Mauritiusorkans.

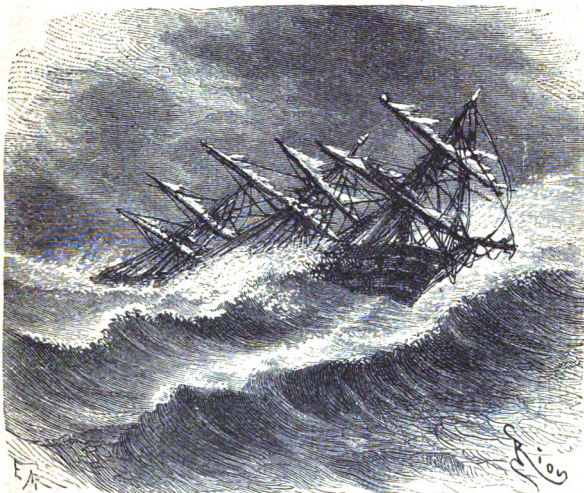
richtung, welche auf Schiffen an den betreffenden Punkten beobachtet wurde.

Die Geschwindigkeit, mit der die Sturmcentren fortschreiten, ist äußerst verschieden, beläuft sich aber häufig auf 26 bis 36 Kilometer in der Stunde, während die eigentliche Windgeschwindigkeit im Wirbelsturm selbst sich bis zu 70 bis 90 Seemeilen in der Stunde oder 35 bis 45 Meter in der Sekunde zu steigern vermag. Die Durchmesser der Cylone schwanken zwischen 50 und 1500 Seemeilen.

Tausende von Schiffen sind theils auf offenem Meere,

theils in Häfen und auf Rheden diesen Wirbelstürmen zum Opfer gefallen; in Aller Erinnerung ist noch der Cyclon vom 15. März 1889, der im Hafen von Apia auf den Samoainseln die deutschen Kriegsschiffe „Eber“ und „Adler“ zerstörte und die amerikanischen Kriegsschiffe „Missic“, „Trenton“ und „Bandalia“ zum Stranden brachte.

Der Seemann erkennt aus dem Fallen des Baro-

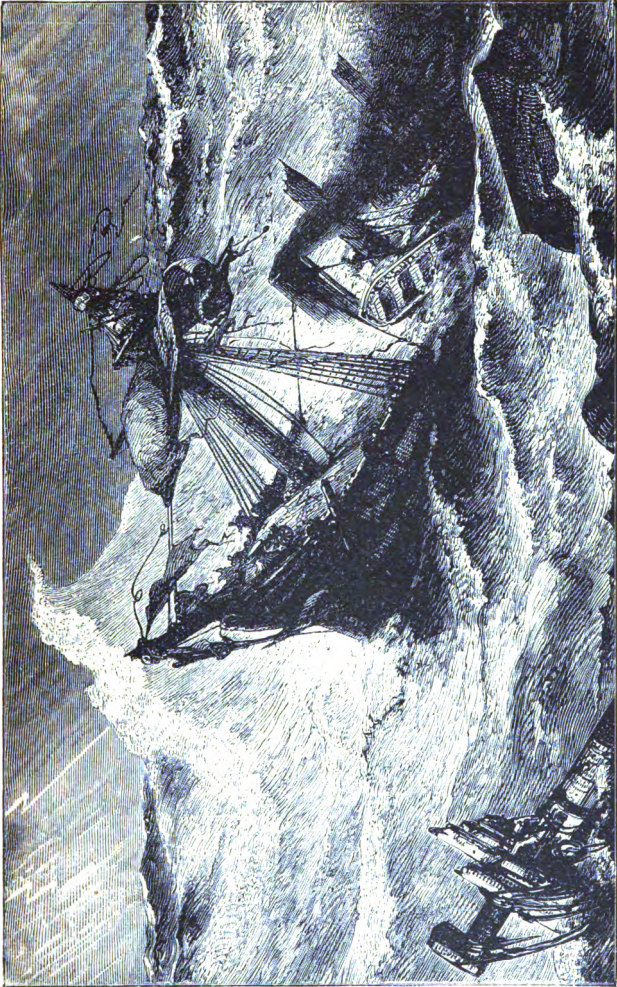


Die Panzerfregatte „Atalanta“ in einem Cyclon.

mers und der Aenderung der Windrichtung, welchem Theile des Sturmfeldes er sich nähert und in welcher Richtung das gefährliche Centrum liegt. Glückt es ihm, von letzterem wegzusteuern, so ist das Schiff gerettet, ja mitunter können sogar die den Mittelpunkt umkreisenden regelmäßigen Winde noch zu schnellerer Fahrt benutzt werden. Widrigenfalls kann eben durch diese Winde das Fahrzeug aber auch gerade um so geschwinder in den Mittelpunkt getrieben werden.

Einen sehr schweren Wirbelsturm hatte die französische Panzerkorvette „Atalanta“ am 7. September 1872 in der Nähe der Kapverdischen Inseln an der westafrikanischen Küste durchzumachen. Ebenso das Transportschiff „Amazonen“ am 10. Oktober 1871, nachdem es am 5. von Martinique abgegangen war. Die Kapitäne beider Schiffe haben sehr anschauliche Schilderungen ihrer Erlebnisse abgefaßt, die sich aber in allem Wesentlichen mit den auf der preußischen Korvette „Arkona“ gemachten Aufzeichnungen decken, die den Schooner „Frauenlob“ begleitete, der Anfang September 1860 in einem Taifun unterging. Einige Stellen daraus, die wir hier nach A. v. Werner folgen lassen, mögen unseren Lesern die furchtbare Gewalt eines solchen Naturereignisses anschaulicher machen.

„Am Abend vorher war es schwül und drückend wie vor einem Gewitter. Die Sterne funkelten in unheimlichem Glanze, und am südöstlichen Horizonte stand eine dunkle Wolkenbank. Das Barometer begann zu fallen, die Brise wuchs, um Mitternacht kam unregelmäßige See auf, und bald unterlag es keinem Zweifel mehr, daß ein Taifun heraufzog, wenn man auch über seine Bahn noch keine Gewißheit hatte. Man konnte aber noch hoffen, an ihm vorüberzukommen, zumal sich der Wind etwas weiter nach Osten drehte. Die drohende Wolkenbank rückte nach Mitternacht höher, und man sah schweren Stunden entgegen. Der Wind drehte sich nicht weiter, und daraus ließ sich entnehmen, daß der rasch aufziehende Taifun seinen Weg gerade auf die beiden Schiffe nahm. Die Nähe des Landes gestattete jedoch kein Entrinnen vom Centrum, und man mußte sich damit begnügen, alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, womit man gegen drei Uhr Morgens fertig war. Noch immer bugsierte die ‚Arkona‘ den ‚Frauenlob‘ und bemühte sich, so weit als möglich von der gefährlichen Küste wegzukommen, aber



Der Transportdampfer „Amazon“ in einem Cyflon.

als die Hauptgewalt des Sturmes nun losbrach, welche mit ihrem ersten Stoß die ganze See in eine kochende und schäumende Masse verwandelte, da brach auch mit plötzlichem Krach das Bugfirtau des Schooners. In dem nun tobenden furchtbaren Unwetter schaute man von der ‚Arkona‘ mehrfach mit banger Besorgniß nach dem ‚Frauenlob‘ aus, gewährte ihn aber noch, als der Tag zu grauen begann, tapfer kämpfend etwa eine halbe Meile in See.*)

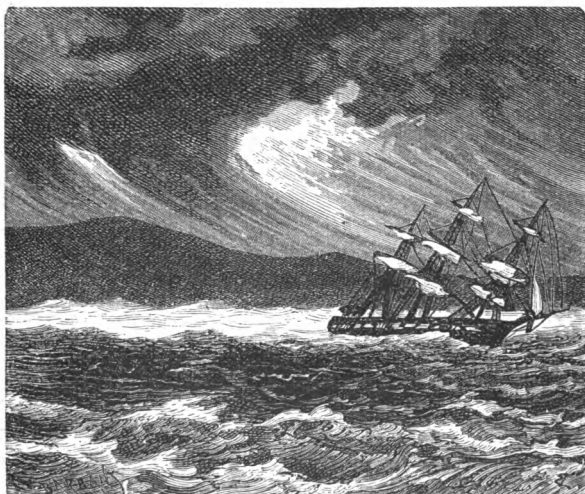
Das Schlimmste aber stand noch bevor. Das immer schneller fallende Barometer und der feststehende Wind kündeten das baldige Anrücken des vernichtenden Centrum's. Die Korvette lag mit der Leeversehung zu Wasser, zwei ihrer Boote wurden fortgerissen, Sturzseen brachen über Deck und rissen Alles fort, was nicht auf das Solideste befestigt war. Infolge des undurchbringlichen Nebels konnte man keine zwanzig Schritt weit sehen. Da auf einmal, als die furchtbarsten Kräfte der Natur entfesselt schienen, trat eine verhältnißmäßige, unheimliche Stille ein; Jeder ahnte, daß der Mittelpunkt des Taifuns jetzt über das Schiff fortging, daß aber der Sturm nach kurzer Pause mit derselben Kraft von Neuem losbrechen würde. Fast zehn Minuten währte dieser entsetzliche Zustand, dann tobte der Orkan wieder mit alter Wuth. Gleichzeitig aber drehte der Wind auf Ost, ein Zeichen, daß das Centrum seine Lage gegen das Schiff verändert hatte.

Das Barometer stieg, und ein Hoffnungsschimmer leuchtete der schwergeprüften Besatzung. Jetzt in entscheidender Stunde aber gaben die Luwanten**) des Großmastes nach; sie zu zerreißen vermochte der Sturm nicht,

*) Der vom Winde abgewendeten Seite; die Luwseite ist die vom Winde getroffene.

**) Die Wanten sind starke Laue, welche den Masten ihre seitliche Stützung gewähren.

aber sie zogen sich allmählig aus den Bündeln. Schon hatten sie sich einige Zoll gereckt, und der Mast bog sich gefährlich nach Lee über. Noch ein paar Zoll, dann verlor er seinen Halt, riß die anderen mit sich, und das Schiff schien verloren. Deshalb mußte es unverzüglich mit der anderen Seite gegen den Wind gelegt werden, um die gegenüberliegenden und nicht angestregten Wanten

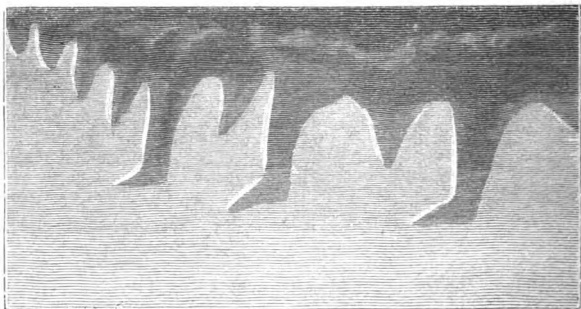


Ein Tornado an der Senegalmündung in Nordwestafrika.

zum Halten zu bringen. Jeder sah die drohende Gefahr und versuchte mit Einsatz seines Lebens zu helfen. An Segelsetzen war nicht zu denken, daher wurden die Mannschaften in das Luvsackwant hinauf beordert, um das Schiff zum Abfallen zu bringen.

Bergebens! Den Leuten wehten die Kleider vom Leibe, aber das Schiff blieb wie angemauert in seiner Lage. Inzwischen waren jedoch die zurückgeschobenen Feuer durch Del und Terpentin im letzten Augenblick angefacht,

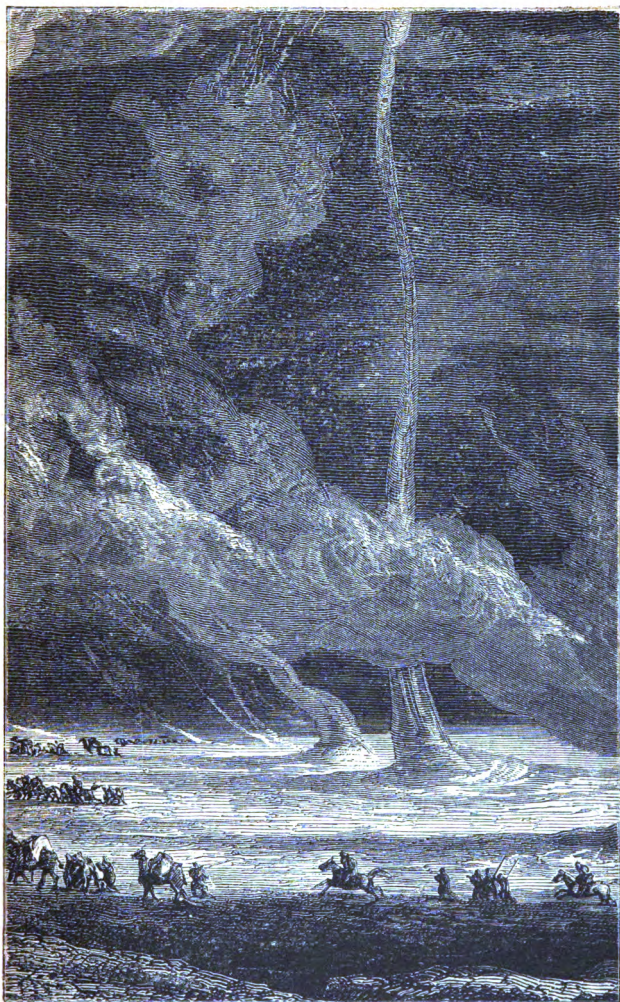
die Schraube schlug an, die Korvette bekam etwas Fahrt, gehorchte dem Ruder und wurde, ohne noch schwere Sturzseen überzunehmen, über den anderen Bug gelegt. Das Schiff lag jetzt zwar mit dem Kopfe nach Land zu, aber das Schlimmste war überwunden. Das Centrum war passirt, das Barometer stieg, und der Wind ging allmählig südlicher, so daß man sich wieder von der Küste entfernen konnte. Die eigene Gefahr war nun vergessen, aber Aller Augen waren auf den Horizont gerichtet, um den Schooner



Wolkenkegel einer in Westcambridge beobachteten Windhose.

zu suchen. Um fünf Uhr Morgens hatte man ihn zuletzt gesehen, jetzt war es zehn Uhr. War es denkbar, daß das kleine Fahrzeug fünf Stunden lang diesen Kampf aushalten, solchem Winde und solcher See Trotz bieten konnte? Vergeblich war der angestrengteste Ausguck nach ihm. Der Taifun hatte sein Opfer gefordert; der Schooner und mit ihm 4 Offiziere, ein Arzt und 41 Mann waren in der Tiefe begraben.“

Bei dem Kalkuttaorkan vom 5. Oktober 1864 verloren, meist infolge der Aufstauung des Wassers im Hugly, mehr als 48,000 Menschen, und beim Cyklon von Badergunge im Brahmaputradelta über 100,000 Menschen das



Eine Sandhoje in der nubischen Wüste.

Leben. Ein Taifun vernichtete im August 1889 in Japan durch die von ihm hervorgerufene Ueberschwemmung in den Bezirken von Wengesow und Ringpo 5000, in Wakayama 10,000 Menschenleben.

Fernere gewaltsame Bewegungen der Luft, die zwar an Stärke den vorher beschriebenen Orkanen oft gleichkommen, dagegen nur einen viel geringeren Raum umfassen, sind die „Tornados“ und die „Tromben“.

Die sogenannten Tornados sind Wirbelstürme rein örtlicher Natur, sozusagen Strichstürme, die mitunter von verheerendster Gewalt sind, aber deren Bahn manchmal nicht länger als eine englische Meile und nicht breiter als 300 bis 500 Fuß ist. Sie sind nicht selten von starken Hagelschlägen und schweren Gewittern begleitet. Die Luftbewegung ist bei ihnen vorwiegend gegen das Centrum hin gerichtet, die Drehbewegung gering. Ueber dem Tornado entsteht regelmäßig die schwarze Sturmwolke, das sogenannte Ochsenauge, welche rasch zunimmt und sich nach oben trichterförmig erweitert.

Am häufigsten treten die Tornados auf in den Vereinigten Staaten und an der afrikanischen Westküste als Landtornados, die sich gewöhnlich von Südwest nach Nordost über die Erdoberfläche fortbewegen. Am 19. Februar 1884 gab es nicht weniger als 64 Tornados längs des südatlantischen Gestades, hauptsächlich in Georgia und Nordkarolina. Seetornados kommen am häufigsten im Bereich und in der Nachbarschaft der Region der Kalmen vor.

Die Tornados unterscheiden sich also von den Cyclonen durch ihren lokalen Charakter und den viel kürzeren Durchmesser ihres Wirbels; ihre Rotationsgeschwindigkeit beträgt nach den Beobachtungen von John B. Finley im Maximum zuweilen 2000 englische Meilen in der Stunde.

Sie stehen in der Mitte zwischen jenen Wirbelstürmen und den Tromben: Wind-, Wasser- oder Sandhosen, zu



Eine Sandhufe in der südrussischen Steppe.

1896. I.

denen sie den Uebergang bilden. Sie erscheinen in Gestalt von dunkeln Säulen, die sich trichterförmig oder schlauchförmig von den Wolken herabsenken. Mitunter gewahrt man jedoch auch eine ganze Reihe von Wolkenkegeln, wie dies z. B. bei einer höchst merkwürdigen Windhose der Fall war, die am 22. August 1851 in der Gegend von Westcambridge bei Boston Verheerungen anrichtete. Die Tromben sind oft von starkem Regen, mitunter auch von Hagel, Blitz und Donner begleitet.

Wo ihr unteres Ende über das feste Land hinstreicht, heben sie Sand und Staub in großen Mengen auf und wirbeln sie in die Luft hinauf. Die Sandhosen sind sehr häufig in Indien, in den Wüsten und Steppen von Persien, Nubien, Arabien und in Afrika, wo ihre Gewalt oft so groß ist, daß sie auf ihrem Wege ganze Karawanen vernichten, indem Menschen und Thiere unter den Massen von Sand und Staub ersticken. Bruce hat in der nubischen Wüste mehrfach Sandhosen beobachtet, die sich mit ungeheurer Schnelligkeit vorwärts bewegten oder bisweilen auch faßt stille zu stehen schienen. Er sah oft mehrere — bis zu elf — zusammen, die gegen 60 Meter hoch waren, aber nur etwa 3 Meter im Durchmesser hatten.

A. v. Humboldt und Tschudi haben diese Staubwirbel in Südamerika und Peru wahrgenommen und beschrieben. Dieselbe Erscheinung wird in den südrussischen Steppen wahrgenommen, wo die großen, dort weidenden Pferdeherden bei der Annäherung einer solchen Trombe einen Kreis bilden, nach dessen Mittelpunkt hin alle Pferde die Köpfe wenden, genau so, wie sie es machen, wenn sie von einem Rudel Wölfe bedroht werden.

M. L. Bell berichtet über wirbelnde Staubsäulen aus Australien. Ihre Bewegung ist eine spiralförmige, oft stehen sie still, aber meist schreiten sie in regelmäßiger Bewegung vorwärts. Die Wolken von Sand und Staub,



Bewüßungen einer Trombe an den Wiener Weltausstellungsbauten.

welche sie mit sich führen, erheben sich oft zu einer bedeutenden Höhe, und ihre oberen Schichten bewirken dann, daß die Säule ihre ursprünglich senkrechte Stellung aufgibt. Wie überall, zeigen diese Tromben sich vorzugsweise in den großen, baumlosen Ebenen, die von den heißen Sonnenstrahlen beschienen werden.

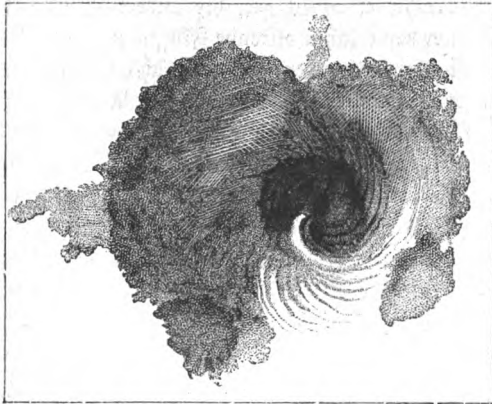
Geht ein solcher Luftwirbel über Wasser, so bildet sich eine sogenannte Wasserhose, indem das Wasser aufgewühlt und unter wirbelnder Bewegung gegen den von den Wolken herabhängenden Trichter emporgepreßt wird. Dies Wasser stürzt oft in großen Massen herab, wenn die Wasserhose auf das Land gelangt, wo sie sich dann durch Sand und Staub bald wieder in eine Land- oder Sandhose umwandelt.

Die mechanische Gewalt dieser Wirbel ist eine sehr bedeutende. Im vorigen Jahrhundert verheerte eine Trombe den Ort Hainichen im sächsischen Erzgebirge. Es wehten an dem betreffenden Tage veränderliche Winde, verschiedene Gewitterwolken stiegen auf und zogen vorüber, bis sich gegen vier Uhr Nachmittags, etwa eine Stunde von Hainichen entfernt, ein langer, nebelig aussehender Schlauch aus den Wolken zur Erde herabließ. Wiederholt wurde er emporgezogen und kam wieder herunter, um zuletzt mit rasender Schnelligkeit, in weniger als acht Minuten, eine Strecke von einer deutschen Meile zu durchlaufen und zu verwüsten. Alles was der Wirbel auf diesem Wege antraf, wurde zerstört; Dächer, selbst ganze Häuser wurden weggerissen und in Trümmer gelegt, und durch einen Forst in wenigen Sekunden eine hundert Fuß breite Allee hergestellt.

Am 20. Juni 1873 brauste ein gewaltiger Sturm, der alle Kennzeichen einer Trombe gewahren ließ, über Wien dahin und richtete auch an den Bauten der Weltausstellung im Prater große Verheerungen an. Dächer

wurden abgedeckt, Kioske und Pavillons umgestürzt, Bäume entwurzelt und Anlagen verwüstet und der große Fesselballon davongeführt, den man später in Ungarn wieder auffand. Unvergessen sind auch noch die Verheerungen, die am 14. Juli 1894 eine Windhose in der Gegend der Ortschaft Schwaben an der Bahnstrecke München-Simbach anrichtete.

Land- und Wasserhosen, Tornados und Cyklone sind also — wie wir gezeigt haben — im Wesen dieselbe Er-



Ein Wirbel auf der Sonnenoberfläche.

scheinung, bezüglich deren Entstehung jedoch die Meinungen noch auseinandergehen. Nach der vorherrschenden Ansicht der Meteorologen verdanken sie sämtlich starken aufsteigenden Luftströmen in einer dampfbeschwerten Luft ihre Bildung. Daneben ist jedoch auch verschiedentlich geltend gemacht worden, daß die Elektrizität dabei eine Rolle spiele. Namentlich hat unlängst Dr. P. Andries in den Berichten über das Verhalten einer Trombe auf dem Haghli (einer der Gangesmündungen) eine deutliche Bestätigung seiner schon vorher vertretenen Ansicht gefunden,

daß bei allen Wirbelstürmen, Windhosen und Gewittern stets eine doppelte Wirbelbewegung, eine von unten nach oben und eine von oben nach unten gerichtete, stattfindet, und daß alle Wirbelbewegungen in der Atmosphäre elektrischen Ursprunges seien.

Zur Begründung dieser Erklärung weist der genannte Forscher auf die Versuche von G. Planté und W. Holz hin, von denen der Letztere eine mächtige Influenzmaschine benutzte, die 300 Millimeter lange Funken gab. Die eine Elektrode brachte er in Wasser, die andere in eine darüber oder darunter befindliche isolirende Flüssigkeit, wodurch schöne Trombenfiguren entstanden. Ferner wächst nach den neuesten Forschungen die elektrische Ladung der Atmosphäre stetig mit zunehmender Höhe, und gehen in großer Höhe überhaupt gewaltige elektrische Prozesse vor sich, deren Einwirkung bis auf die Erdoberfläche reicht. Nun kommt aber überall in der Natur wie in der Mechanik, wo in schnellster Weise Hindernisse zu überwinden sind, eine bohrende, schraubenförmige Bewegung zur Anwendung. Man hat diese schon beim Blitz zur Erklärung seiner Zickzackform herangezogen, weil eine von der Seite gesehene rasche, schraubenförmige Bewegung zickzackförmig erscheint.

Da es sich bei Wirbelstürmen, Tromben und Gewittern — insoweit bei letzteren die wirbelartige Bewegung in Betracht kommt — aber stets um möglichst schnelle Durchbohrung einer Luftschicht handelt, die zwischen den stark elektrischen Wolken und der durch Influenz elektrisirten Erdoberfläche besteht, so wird auch hier die schraubenförmige Bewegung zur Anwendung kommen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß ähnliche Bewegungen wie unsere irdischen Wirbelstürme auch auf der Oberfläche der Sonne vor sich zu gehen scheinen. Die in neuerer Zeit so aufmerksam beobachteten Sonnenflecken zeigen einen

inneren centralen Theil, Kernfleck oder Schatten, der fast schwarz erscheint, und einen diesen umgebenden, halbdunkeln, mattgrauen Hof oder Halbschatten. Von dem äußeren Rand des Fleckens bis zum Kernfleck sieht man Streifen, welche den Halbschatten durchfurchen. Auf dem Sonnenfleck, den unsere Abbildung zeigt und den der berühmte Vater Secchi beobachtet hat, bilden nun diese Streifen einen förmlichen Wirbel, und es sieht aus, als ob sie durch einen gewaltigen Wirbelsturm in einen Abgrund geleitet würden, den der Kernfleck darstellt. In der That hat man schon häufig wirbelsturmartige Bewegungen auf den Sonnenflecken festgestellt, deren Einzelheiten sich ja jetzt auf photographischem Wege mit der größten Genauigkeit wiedergeben lassen. Schon auf einem vor mehreren Jahrzehnten von Rom und von Christiania aus beobachteten Sonnenfleck sah man Flammen in Spiralen um den Kernfleck wirbeln. Nach alledem dürfen wir also vielleicht in den Sonnenflecken, die gerade in den Jahren 1898 und 1894 wiederum ein bekanntlich alle elf Jahre wiederkehrendes Maximum erreichten, die äußere Ausdrucksform solarer Cyclone erblicken.





Fingirte Verbrechen.

Kriminalistische Skizze von **H. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

In neuerer Zeit mehrten sich in auffallender Weise die Fälle, in denen Leute Verbrechen vorpiegeln oder, wie man in der Kriminalistik sagt: fingiren, um dadurch sich Vortheile zu verschaffen oder Unregelmäßigkeiten zu verdecken. So brachten kürzlich die Zeitungen die Nachricht von einer Frau, die angeblich am hellen Tage in ihrer Wohnung von Räubern überfallen worden war, und die man auch geknebelt auf der Erde fand. Es stellte sich aber bald heraus, daß die Frau den Ueberfall nur fingirt hatte, um den Glauben zu erwecken, das Spargeld ihres Mannes, das sie selbst heimlich verbraucht hatte, sei geraubt worden. Und ein Ladeninhaber in Berlin, den man mit einer Verletzung am Kopf anscheinend bewußtlos in seinem Laden fand, während die Waarenvorräthe brannten, behauptete, von einem Räuber niedergeschlagen worden zu sein. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß er sich die Verwundung selbst beigebracht hatte, um den Glauben zu erwecken, sein Geld sei ihm gestohlen worden, und Räuber hätten die Kisten, die er in seinem Waarenlager hatte, angezündet. Er beabsichtigte, sich von der Feuerversicherung vollen Schadenersatz für angeblich verbrannte Waaren zahlen zu lassen, die gar nicht mehr vorhanden gewesen waren.

Raubanfalle und Einbrüche sind es überhaupt, die mit Vorliebe fingirt werden, um einen Betrug einzuleiten oder zu verdecken. Hysterische Frauenzimmer dagegen, denen daran liegt, sich interessant zu machen und die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf sich zu lenken, fingiren Raubanfalle oder Mordversuche.

Fast ausnahmslos werden diese fingirten Verbrechen entdeckt, da es sehr schwer ist, ein Verbrechen in täuschender Weise vorzuspiegeln.

Besonders sind die Frauen in der Fingirung von Verbrechen sehr ungeschickt, sie glauben, Polizei und Untersuchungsrichter seien ebenso leicht durch Märchen und ausgedachte Erzählungen zu täuschen, wie die Nachbarin. Schon im ersten Verhör bei den Kreuz- und Querfragen der Kriminalpolizei oder des Untersuchungsrichters werden solche Personen gewöhnlich so unsicher, benehmen sich so auffallend, daß Verdacht gegen sie rege wird, und dann bedarf es meist nur noch einer kurzen Zeit, um sie zu überführen. Manche vorgespiegelte Verbrechen sind ja mit viel Geschick eingeleitet, aber immer gibt es irgend einen Punkt, der dem nachforschenden Polizeibeamten Verdacht erregt und ihn auf die richtige Spur leitet.

Die größte Schwierigkeit bereitet der Polizei fast stets die Fingirung von Verbrechen bei Selbstmördern. Bekanntlich zahlen nur wenige Lebensversicherungsgesellschaften die Versicherungssumme aus, wenn der Versicherte sich selbst das Leben genommen hat. Der Selbstmord muß daher verheimlicht werden; der Selbstmörder sucht sich infolge dessen sehr häufig als das Opfer eines Verbrechens hinzustellen, und hat er dies nicht gethan, so versuchen oft seine Verwandten, ein Verbrechen zu fingiren. Der bekannte österreichische Kriminalist Groß erzählt aus seiner Praxis folgenden interessanten Fall:

„Ich bekam zeitlich Morgens die Meldung von der Auf-

findung eines Ermordeten. An Ort und Stelle fand ich den Leichnam des für wohlhabend geltenden Getreidehändlers A. M., auf dem Gesichte liegend, mit einer Schußwunde hinter dem rechten Ohre. Die Kugel war über dem linken Auge im Stirnknochen stecken geblieben, nachdem sie das Gehirn durchdrungen hatte. Die Fundstelle der Leiche war in der Mitte einer über einen ziemlich tiefen Fluß führenden Brücke, die Brieftasche fehlte, die innere Brusttasche, in der die Brieftasche verwahrt gewesen sein mochte, war an einer Naht etwas aufgerissen, wie es etwa geschehen sein könnte, wenn die Brieftasche rasch und ohne Schonung herausgerissen wurde. Ebenso fehlte die Uhr und Kette, von der nur der Befestigungsring im Knopfloche der Weste hängen geblieben war, die Kette war sichtlich abgerissen worden.

Ein Gendarm hatte zu melden, daß A. M. am Abend vorher in einem Gasthause gewesen war, dort mäßig gezecht und etwa um halb elf Uhr den Heimweg angetreten habe. Um nach Hause zu kommen, mußte er die fragliche Brücke, auf der er nun gefunden wurde, überschreiten; der Schuß war in einem einzelnen Gehöste in der Nähe der Brücke gehört worden, und zwar zu einer Zeit, die beiläufig damit stimmte, daß A. M., wie gesagt, um halb elf Uhr aus dem Gasthose fortgegangen war, da er bis zur Brücke etwa eine Viertelstunde Weges hatte.

Zugleich mit ihm hatte im Gastzimmer ein unbekannter Mensch von herabgekommenem Aeußeren geseffen, der den ganzen Abend über nur ein Stück Brod und ein Glas Schnaps verzehrt hatte und wenige Minuten nach A. M. aus dem Gasthause fortgegangen war. Letzterer hatte wiederholt seine wohlgefüllt aussehende Brieftasche herausgenommen; ob und wieviel Geld darin war, wußte Niemand anzugeben. Es lag also der Verdacht nahe, daß der Unbekannte dem A. M. nachgegangen war und ihn auf der

Brücke erschossen und beraubt hatte. Ein zweiter Gendarm hatte sich zur Verfolgung des Verdächtigen aufgemacht, hatte ihn gefunden und gefesselt an den Thortort gebracht. Der Mann wollte den Rest der Nacht in einem Heuschuppen zugebracht haben und leugnete die That.

Am Schlusse der Lokalerhebungen und als die Leiche eben zur Obduktion fortgebracht werden sollte, fiel mir ganz zufällig auf, daß das hölzerne und wettergraue Brückengeländer an der Stelle, wo am Boden der Leichnam lag, eine kleine und sichtlich ganz frische Beschädigung aufwies, als ob man dort am oberen Rande mit einem harten, kantigen Körper heftig angestoßen hätte. Ich konnte diesen Umstand mit dem Morde in keinen Zusammenhang bringen, kümmerte mich nicht weiter darum, mußte aber immer wieder zu der Stelle zurückkommen. Eine Besichtigung mit der Lupe förderte gar nicht, aber ich kam endlich doch zu der Ansicht: hier hat der Mörder etwas in das Wasser geworfen und hierbei das Brückengeländer beschädigt. Aber was konnte dies sein? Als sich nun gar der Verhaftete in die Sache mengte und meinte, er sei Schreinergefelle, er verstehe so etwas und könne versichern, daß die Verletzung am Brückengeländer schon älteren Datums sei, so beschloß ich erst recht, hier suchen zu lassen. Ein Kahn war bald zur Stelle und am Brückenjoch befestigt, und vom Kahne aus wurde nun der Flußgrund mit Rechen sorgfältig abgesucht. Nach kurzer Arbeit kam wirklich etwas Seltsames zu Tage: eine etwa 4 Meter lange starke Schnur, an deren einem Ende ein großer Feldstein, an deren anderem Ende eine abgeschossene Pistole befestigt war, in deren Lauf die mittlerweile aus dem Kopfe des A. M. genommene Kugel genau paßte.

Nun war die Sache klarer Selbstmord; der Mann hatte sich mit der aufgefundenen Vorrichtung auf die Brücke begeben, den Stein über das Brückengeländer gehängt und

sich die Kugel hinter dem rechten Ohre in's Hirn gejagt. Als er getroffen war, ließ er die Pistole fallen, und diese wurde von dem schweren Stein an der Schnur über das Geländer und in das Wasser gezogen. Hierbei hatte die Pistole, als sie das Geländer passirte, heftig an dasselbe angeschlagen und die betreffende Verletzung erzeugt.

Weitere Erhebungen haben dann ergeben, daß die gefundene Pistole Eigenthum des A. M. war, daß er in mißlichen Vermögensverhältnissen, aber zu Gunsten seiner Familie auf sein Leben sehr hoch versichert war; und da die betreffende Versicherungsgesellschaft im Falle eines Selbstmordes zu keiner Zahlung verpflichtet war, so suchte er in der erzählten, gewiß ganz geschickten Weise einen Selbstmord zu simuliren.“ —

Ein selten vorkommender Fall der Fingirung eines Verbrechens ist der folgende. Eine Frau, die mit ihrem Manne in Scheidung lebte, wohnte mit ihrem alten Vater zusammen. In einer Nacht starb der alte Mann, und die Frau beschloß, die Gelegenheit wahrzunehmen, um dem Gatten einen niederträchtigen Streich zu spielen. Sie nahm ein Beil und brachte dem bereits Verstorbenen einige Verletzungen am Kopfe bei. Auch sich selbst verletzete sie dann durch einen Beilhieb am Kopfe und ließ sich so, in einer Blutlache liegend, frühe auffinden. Sie behauptete, in der Nacht wäre ihr Ehegatte in die Wohnung gekommen, habe hier mit ihr einen Streit begonnen und mit dem Beil erst den Schwiegervater getödtet, dann auch sie zu tödten versucht. Auf diese Aussage hin wurde der Mann verhaftet, bei der Sektion der Leiche des Verstorbenen aber wurde festgestellt, daß die Verletzungen an dem Kopfe erst geschehen waren, nachdem bereits der Tod eingetreten. Die Frau verwickelte sich bei der weiteren Vernehmung in Widersprüche, und ihre Bosheit kam zu Tage. —

In Amerika gibt es Leute, die ein gutes Geschäft mit

der Fingirung von Falschmünzerei machen. Sie wenden sich in vertraulichem Schreiben an Leute, die sie für habgierig halten, und bieten ihnen nachgemachte Banknoten der Vereinigten Staaten an. Die Proben, die sie einschicken, sind echte Banknoten. Die Leute, welche mit den Falschmünzern ein Geschäft machen wollen, indem sie gefälschte Noten von ihnen zu billigen Preisen kaufen, werden nach einer großen Stadt bestellt, und hier wird ihnen ein Packet mit Banknoten gezeigt, für welches sie einen verhältnißmäßig geringen Preis zu zahlen haben. In dem Augenblick, in dem die Zahlung geleistet worden ist, verstehen die Betrüger gewöhnlich den Glauben hervorzurufen, daß die Polizei komme. Sie flüchten, und der Käufer der Banknoten macht sich auch davon. In der Verwirrung gibt man ihm an Stelle des Banknotenpaketes ein ganz gleich aussehendes mit Makulatur. Der auf solche Weise Betrogene kann sich natürlich nicht bei der Polizei beschweren, denn er würde sich ja selbst einer Bestrafung aussetzen, weil er die Absicht hatte, gefälschtes Papiergeld anzukaufen und in Umlauf zu bringen.

Auch die sogenannten Nepper, d. h. Verkäufer und Schwindler mit minderwerthigen Leinen- und Baumwollwaaren verstehen es bei uns, habgierige Leute zu beschwindeln, indem sie angeben, die Waaren rührten von einem Diebstahl oder von einem betrügerischen Bankerotte her. Nur daher seien sie so billig. Einzelne dieser Nepper reisen sogar auf den Schwindel, daß sie den Leuten erzählen, die Waaren stammten aus dem Konkurse eines Kaufmanns, dem es gelungen sei, noch eine Parthie Waaren bei Seite zu bringen, die nun unter der Hand verkauft werden sollten. Die Käufer, welche die Waare billig abnehmen und damit ein gutes Geschäft zu machen glauben, würden sich, wenn die Waaren wirklich aus einem Konkurse stammten, strafbar machen, denn die Beiseitebringung von

Waaren aus einer Konkursmasse ist Betrug. Sie müssen also ebenfalls schweigen, nachdem sie eingesehen haben, daß sie betrogen worden sind.

Mit der Fingirung von Diebstählen arbeitete auch jahrelang der sogenannte Rigaer „Goldklub“. Es waren dies Schwindler, welche an Leute, mit denen sie Geschäfte machen zu können glaubten, echten Goldstaub schickten und ihnen mittheilten, sie könnten ihnen zu billigem Preise große Quantitäten Goldstaub abgeben, der aus den sibirischen Goldbergwerken der russischen Regierung entwendet worden sei. Ließ sich ein Habgieriger auf den Schwindel ein, dann nahmen sie ihm das Geld ab und sandten ihm eine Kiste oder einen ledernen Sack mit Messingstaub. Der Rigaer Goldklub hat wiederholt auch Leute in Deutschland um größere Summen gebracht, und die Geschädigten hatten zum Schaden auch noch den Spott und die Verachtung.

Ein Mensch, der ein Verbrechen fingirt, wird zum Mindesten wegen groben Unfugs bestraft, wenn er nicht wegen Betruges, wegen falscher Zeugenaussage und Meineids schwerere Strafen verwirkt hat. Und die Entdeckung ist, wie schon erwähnt, meist sehr leicht. Wenn der Betrüger auch das angebliche Verbrechen noch so geschickt inszenirt zu haben glaubt, so vergift er doch stets irgend etwas, wodurch sofort die Entdeckung seines Schwindels herbeigeführt wird. So erzählt Groß folgenden interessanten Fall, bei dem es sich ebenfalls um die Fingirung eines Selbstmordes handelt. Man fand einen alten Herrn, der schon seit längerer Zeit krank war, am Kronleuchter des Zimmers erhängt vor. Man mußte an einen Selbstmord glauben, aber dem Untersuchungsrichter fiel es selbst auf, daß in der Nähe des Erhängten sich kein Stuhl oder Sessel befand, von dem aus er mit dem Kopf in die Schlinge gekommen wäre. Die Schlinge war nämlich so

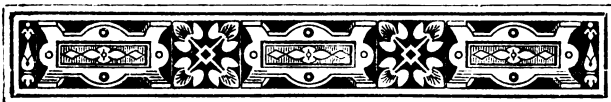
hoch über dem Erdboden befestigt, daß die Füße des Erhängten noch ein Stück davon entfernt waren. Er konnte mit dem Kopf also nur in die Schlinge gelangen, wenn er auf einen Stuhl stieg und diesen dann bei Seite stieß, so daß er keinen Halt mehr unter den Füßen hatte. Es stellte sich heraus, daß der alte Herr Nachts einem Schlaganfall erlegen war, und daß das Dienstmädchen und der Diener, welche beauftragt waren, ihren Herrn zu pflegen, in der Nacht zu einem Ball gegangen waren. Als sie nach Hause kamen, fanden sie den alten Mann todt. Da sie fürchteten, man würde sie wegen ihrer Nachlässigkeit verantwortlich machen, hingen sie den Todten am Kronleuchter auf und plünderten den Schreibtisch des Verstorbenen aus. Sie wurden durch das Fehlen des Stuhls sofort entlarvt.

Daß man aber auch zu schnell auf ein fingirtes Verbrechen schließen kann, darüber belehrt uns ein Fall aus der Kriminalgeschichte, der Aufsehen in ganz Deutschland hervorrief. Es handelt sich um ein Verbrechen, das im Jahre 1843 in Berlin verübt wurde. Hier fand man in der Wohnung eines Maurermeisters, der jeden Sonntag mit seiner Familie die Wohnung verließ, das in der Wohnung zurückgelassene Dienstmädchen geknebelt am Boden liegen und in einem fürchterlichen Zustand. Die Wohnung war vollständig ausgeplündert und sämmtliches bare Geld gestohlen worden. Das Mädchen erzählte, daß sie Abends in der Küche von vier Männern überfallen worden wäre, die sie zu Boden schlugen, sie mißhandelten, bis sie ohnmächtig wurde, und dann die Wohnung ausplünderten. Ganz Berlin gerieth über den Raubanfall in Aufregung und allgemein wurde das arme Dienstmädchen bedauert. Es wurde zu ihren Gunsten vom Publikum eine Sammlung veranstaltet, bei welcher sich auch der damalige König Friedrich Wilhelm IV. mit einer größeren Summe betheiligte.

Es wollte aber absolut nicht gelingen, die Thäter zu ergreifen. Nur einen gewissen Neumann spürte die Polizei als verdächtig auf, und als dieser dem Mädchen gegenübergestellt wurde, konnte sie mit voller Sicherheit ihn als einen der Räuber bezeichnen, nur behauptete sie, er habe früher einen Bart gehabt.

Es wurde auch festgestellt, daß Neumann sich einige Stunden vor seiner Verhaftung hatte den Bart abschneiden lassen. Der Mann leugnete aber so hartnäckig und betrug sich so sicher bei dieser Konfrontation mit dem Mädchen, daß dieses doch unsicher wurde und sagte, sie könne sich vielleicht irren. Neumann stellte außerdem drei unbescholtene Zeugen, welche beschworen, daß er zu der Zeit, als der Raub verübt wurde, sich in ihrer Gesellschaft weit entfernt vom Thatort befunden habe. Es stellte sich endlich heraus, daß das Dienstmädchen bei seiner Vernehmung als Zeugin eidlich ausgesagt hatte, sie sei unbescholten, und das Gegentheil wurde ihr nachgewiesen. Sie hatte sich also eines Meineides schuldig gemacht. Die allgemeine Stimmung des Publikums schlug jetzt derartig zu Ungunsten des Mädchens um, daß man behauptete, sie habe überhaupt den ganzen Raubanfall fingirt. An Stelle des Mitleids trat Erbitterung, die Polizei verhaftete das Dienstmädchen und ihre Sache stand sehr schlimm. Nur ein glücklicher Zufall brachte nach vielen Monaten die Aufklärung. Der verhaftete Neumann war in der That einer der Räuber, seine drei Genossen wurden ermittelt, und Alle legten ein offenes Geständniß ab. Das unglückliche Mädchen, das man für eine Lügnerin gehalten hatte, mußte zwar wegen seines Meineides mit einer Gefängnißstrafe belegt werden, aber wenigstens war sie doch von dem Verdacht gereinigt, den Raubanfall fingirt zu haben.





In King Akwa's Heimath.

Bilder aus Kamerun. Von G. Merker.

Mit 6 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

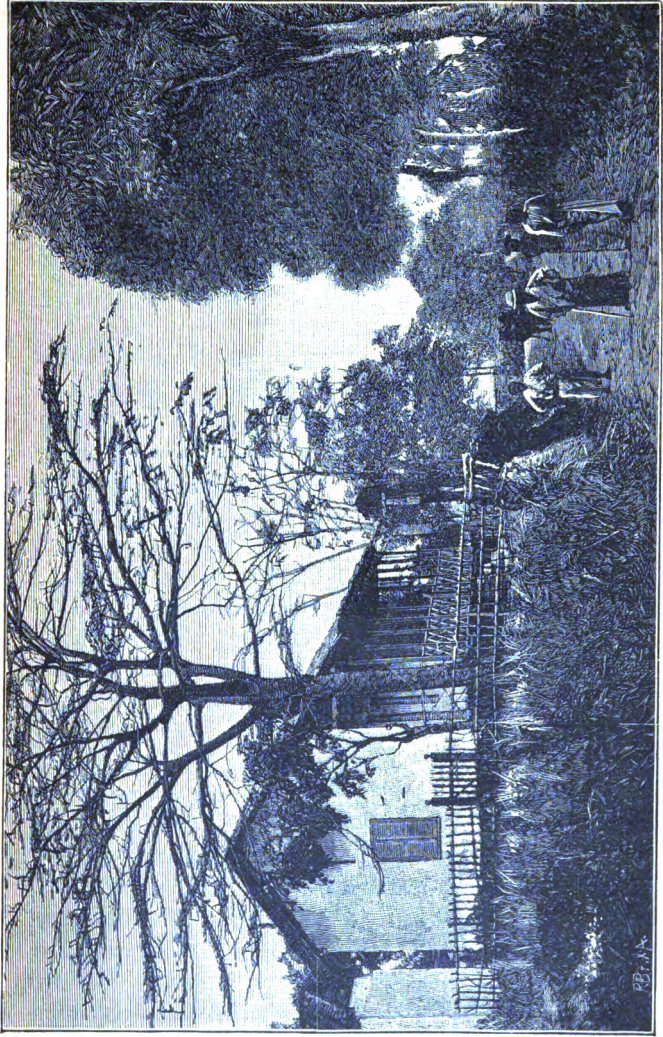
Im Norden ein mit fruchtbarer Humusschicht bedecktes und von herrlichem Walde umkleidetes Hochgebirge. Am Fuße dieses gewaltigen Gebirgsstockes ein von mehr als hundert Wasseradern durchzogenes, einen verhältnißmäßig leichten Verkehr mit dem Innern ermöglichendes Flußdelta und südlich davon eine langgestreckte Küste, hinter der aus bläulicher Ferne hohe und immer höher ansteigende Berggipfel hervorlugen. Was könnte man mehr wünschen oder erwarten? Wer die ganze Ueppigkeit tropischen Pflanzenwuchses zu sehen wünscht, wird von keinem anderen Fleck afrikanischer Erde so sehr wie vom Kamerunland und außerdem noch von Fernando Po (der Kamerun gegenüberliegenden spanischen Insel) entzückt sein. Ich will nicht leugnen, daß Insel-Indien, Brasilien und manche andere Tropenländer noch üppigere Formen des Urwaldes aufweisen mögen, aber was Afrika zu leisten im Stande ist, das bietet im allerhöchsten Maße Kamerun. Mag immerhin der jungfräuliche Humusboden des Gebirgs der von Alters her ausgefaugten Ackerkrume in der näheren Umgebung von König Akwa's Stadt und König Bell's Stadt

weit überlegen sein, so findet sich doch in diesem ganzen ungeheuren Gebiet nicht das kleinste Fleckchen Erde, das jeder Vegetation bar wäre oder auch nur den Eindruck der Unfruchtbarkeit hervorriefe."

So charakterisirt der bekannte Forschungsreisende Hugo Zöllner die deutsche Kolonie Kamerun an der westafrikanischen Küste, in der Tiefe des Golfs von Guinea, die von den Sachverständigen als die werthvollste unter Deutschlands Kolonien bezeichnet wird, sowohl was die Ausichten der Handelsentwicklung als diejenigen des Plantagenbaues anlangt.

Ihren Namen (englisch: Cameroons) trägt sie nach dem von den Portugiesen entdeckten und als Rio dos Camarões (Fluß der Krabben) bezeichneten Strome, der für Seeschiffe mit 6 Meter Tiefgang bis König Akwa's Stadt befahrbar ist und dessen Mündung eher einem Meeresarme als einer Flußmündung gleicht. In diesem Flusse tritt in gewissen Perioden ein kleiner langschwänziger Krebs in ganz unglaublichen Massen auf. Die Duallaneger schöpfen ihn mit einfachen Körben aus dem Wasser, trocknen ihn über Feuer und verkaufen ihn in das Innere. Diese Züge der Krebse dauern immer nur wenige Tage, dann sind die Thiere wieder spurlos verschwunden.

Das ganze Kamerungebiet stand bis zum Jahre 1884 unter selbstständigen Häuptlingen, deren mächtigste die Duallakönige Akwa und Bell waren. Diese „Könige“ waren zugleich auch die Haupthändler, denen die europäischen Kaufleute, welche sich im Kamerungebiet niedergelassen hatten, nicht unbeträchtliche Jahresgelder zahlten, wofür diese schwarzen Häuptlinge sie gegen Uebergriffe ihrer Unterthanen schützten, Forderungen an diese eintrrieben u. s. w. Dagegen setzten sie, um sich das ausschließliche Handelsmonopol zu sichern, einem unmittelbaren Verkehr zwischen den Faktoreien und den Bewohnern der Hinterländer entschiedenen

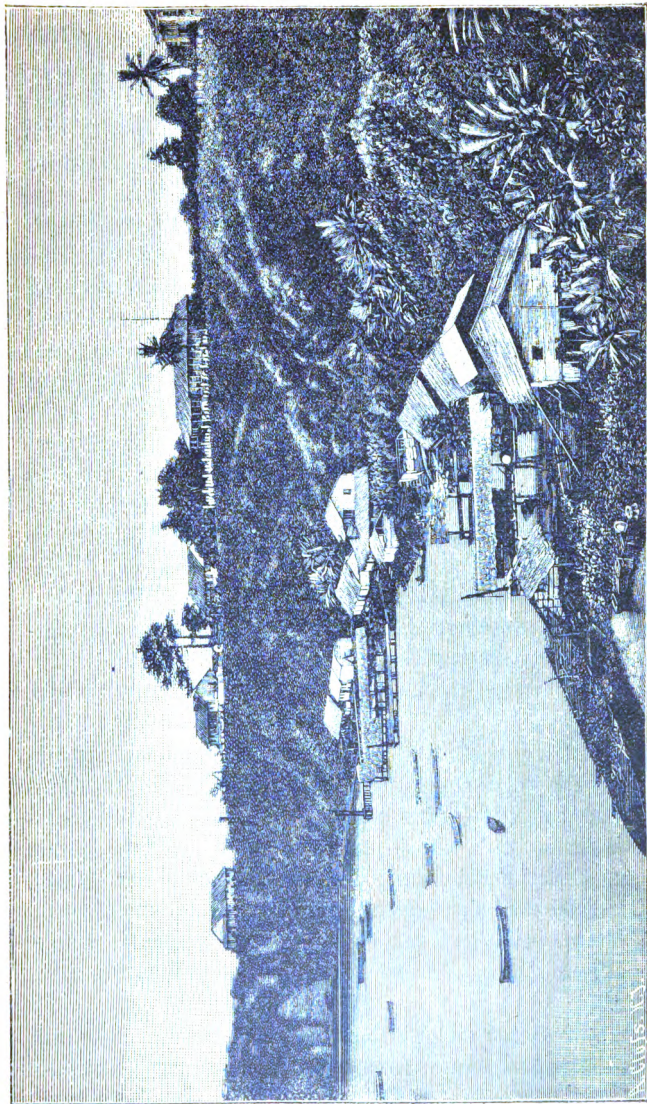


König Afua's Haus in Afua's Stadt.

Widerstand entgegen, wodurch diese Letzteren in eine so feindliche Stimmung geriethen, daß sie Anfangs 1884 eine sehr drohende Haltung gegen die Dualla annahmen. Diese richteten darauf an England ein Gesuch um Uebernahme des Protektorates, das aber abgelehnt wurde, und nun schlossen die „Könige“ im Juli 1884 mit den deutschen Firmen Woermann, Janßen & Thormälen einen Vertrag, der diesen die volle Souveränität über die Duallagebiete übertrug. Die aus diesem Vertrage entspringenden Rechte übertrugen die genannten Kaufleute wiederum dem deutschen Reiche.

Am 12. Juli 1884 lief das deutsche Kanonenboot „Möwe“ in die Mündung des Kamerunflusses ein; am 14. Juli fand ungeachtet der lebhaften Gegenagitation der dort ansässigen Engländer die feierliche Besitzergreifung des Gebietes für das deutsche Reich durch den Generalkonsul Nachtigal. durch Hissen der deutschen Flagge statt, und die gleiche Ceremonie wurde am 21. in Bimbia und später an anderen Plätzen wiederholt. Damit war nun das ganze Gebiet unter deutschen Reichsschutz gestellt.

Im Dezember entstand ein Aufstand der Duallaneger, der aber durch die Mannschaften der deutschen Korvetten „Bismarck“ und „Olga“ unter Kontreadmiral (dem jetzigen Admiral) Knorr schnell unterdrückt wurde. Sie erstürmten den Abhang in der Nähe von König Bell's Stadt, wo auf der Höhe Foßstadt lag, dessen Bewohner hauptsächlich den Aufstand verursacht hatten. Der Ort wurde zerstört und an seiner Stelle der jetzige Gouvernementssitz errichtet. Die genauen Grenzen der Kolonie wurden durch Verträge vom 3. Mai 1885, 27. Juli und 2. August 1886, ferner vom 14. April und 15. November 1893 mit der englischen Regierung, sowie vom 24. Dezember 1885 und 15. März 1894 mit Frankreich festgesetzt. Bei der Besitzergreifung war die an der Ambasbai bei König Akwa's Stadt



Der am 20. Dezember 1884 von den Deutschen erkürnte Abhang bei König West's Stadt.

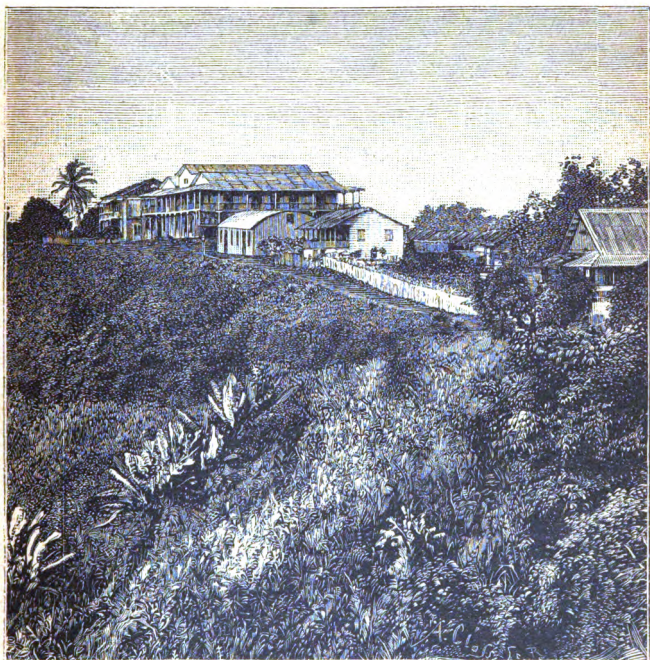
gelegene Missionsstation Viktoria, welche im Jahre 1858 die aus Fernando Po ausgewiesenen englischen Baptisten gegründet hatten, nebst einem kleinen umliegenden Gelände britischer Besitz geblieben. Sie wurde jedoch bereits 1887 an die Baseler Missionsstation abgetreten und damit der uneingeschränkte Einfluß Deutschlands gesichert.

Im Westen grenzt Kamerun an den Golf von Guinea und die Biafrabai; die Grenze im Nordwesten gegen die britischen Besitzungen am Old-Calabar und Binus geht von der Mündung des Rio del Rey nach Zola in Adamaua, die Stadt selbst in einem Halbkreise umgehend, und von dort nach dem Südufer des Tschadsees (14.° östlicher Länge von Greenwich). Gegen Französisch-Kongo im Süden bildet der Lauf des Campoflusses bis zum 10.° östlicher Länge von Greenwich die Grenze; weiterhin bis zum Sanga der Parallelgrad 2° 15' nördlicher Breite. Die Ostgrenze endlich, gegen Französisch-Kongo und Bagirmi, verläuft vom Sanga aus nordwärts längs des 15.° östlich von Greenwich bis zum Tschadsee, beim 10.° nördlicher Breite mit einer östlichen Ausbuchtung bis zum Schari und mit einer westlichen Einbuchtung bis Bifara. Der gesammte Flächeninhalt beträgt ungefähr 495,000 Quadratkilometer (das deutsche Reich umfaßt 540,483 Quadratkilometer).

Der Sitz des deutschen Gouverneurs befindet sich auf der schon erwähnten Fokplatte, am linken Ufer der Mündung des Wuri in den Kamerunfluß, unmittelbar südlich von König Bell's Stadt, und ist zugleich Hafenplatz. Ferner sind Regierungsstationen: Viktoria, Mundame am Mungo, Barombi am Elefantensee, Batom, Idia am Sanaga, Saunde zwischen Sanaja und Njong, Lolodorf (Mlose) zwischen Saunde und der Küste und Campo an der Südgrenze.

Im Jahre 1894 lebten in der Kolonie Kamerun 204 Europäer, darunter ungefähr 145 Deutsche. Die Zahl

der eingeborenen Bevölkerung wird auf 3½ Millionen Köpfe veranschlagt. Der Flächenraum entfällt fast genau zur einen Hälfte auf die durchweg heidnischen Bantuneger, die hier in zahllose kleine Stämme zerfallen, aber eine



Die Baptistenmission Viktoria bei König Atwa's Stadt.

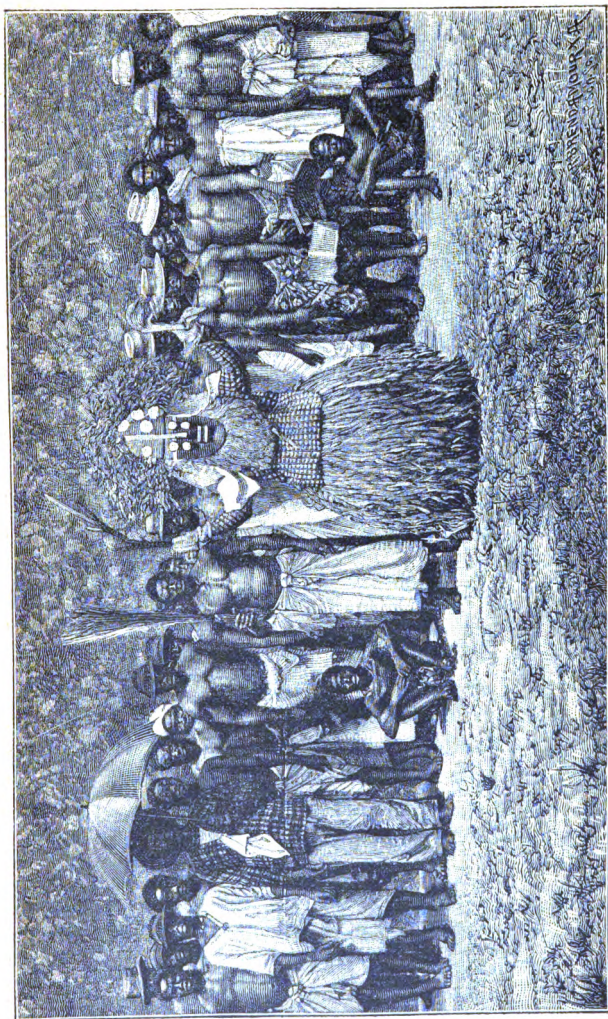
gemeinsame, nur mundartlich verschiedene Sprache reden, zur anderen Hälfte auf die immerfort in südlicher Richtung vorwärts drängenden Staatsgebilde der mohammedanischen Haussa- oder Sudanneger, die in festerer oder loserer Verbindung zum Sultanat Adamaua stehen.

Den Haupttheil der Küstenbevölkerung bilden die zum

Stamme der Bantu gehörenden Dualla, deren Zahl auf 20,000 Köpfe geschätzt wird, unter den „Königen“ Akwa und Bell. Sie sind starkknochig und wohlgebaut, von schwarzröthlicher Färbung, mit durchaus häßlichen, aber zuweilen recht intelligenten Gesichtszügen. Nur wenige von ihnen haben sich zum Christenthum bekehrt. Ihre Tracht besteht meist nur aus einem Stück bunten Zeuges um die Hüften; bei Festlichkeiten und großen Staatsaktionen kommen aber auch allerlei europäische Anzüge und Uniformen zu Tage, die Vornehmen legen dann sogar wohl Hemd und Kragen an. Die Frauen sind kleiner als die Männer und altern sehr rasch; nur unter den jungen Mädchen sieht man wohl einigermaßen ansprechende Gesichter. Sie haben eine etwas umfangreichere Toilette wie die Männer und lieben gleich diesen möglichst bunte Baumwollenzeuge. Die Töchter werden von den Vätern an die Bewerber verkauft; die Frau bildet für den gewöhnlichen Neger nur eine Art von Lastthier.

Von den Charaktereigenschaften der Dualla entwerfen die Reisenden eine wenig schmeichelhafte Schilderung: Aufgeblasenheit, Zähzorn, Neigung zur Dieberei und Faulheit werden als ihre hervorstechendsten Eigenschaften aufgezählt. Sie sind abgeseimte Händler, die jede Gelegenheit zur Wahrnehmung ihres Vortheils zu erspähen und auszubenten verstehen.

Höchst eigenartig ist ihre Trommelsprache, mit der sie sich auf weite Entfernungen binnen kürzester Frist durch genau vereinbarte Zeichen zu verständigen wissen. Sie geben diese Signale auf einer Art Trommel, welche Olimbe genannt wird. „Es sind dies,“ berichtet ein Reisender, „0,5 bis 1 Meter lange ausgehöhlte elliptische, oben und unten abgeflachte Holzklöße, welche auf der oberen, abgeflachten Seite eine lange schmale Oeffnung haben. Quer zu dieser Rinne läuft eine kleinere, während die erste in

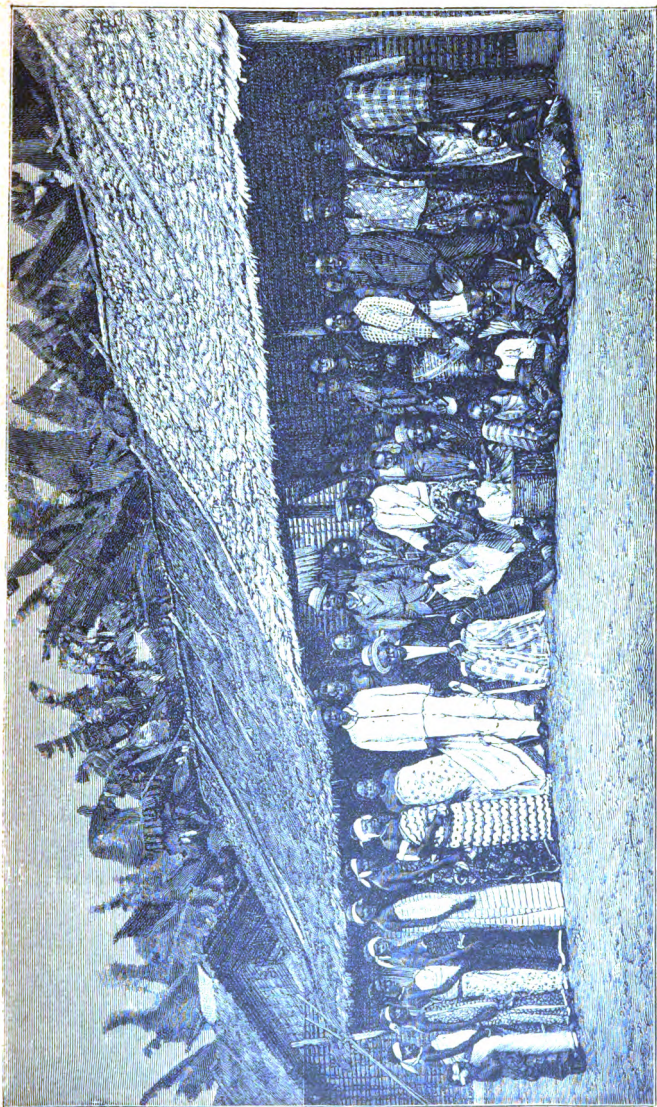


Religiöser Nummernschanz der Kruste von Kamerun.

zwei ungleiche Theile zerfällt. Je nachdem man nun die längere oder kürzere Seite mit einem Stück Holz anschlägt, entsteht ein tieferer oder höherer, weithin vernehmbarer Ton und läßt sich aus der Kombination solcher rasch hintereinander auf die eine oder andere Seite der Trommel geführten Schläge eine Art Telegraphensystem herstellen, das zur raschen Beförderung eines Meinungsaustrausches mit großem Erfolge benutzt wird.

In der That ist dieses System so ausgeprägt und versteht Jedermann in den Dörfern die Bedeutung der Signale so vollkommen, daß man damit bestimmte Personen herbeirufen, Aufträge ertheilen und Erkundigungen aller Art einziehen kann. So ließ mein liebenswürdiger Wirth, als ich das Haus des ‚King‘ Akwa zu sehen wünschte, zuvor mittelst seiner Trommel telegraphisch anfragen, ob der hohe Potentat zu Hause sei; nach wenigen Augenblicken ertönte aus der Richtung des königlichen Wohnsitzes alsbald die Antwort, King Akwa sei anwesend und bereit, Besuch zu empfangen.“

Die Dualla wohnen an den beiden Ufern des Kamerunflusses. Dort liegen am linken Ufer unweit der europäischen Faktoreien die großen Dörfer (von den Engländern town = Stadt geheißen): König Akwa's Stadt, König Bell's Stadt und Dido's Stadt, die vielfach auch zusammen als der Ort Kamerun bezeichnet werden. Jede dieser „Städte“ besteht aus zahlreichen und ansehnlichen Hütten mit Wänden aus Matten von Palmblättern und sauberen, gleichfalls aus Palmblättern geformten Dächern. Die „Könige“ haben sogar nach europäischer Art ausgestattete Häuser, die im Innern auch mit allerlei europäischem Komfort ausgestattet sind, wenngleich mitunter in etwas seltsamer Art. In dem Empfangsalon des Königs Akwa fand ein Besucher ein Duzend Petroleumlampen, von der einfachsten Küchen- bis zur elegantesten Salonlampe aufgestellt. Wo es irgendwie



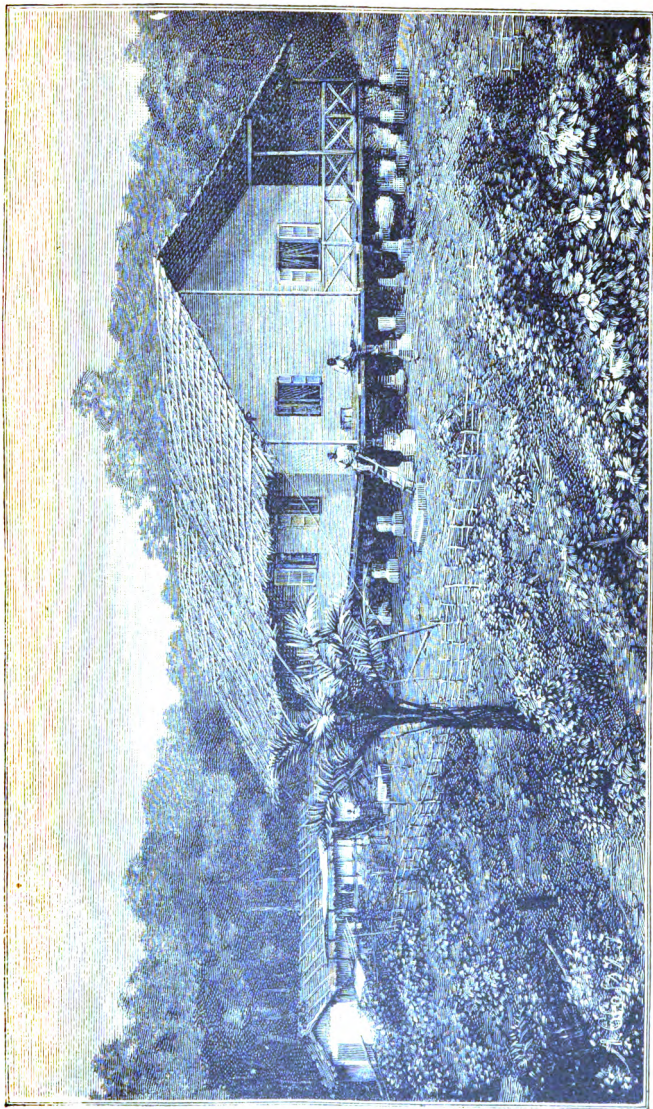
Ein vornehmer Händler von Kamerun, mit Frauen, Kindern und Untergebenen.

Platz an den Wänden gab, waren große und kleine Spiegel nebst allerlei Delbruckbildern aufgehängt. Sophas und Tische standen mehrfach übereinander.

Außer den Duallanegern sind von eingeborenen Stämmen zu erwähnen die Bakwiri im Osten und Südosten des Kamerungebirges, die Bomboko an dessen Westabhängen, die Bakunda, die aufrührerischen Ubo und Wuri an den gleichnamigen Zuflüssen des Kamerunflusses, die wilden Bakoko (Mwelle) am unteren Sanaja und Njong u. s. w. In den Küstenorten findet man endlich überall die Kru-neger, welche jedoch keine Landeseingeborenen, sondern vielmehr ein in Liberia ansässiger Stamm sind. Sie leisten aber in großer Anzahl auf den europäischen Schiffen und Faktoreien als Matrosen und Arbeiter gute Dienste und sind überall unter dem Namen der Croo-men oder Croo-boys bekannt. Wie alle Neger sind auch sie außerordentlich abergläubisch und dem Glauben an Zauberer und böse Geister zugethan. Damit stehen allerlei seltsame Bräuche in Verbindung, so namentlich eine Art von religiösem Mummenschanz, der an das Duck-Duckfest der Melanesier erinnert. —

Die Zukunft der Kolonie Kamerun beruht auf dem Handel und dem Plantagenbau, und in dieser Hinsicht sind bereits hoch erfreuliche Fortschritte gemacht worden. Dem oben erwähnten Bestreben der Kameruner Kleinkönige, den Verkehr mit dem Hinterland abzusperrern und den Handel zu monopolisiren, ist von den europäischen Faktoreien mit Erfolg entgegengewirkt worden. Uebrigens gibt es in Kamerun noch immer sehr bedeutende und angesehene eingeborene Händler, und wenn sie alle ihre Frauen, Kinder und Untergebenen um sich geschaart haben, so nehmen sich diese schwarzen Handelsfürsten sehr stattlich aus.

Die wichtigsten Faktoreien sind folgende. Am Fuße des Kamerungebirges liegen Bimbia, Kriegsschiffhafen (mit Plan-



Das Wohnhaus der Boermännichen Kaffeepflanzung bei Gabun.

tage); Viktoria (mit Plantage); Dibundſcha (mit Plantage); Bibundi (mit Plantage). Zwischen dem Rio del Rey und Mungo: Ndiän und Mboa; am Mungo: Mundame; längs der Mündung des Wuri bei den Handelsplätzen der Dualla, und zwar im ſüdlichen Theile: Kleinbatanga und Idia am Sanaga; Plantation; Kribi (mit Plantage); Großbatanga und Campo an der Küſte. Plantagen haben die Firmen C. Woermann (die auch an anderen Orten ſolche errichtet hat, z. B. eine blühende Kaffeepflanzung bei Gabun in Franzöſiſch-Kongo), Janzen & Thormälen, Gödelt & Gütſchow, John Holt, H. & W. King und Hatton & Cookſon. Zum weitaus größten Theile befindet ſich der Handel in den Händen der zuerſt genannten großen Hamburger Häuſer. Im Herbſte 1893 hat ſich die Kameruner Hinterlandgeſellſchaft mit einem Kapital von 200,000 Mark gebildet, an deren Spitze Kirchhoff, Kohlfs, Schinz, Paul Reichard u. A. ſtehen. Sie will Stationen bei Idia und Balinga am Sanaga errichten und Elfenbein, Kautſchuk, Delpalmfrüchte und Häute ausführen. Am beſten eignet ſich zum Plantagenbau der ganze nordweſtliche Theil der Kolonie, in erſter Linie aber der Abhang des Kamerungebirges wegen ſeiner tiefreichenden Schicht des fruchtbarſten Erdreiches, der reichen Bevölkerung und der über das ganze Jahr vertheilten Regenmenge.

Dies Gebirge, in der Sprache der Eingeborenen Mongoma-Lobe, d. i. Götterberg geheißen, iſt der höchſte Gebirgsſtock an der afrikanischen Weſtküſte und zählt in landschaftlicher Beziehung nach dem Zeugniß des weitgereiſten Zöllner geradezu unter die Glanzpunkte unſerer Erde. Es ſtellt eine jungvulkanische Erhebung dar, auf der man bereits 28 erloſchene Krater in 2730 Meter Höhe und darüber aufgefunden hat; die höchſte Erhebung darin iſt die mitunter mit Schnee bedeckte, meiſt in Nebel gehüllte Albertſpitze (3960 Meter, frühere Angaben lauteten fälfchlich auf

4190 Meter); südlich von ihr liegt der zum Meere abfallende kleine Kamerunberg oder Mongo-ma-Stinde (1774 Meter). Bis zu 2700 Meter Höhe bedeckt dichter Urwald von Palmen, Akazien und Tamarinden dieses herrliche Gebirge, während seine noch höheren Theile mit üppigem, viele Antilopen und sonstiges Wild ernährendem Grase bestanden sind. Der fruchtbare, tiefgründige und wohlbewässerte Lavaboden auf den Abhängen des Kamerungebirges eignet sich nun wie kaum irgend ein anderer Theil des deutschen Kolonialbesitzes zur Anlage von Plantagen, namentlich von Kakao- und Kaffeepflanzungen, die bisher am besten gedeihen. Unterstützt wird die Erprobung der anbaufähigsten Pflanzengattungen durch die Versuche in dem 1888 gegründeten botanischen Garten von Viktoria.

Die Regierungseinnahmen sind in den Etat für 1894/95 mit 610,000 Mark aufgenommen; die Einfuhr im Jahre 1893 betrug 4,161,627 Mark und die Ausfuhr 4,633,363 Mark. Von letzterer Summe entfielen auf die Hauptausfuhrartikel (in Tausenden Mark): Gummi elastikum 1,437; Palmöl 1,354; Palmkerne 1,235; Elfenbein 394; Kakao 101; Ebenholz 62. In demselben Jahre umfaßte der Schiffsverkehr 77 Fahrzeuge, darunter 29 deutsche. Die Kolonie hat gegenwärtig 4 Postagenturen, auf die im Jahre 1893 bereits 24,000 Briefsendungen kamen. Missionen befinden sich in den Dualladörfern am Kamerunfluß, in Lobethal und Marienberg, in Viktoria, Idia, Kribi und Großbatanga. Volksschulen für die Eingeborenen unter zwei deutschen Lehrern sind vorhanden in Bell- und Didostadt am Kamerunfluß. Namentlich der schon seit einer Reihe von Jahren dort thätige Lehrer Christaller entwickelt großen Eifer und scheint bereits sehr hübsche Ergebnisse erzielt zu haben.

Wenig günstige Erfahrungen dagegen hat man im Allgemeinen mit den in Europa erzogenen jungen Eingeborenen gemacht. Nach der letzten dem Reichstage zugegangenen

Denkschrift der Kolonialabtheilung beträgt das Verhältniß der Mißerfolge zu den Erfolgen vielleicht 10 : 1. Die meisten solcher Neger haben darnach in Deutschland bloß Dinge gelernt, die sie nicht kennen sollten. Sie werden gewöhnlich maßlos verwöhnt und dementsprechend eingebildet, für ihren Beruf bringen sie dagegen nur ganz ungenügende Kenntnisse mit. Wenn dann vollends der Sohn eines Dorfschulzen, was diese sogenannten Könige (auf englisch heißen sie eben kings, und diese Bezeichnung ist einfach übernommen worden) in Wirklichkeit sind, in Deutschland als Prinz behandelt und mit Hoheit titulirt wurde, und als Ergebnis seiner Erziehung eine geckenhafte Sprachweise und gigerlhafte Manieren in seine Heimath mitbringt, wo er nun zu gar nichts mehr taugt, dann kann man es nur beklagen, daß solche Burschen nach Europa geschickt werden.

Zum Schluß noch ein Wort über das Klima in Kamerun, das echt tropisch und an der Küste wegen der Fiebermiasmen gesundheitsgefährlich ist. Doch hat man durch sanitäre Einrichtungen, Verbesserungen des Lazarethwesens u. s. w. solche Fortschritte gemacht, daß man in der eben erwähnten Denkschrift lesen kann: „Der Gesundheitszustand der Europäer in der Kolonie hatte besonders unter klimatischen Krankheiten zu leiden, immerhin war ein überraschender Erfolg der ärztlichen Behandlung und der Einrichtung einer geordneten Krankenpflege insofern festzustellen, als seit mehr als sechs Monaten unter den der ärztlichen Kontrolle zugänglichen Weißen ein Todesfall an einer klimatischen Krankheit nicht vorgekommen ist.“





Wannigfaltiges.

Lord Spleen in Paris. — Es war an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1831, da machte auf dem Börsenplatze zu Paris unter den vielen Passanten und Händlern aller Art ein langer, hagerer, rothhärtiger Engländer sich bemerkbar, und zwar recht auffällig, weil er schrie: „Heran, ihr lieben Leute! Wer kauft neue blanke Fünffrankenstücke? Nur zwei Franken per Stück!“ Dabei schüttelte er ein Säckchen und die Geldstücke darin erklangen gar lieblich.

Als bald drängten sich die Leute um ihn und begehrten seine Waare zu sehen. Er zeigte ihnen blanke Fünffrankenstücke, fand aber dennoch keine Käufer. Denn die Neugierigen trauten dem sonderbaren Handel nicht; sie hielten die blanken neuen Geldstücke für falsch. Endlich wurde auch der auf dem Platze stationirte Polizist darauf aufmerksam, er nahte sich sofort und führte den Engländer auf's nächste Polizeikommissariat. Dem Verhafteten schien das gar nicht so unangenehm zu sein; wenigstens behielt er unerschüttert seine gewöhnliche Gemüthsruhe.

Im Bureau, nachdem der Polizist den Rapport erstattet, fragte der Kommissar den Arrestanten:

„Also Sie verkaufen Fünffrankenstücke für zwei Franken?“

„Jawohl, Herr Kommissar.“

„Das ist ja ein seltsames Geschäft.“

„Meines Wissens ist es in Frankreich nicht verboten, solche Geschäfte zu machen.“

„Jedenfalls ist die Behörde verpflichtet, Ihr Treiben genauer zu erforschen. Zeigen Sie Ihre Waare!“

Der Engländer überlieferte bereitwilligst sein Geldsäckchen. Es enthielt fünfzig neue blanke Fünffrankenstücke.

„Wie viele haben Sie verkauft?“

„Kein einziges.“

„Will's wohl glauben. Man hat vermuthet, die Geldstücke müßten falsch sein.“

„Es ist in der That auf's Tiefste zu beklagen, daß die Menschen so einfältig sind.“

„Hm! Ich vermuthe das nämlich auch.“

„Sie irren sich, Herr Kommissar.“

Der Beamte untersuchte mit Hilfe eines Sachverständigen, der eiligst zur Stelle gerufen wurde, sorgfältig die fünfzig neuen blanken Geldstücke. Es war nichts daran auszufehen, Aussehen, Klang, Gewicht, Alles ganz richtig. Unzweifelhaft waren die Geldstücke echt.

Erstaunt dachte der Kommissar: „Dieser wunderliche Engländer ist offenbar vom Spleen befallen, weil er auf solche Art sein Geld unter die Leute bringen will.“ Und laut sagte er: „Nehmen Sie Ihren Geldsack sammt Inhalt wieder in Empfang. Es versteht sich, daß Sie frei sind und hingehen können, wohin Sie wollen. Nur die Frage möchte ich mir noch gestatten: weshalb betreiben Sie eigentlich dies sonderbare Geschäft?“

„Weil es mir Vergnügen macht,“ versetzte der Engländer. „Meine Mittel erlauben mir solche kleine Scherze: Und überdies handelt es sich um eine Wette. Ich sollte eine Stunde lang auf dem Börsenplatze Fünffrankenstücke für zwei Franken ausbieten. Leider ist die Wette nicht zum Austrag gekommen wegen der polizeilichen Einmischung.“

„Ich bedaure das, mein Herr; aber Sie werden einsehen, daß unter solchen Umständen die Polizei Verdacht schöpfen mußte.“

„Schon gut! Wahrscheinlich werde ich also nächster Tage den Versuch nochmals machen müssen. Adieu, Herr Kommissar!“

„Adieu, mein Herr!“

Die Pariser Zeitungen brachten nach ihrer Weise pikante Berichte über den Vorfall: Ein edelmüthiger, reicher Engländer habe fünf für zwei Franken geben wollen, sei aber von der, wie gewöhnlich, stets voreiligen Polizei in seiner philanthropi-

schen Thätigkeit gestört worden. Seine blanken Fünffrankenstücke seien nicht falsch, sondern echt, das habe die Untersuchung ergeben.

Da dachten, als sie das lasen, Alle die, welche damals auf dem Börsenplatze gewesen waren: „Siehe da, hätten wir das doch nur gewußt! Mit wahrer Wonne hätten wir dem verrückten Engländer seine Fünffrankenstücke abgekauft!“ —

Vier Tage später erschien derselbe Engländer zur selben Stunde wieder auf dem Börsenplatze und rief: „Heran, ihr lieben Leute! Wer kauft neue blanken Fünffrankenstücke für zwei Franken? Immer heran! Wer zu spät kommt, hat den Schaden!“

Er trug einen großen, schweren Geldsack in der linken Hand. Hinter ihm her schritt ein schweigsamer englischer Diener, der einen ähnlichen Sack trug.

„Immer heran! Fünffrankenstücke für zwei Franken!“

Viele Leute drängten sich bald um ihn und seinen Begleiter. Es wurde geflüstert: „Der verrückte Engländer ist wieder da! Lord Spleen mit seinem Geldsack? Sogar mit zwei Geldsäcken!“

Und man schrie: „Mylord, bitte, zwei Stück! — Vier Stück! — Zehn Stück! — So viele wie möglich! — Ach, ich Armster kann nur eines kaufen! — Kann man nicht einige umsonst erhalten? — Das wäre doch zu viel verlangt! Lord Spleen hat seinen festen Preis!“ Und derartige Rufe mehr durchschwirrten die Luft. Dazu lustiges Gelächter und echte Pariser Witze.

Mit erstaunlicher Geschwindigkeit verkaufte der Engländer seine blanken Geldstücke. Bald war der erste Sack geleert und es kam der zweite an die Reihe.

Der Polizist, welcher einige Tage zuvor ihn arretirt hatte, war wieder auf seinem gewöhnlichen Posten. Vergnügt sah er dem Treiben zu und dachte nichts Arges, sondern vielmehr kam ihm der Gedanke: „Warum sollte ich nicht auch davon ein Bißchen profitieren?“

Er drängte sich heran und rief: „Mylord, auch ich bitte um fünf Stück!“

„Ah, Sie sind's!“ sprach freundlich der Engländer. „Mit wahren Vergnügen erfülle ich Ihren Wunsch, mein Lieber! Da sind fünf Stück!“

„Hier die zehn Franken dafür! Besten Dank, Mylord!“

„Keine Ursache, mein Herr! Es ist ja eine Geschäftssache.“

In sehr kurzer Zeit hatte der sonderbare Engländer alle seine blanken Fünf frankenstücke — über zweitausend Stück — an den Mann gebracht.

Dann rief er der Menge, die immer zahlreicher geworden war, zu: „Für heute ist der Spaß vorbei! Vielleicht komme ich morgen wieder!“

„Es lebe Lord Spleen!“ schrien lachend die Leute.

Gravitätisch schritt der Engländer mit seinem Diener von dannen und Beide wurden nicht mehr gesehen.

Eine Stunde später geriethen die Leute in gewaltige Aufregung. Einige hatten für ihre so billig eingehandelten Fünf frankenstücke Einkäufe machen oder sie umwechseln wollen, und dabei hatte sich's herausgestellt, daß die blanken Münzen ausgezeichnet gut gearbeitete Fälsficate waren. Auch der brave Polizist machte, wie alle die Anderen, dieselbe trübselige Erfahrung.

Nun wurde ergrimmt geschrien: „Der verwünschte Fälschmünzer! O, dieser Schuft von einem Engländer! Er war also doch nicht spleenig, sondern höchst gerieben!“

Die Sache war die: Die echten Geldstücke hatte Niemand kaufen wollen, weil man sie für falsch hielt, und die falschen Geldstücke hatte man so begierig gekauft, weil man nach dem, was schon vorgegangen war, sie für echt hielt. Das war ein schlau erfonnener, ganz raffinirter Gaunerstreich, den „Lord Spleen“ vielleicht auch noch anderweitig ausgeführt hat, nach dem er ihm in Paris so gut gelungen war. F. L.

Neue Erfindungen: I. Eine Schreibmaschine für Blinde. Zu den zahlreichen Konstruktionen von Schreibmaschinen, welche uns die neueste Zeit gebracht hat, ist jetzt auch eine solche für Blinde gekommen, die interessant genug ist, um eine etwas eingehendere Beschreibung zu rechtfertigen. Durch den internationalen Kongreß der Blindenlehrer zu Berlin wurde die Punktirschrift, welche der selbst erblindete französische Blindenlehrer Louis Braille (1806 bis 1852) erfunden hat, vor allen anderen Schriftsystemen zum Gebrauche empfohlen. Die Blinden

erhalten rasch eine ungeweine Fertigkeit im Lesen und im Hervorbringen dieser Schrift, welche sämtliche Sprachlaute, Interpunktionszeichen, Zahlen und ebenso die Noten durch Gruppen von numerirten Punkten darstellt, die sich auf drei parallele Linien vertheilen und horizontal und vertikal angeordnet werden. Das Schreiben geschieht mittelst eines ahlenförmigen, spizigen Instrumentes, durch welches die Eindücke in festem Papier hervor gebracht werden. So bezeichnet beispielsweise der Punkt 1 den Buchstaben a, die Punkte 1 und 4 in derselben Horizontalreihe b;



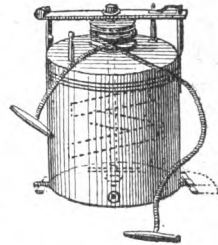
Der Duograph, eine Schreibmaschine für Blinde.

die Punkte 1 und 2 untereinanderstehend c u. s. w. Die erforderliche Regelmäßigkeit der Schrift wird mit Hilfe eines durchbrochenen Rahmens erzielt. Nach diesem System muß nun der Blinde jedesmal so viel Einstiche in das Papier machen, als das Zeichen Punkte hat, und es gibt deren mit 4, 5 und 6 Punkten. Deswegen hat man schon mehrfach Maschinen zu konstruiren gesucht, welche jeden Buchstaben durch eine einzige Bewegung herzustellen ermöglichen, meist, indem der Blinde auf eine Taste drückt, welche einen Stempel mit den erhabenen gearbeiteten Punkten in das Papier drückt. Wenn er dann das Papier nachher herumdreht, vermag er oder jeder andere Blinde die reliefartig hervor-

tretenden Schriftzeichen zu lesen, indem er mit der Fingerspitze darüber fährt. Man hat auch schon versucht, gleichzeitig mit dem durch den Tastendruck hervorgebrachten Buchstaben in Punktirschrift auch den gleichen in erhabener Typenschrift des gewöhnlichen Alphabetes hervortreten zu lassen, da viele Blinde auch diese Schrift mit den Fingerspitzen lesen können, und da alsdann auch Sehende die auf solche Art hergestellte Schrift zu lesen vermögen. Eine äußerst sinnreiche Schreibmaschine dieser Art ist der auf unserer Abbildung dargestellte und in Frankreich soeben patentirte „Duograph“, welchen der Abbé Stikz, Anstaltsgeistlicher bei den Schwestern vom heiligen Paul in Paris, erfunden hat. Wir sehen auf der Illustration ein blindes Mädchen, welches mit dem Duograph nach dem Diktat einer Schwester schreibt. Das Geschriebene kann alsdann von blinden Personen mit den Fingerspitzen gelesen werden, ebenso aber auch von Vollsinnigen, welche die Blindenschrift nicht kennen. Die Tasten, welche die erhabenen gehaltenen Schriftzeichen in das Papier drücken, sind um eine runde Drehscheibe angeordnet; sie senken sich unter dem Drucke des Fingers in das Papier und werden jedesmal durch eine Feder wieder emporgehoben. Diese Schreibmaschine, deren genauer Mechanismus noch geheim gehalten wird, ist sehr handlich und ihr Gebrauch auch außerordentlich leicht zu erlernen; ihr Hauptzweck ist, den Blinden die direkte Korrespondenz mit Vollsinnigen zu ermöglichen.

II. Eine neue Buttermaschine. Unsere Butter ist bekanntlich das Fett, welches in der Milch in äußerst feiner Vertheilung enthalten ist. Die zu ihrer Herstellung, zum „Buttern“, dienenden Butterfässer bestehen sämmtlich aus einem Gefäß, worin der Rahm auf verschiedene Weise in Bewegung gesetzt wird. Neben den gewöhnlich auf dem Lande gebräuchlichen Stoßbutterfässern mit stehendem Faß und auf und nieder gehendem Stößer gibt es auch Schlagbutterfässer mit horizontaler oder vertikaler Welle und Rolle oder Wiegenbutterfässer, bei denen die ganze Tonne oder der Kasten mit dem Rahm in Bewegung gesetzt wird. Es befinden sich darunter ziemlich komplizirte Konstruktionen, während die neue, in Frankreich erfundene Buttermaschine „L'Expéditive“ ebenso einfach wie praktisch ist. Sie besteht, wie unsere obere

Illustration zeigt, aus einem Gefäß aus verzinnem Blech, das sich in einem feststehenden Rahmen sehr rasch um seine vertikale Achse dreht. Der im Innern des Gefäßes befindliche Schüttelapparat ist eine vertikale Welle mit Flügeln von einer eigenartigen Form, welche den flüssigen Inhalt in allen seinen Theilen durcheinanderschütteln und diese keinen Moment in Ruhe verharren lassen. Die erforderliche rasche Rotation wird ihm dadurch verliehen, daß der über das Gefäß oben hinausragende Hals mit einem eingeknickten doppelten Schraubengang versehen ist, um den in entgegengesetzter Richtung eine Schnur gewickelt wird. Beide Enden der Schnur sind mit einem Handgriff versehen, und indem man nun abwechselnd an dem einen und dann an dem anderen zieht, bekommt der Apparat eine außerordentlich rasche Bewegung immer



Die neue Buttermaschine „L'Expéditive“.



Die neue Buttermaschine „L'Expéditive“ in Thätigkeit.

ist, wieder abläuft. Dann nimmt man die fertige Butter heraus und spült den Apparat sorgfältig mit kochendem Wasser aus,

wieder in entgegengesetztem Sinne, wodurch die rasche Bildung der Butter außerordentlich befördert wird. Eine mit einem Kork verschlossene Oeffnung ermöglicht es, die entbutterte Milch auslaufen zu lassen, die dann durch reines Wasser zum Waschen der Butter ersetzt wird. Dieses setzt man so lange fort, bis das Wasser ebenso rein und farblos, wie es in den Apparat gekommen

worauf das Buttern von Neuem beginnen kann. Je nach der Größe des Apparates können 5 bis 50 Liter Milch darin verarbeitet werden.
F. R.

Bismarck und die Legende. — Die Legende ist die fleißigste aller Weberinnen, aus jedem Rockzipfel eines großen Mannes präparirt sie das Garn zu ihrem Gewebe, und wenn sie Alles verwoben und verarbeitet hat, so holt sie sich das neue aus der Werkstätte der Phantasie und ruhet nimmer.

Mit ihrer strengen Stiefschwester, der Geschichte, steht sie auf gespanntem Fuße, und wenn es schon für die Mitlebenden schwer ist, die Fäden, die sie gewoben hat, aus dem echten Werke jener auszuscheiden, so wird es den folgenden Geschlechtern noch viel schwieriger.

Bismarck ist natürlich ihren Fingern auch nicht entgangen. Längst schon webt die Legende ein wahres Netz von Anekdoten um den gewaltigen Mann. Ist es z. B. Wahrheit, was über sein Verhältniß zu Virchow, dem berühmten Anatomen, erzählt wird?

Daß die Beiden sich in politischer Hinsicht feindlich gegenüberstanden, ist geschichtliche Thatsache, ebenso, daß diese anfänglich politische Fehde einen persönlichen Charakter annahm und in einer persönlichen Herausforderung von Seiten des Kanzlers gipfelte, daß aber das Duell an der Weigerung des Anatomen scheiterte. Aber wie steht es mit den begleitenden Umständen?

In Berlin erzählt man sich Folgendes: Die Kartellträger fanden Professor Virchow in seinem Laboratorium, wo er gerade mit einem Versuche beschäftigt war, die Trichine (die damals irgendwo in Deutschland entsetzliche Verheerungen angerichtet hatte), unschädlich zu machen. Er empfing die Abgeordneten des Herrn Ministers sehr freundlich.

„Meine Herren,“ sagte er, indem er ihnen zwei große Mettwürste vorwies, „die Wahl der Waffen steht mir zu; ich will Ihnen also sagen, wie ich mich zu schlagen gedenke. Von diesen Würsten ist die eine trichinienfrei, die andere stark trichinös. Herr v. Bismarck soll mir nun die Ehre anthun, eine der beiden Würste zu wählen und zu essen, worauf ich ohne Weiteres die

andere verzehren werde. Wer die Trichinen kriegt, ist nach dem Gottesurtheil gefallen.“

Damit war die Geschichte erledigt, denn der eiserne Kanzler zeigte keine Lust zu diesem Duell. —

Ein anderes Beispiel aus der „Bismarckiade“. Die Reise des Ministers mit dem damaligen König Wilhelm nach Paris gab Veranlassung zu allerlei guten und schlechten Späßen und Karikaturen. In Paris war der Jubel über diese Ankunft sehr mäßig, trotz des Wunsches Kaiser Napoleon's, der gern gesehen hätte, daß man den beiden hohen Gästen einen großartigen Empfang bereite. König Wilhelm freilich nahm, was er hörte und sah, wirklich für solchen, nicht so der schärfer beobachtende Bismarck. Als nun der preussische Gesandte in Paris ihm einreden wollte, daß bei der Truppenschau im Tuilerienhof oft der Ruf: „Vive Bismarck!“ gehört worden sei, antwortete er: „Sie irren sich, die Menge rief einfach: ‚V'la Bismarck!‘ (Das ist der Bismarck!) Das ist nicht ganz dasselbe, auch nicht ganz so höflich, für mich aber wenigstens ebenso schmeichelhaft.“

In Frankreich kann man noch heute hören, daß der kalte Empfang einen Stachel in Bismarck zurückgelassen habe, und daß in der Art, wie er im folgenden Kriege den Parisern mißspielte, ein Ausfluß persönlichen Rachegefühls spürbar gewesen sei. Die Franzosen behaupten ferner, Fürst Gortschakoff sei einer von denen gewesen, die den Charakter Bismarck's am frühesten durchschauten; sie wissen darüber folgende Geschichte zu erzählen:

Es war zur Zeit, als Herr v. Bismarck den Posten eines preussischen Gesandten in Petersburg bekleidete. Eines Tages war er beim russischen Minister zu Gaste gewesen und verabschiedete sich gegen Mitternacht. Die Nacht war sehr dunkel, und Bismarck hatte sich, da sein Wagen vor dem Hofthor wartete, Begleitung verbeten. Als er nun allein den Hof der Ministerwohnung durchschritt, sprang der dort lagernde Haushund unter heftigem Gebell auf ihn zu. Sogleich erschien Fürst Gortschakoff auf dem Balkon und rief: „He, Herr v. Bismarck! Weißen Sie mir gefälligst meinen Hund nicht!“

Am anderen Tag lachte ganz Petersburg über den gelungenen Wit, den Bismarck selber nicht übel nahm.

Als er kürzlich von einem französischen Besucher, der den Schriftstellerkreisen angehört, über diese Hundsgeschichte befragt wurde, sagte Bismarck lachend: „Ach, der Köter war zu Allem fähig — ich meine nämlich Gortschakoff!“ 3. M.

Der Gründer der japanischen Marine. — Im Jahre 1597 rüsteten die Holländer eine kleine Flotte aus, die den äußersten Orient erforschen sollte. Der erste Steuermann eines dieser Schiffe war ein Engländer, Namens Adams. Von den fünf Schiffen, die in einem holländischen Hafen die Anker gelichtet hatten, kam nur ein einziges in Japan an, und zwar das, auf dem sich der Steuermann Adams befand. Die Bemannung wurde gefangen genommen; aber bald darauf berief der Mikado den Steuermann, der ihm als ein intelligenter Mann bezeichnet worden war, an seinen Hof. Adams wurde sehr bald eine wichtige Persönlichkeit in Japan, er unterwies die Japaner im Bau von Schiffen nach europäischem Muster und bewährte sich so sehr, daß man ihm die Rückkehr nach seiner Heimath nicht gestattete. Obwohl er bereits in England verheirathet war, heirathete er doch eine junge Japanerin und vermachte, als er 1628 starb, sein großes Vermögen seinen beiden Frauen. Dieser Adams war der wahre Gründer der japanischen Marine. v. B.

König Pharao's Hosen. — Monsieur Collard war ein Antiquitätenhändler in Paris. Als solcher verkaufte er Alles, was antik ist: ein Haar aus dem Barte des Sid, einen Schlafrock Ludwig's des Heiligen, ein Paar Strümpfe des großen Napoleon, sogar ein Paar Hosen des Königs Pharao! Seine Kunden waren meist Engländer, denen er seine Seltenheiten zu hohen Preisen verkaufte, und was diese kauften, mag folgender Fall zeigen.

Die Hosen des Königs Pharao, welche Mr. Hill, ein Sohn Albions, in gutem Glauben von Herrn Collard für 25 Pfund Sterling erstanden hatte und welche infolge des darum entstandenen Prozesses auf dem Gerichtstische lagen, waren aus grobem Wollstoff fabriqirt, dessen Farbe die Chemiker nicht zu analysiren vermochten. Sie waren weder schwarz noch grau, nicht roth noch blau, nicht grün oder gelb. Herr Collard meinte der Zahn der Zeit habe diese Farbe erzeugt, welche unser Jahr-

hundert nicht wieder zu schaffen vermöge. Mr. Hill wisse auch, daß diese Hosen ursprünglich indigoblau gewesen seien; das wunderbare Kolorit sei in Folge der Wäsche entstanden. Mr. Hill dagegen erklärte, er habe diese Hosen von Herrn Collard gekauft in dem guten Glauben, daß König Pharao sie in Egypten getragen habe; ein deutscher Archäologe in Göttingen habe ihm jedoch den Beweis geliefert, daß die fraglichen Hosen unmöglich von den Pharaonen herrühren könnten, da sie Baumwollensfasern enthielten, vor 3000 Jahren aber die Baumwolle noch nicht bekannt gewesen sei, sie also König Pharao auch nicht getragen haben könne. Ferner sei das Indigoblau eine neue Erfindung, folglich seien die alten Hosen eigentlich neu; deshalb müsse Herr Collard den Preis von 25 Pfund zurückerstatten.

Herr Collard aber war anderer Meinung: Ob König Pharao diese Hosen wirklich getragen habe, wisse er nicht, denn er sei noch keine 3000 Jahre alt; aber er berufe sich auf eine in Hieroglyphen abgefaßte Urkunde, welche die Echtheit jener Hosen bezeuge. Die Baumwollensfasern beweisen nichts. In Egypten habe die Kultur schon Wurzel geschlagen, ehe Paris noch ein Fischerdorf gewesen, und man könne nicht mit Gewißheit sagen, daß die Egyptianer die Baumwolle nicht gekannt hätten. Man wolle sein Geschäft nur in Mißcredit bringen. Das Ganze sei ein rein wissenschaftlicher Streit, der gar nicht vor das Forum des Gerichts gehöre; erst möchten die historischen Vorfragen wissenschaftlich gelöst werden.

Der Gerichtshof war jedoch anderer Ansicht. Er hatte Sachverständige zu Rath gezogen und entschied: Ob Pharao es beliebt habe, Hosen zu tragen oder nicht, darauf käme es nicht an, in gleicher Weise bliebe unerörtert, ob zu jener Zeit die Baumwolle bereits entdeckt gewesen wäre oder nicht; der Gerichtshof finde jedoch, daß die Soldaten des ersten Kaiserreichs dieselben Hosen, welche Collard für pharaonische verkauft habe, getragen hätten, und es sei somit sehr wahrscheinlich, daß Collard's Rarität eher aus der Zeit Napoleon's I. stamme, wie aus der pharaonischen. Aber auch abgesehen davon hätte Mr. Hill sich ebensolche Unausprechliche für einen Franken bei jedem Tröbler verschaffen können; es liege demnach eine Uebervortheilung über

die Hälfte des Kaufwerthes vor, folglich müsse Collard den vollständigen Kaufpreis zurückgeben und die Gerichtskosten bezahlen.

Ueber diese Sentenz des Gerichtes war Herr Collard ganz verzweifelt. Sein Lager war über 100,000 Franken werth, und jetzt entwerthete der Ausspruch des Gerichtes alle diese Schätze. „Wer soll da noch den Muth haben, die Pantoffeln Sigtus' V., die Tabaksdose Virgil's, die Schnurrbarthaare Cartouche's zu kaufen?“ rief der Antiquitätenhändler in seiner Verzweiflung. E. R.

Was der „New-York-Tribüne“ der Tag von Sedan kostete, schilderte dieselbe seiner Zeit selbst mit folgenden Worten: „Wir machen mit verzeihlichem Stolge auf die prachtvolle Beschreibung der Schlusoperationen in und um Sedan aufmerksam, welche uns heute möglich ist, vor unseren Lesern zu entfalten. Jede Einzelheit ist genau von der ersten nach Norden gerichteten Bewegung der Mac Mahon'schen Armee an bis zur Uebergabe bei Sedan. Nie ist eine so ausführliche Beschreibung einer Schlacht durch den Telegraphen übersandt worden, und nur die außergewöhnliche Energie unserer Korrespondenten bei beiden Armeen ermöglichte diese prompte Berichterstattung. Der telegraphische Bericht über die Schlacht bei Sedan hat uns allein von London nach New-York mehr als 6000 Dollars gekostet; die Kosten des Berichtes über die Schlacht bei Beaumont und über die Unterredung Bismarck's mit Napoleon betragen 1750 Dollars. Unter Zurechnung mehrerer anderer Einzelheiten über die Uebergabe Napoleon's und der Mac Mahon'schen Armee betragen die Ausgaben für überseeische Telegramme der betreffenden einzigen Nummer allein bedeutend über 10,000 Dollars.“ Die „New-York-Tribüne“ bezahlte vom 28. Juli bis 3. Oktober 1870 an ihre Kriegskorrespondenten und an die Telegraphengesellschaften 56,000 Dollars oder in runder Summe 240,000 Mark. E. R.

Wie wird man berühmt? — In den vierziger Jahren lebte in Kopenhagen ein kleiner Beamter, Namens Jespersen. Er war ein stiller, verschlossener Mensch, dem es gewiß Niemand ansah, daß er einen glühend leidenschaftlichen Wunsch in seinem Busen hegte: er wollte gern berühmt werden. Für seine Bedürfnisse gab er wenig aus, viel dagegen für Bücher, welche die Biographien berühmter Feldherren, Dichter, Erfinder u. s. w. ent-

hielten. Diese las er in seiner einsamen Wohnung beim Lampenschimmer bis tief in die Nacht hinein.

Ein Zufall sollte ihn seinem Wunsche näher bringen. In einem kleinen Orte starb ein Verwandter von ihm, ein Schirmmacher, und hinterließ ihm — sein Lager von einigen hundert Regenschirmen. Jespersen ließ die Schirme in einem leeren Raum seiner Wohnung aufstapeln, wählte einen für seinen eigenen Gebrauch und dachte weiter nicht an die Erbschaft. In seinen Schirm aber zeichnete er mit rother Farbe seinen Namen ein: „Henrik Jespersen“.

Diesen Schirm vergaß er in einer Konditorei, welche er besucht hatte. Erstaunt las er am folgenden Tage in der „Berlingske Tidende“, der damals einzigen Zeitung Kopenhagens, folgende Anzeige: „Herr Henrik Jespersen kann seinen Regenschirm bei mir gegen Erstattung der Anzeigekosten abholen.“

Eine fieberhafte Erregung ergriff ihn. Diese Anzeige — und mithin seinen Namen — las nun ganz Kopenhagen, ja vielleicht ganz Dänemark, oder wenigstens doch alle Beamten, welche gezwungen waren, die Zeitung zu lesen.

Der Gedanke, der sich nun seiner bemächtigte, wurde ohne Weiteres in's Werk gesetzt. Sobald es seine freie Zeit erlaubte, ging er in irgend ein öffentliches Lokal, ein Museum, eine Halle u. dergl., und ließ dort einen seiner vielen Regenschirme stehen, in welche er alle vorher seinen Namen mit rother Farbe eingezeichnet hatte. Er erreichte bald seinen Zweck. In Kopenhagen sprach man von Henrik Jespersen als von dem „Manne, der immer seinen Regenschirm vergift“, mehr als von irgend einem anderen Helden des Tages, und wenn damals das Zeitungswesen so florirt hätte, wie heutzutage, wäre Jespersen's Name wohl im Munde der ganzen civilisirten Welt gewesen.

Da seine Adresse mit der Zeit bekannt und ihm die meisten Schirme zurückgebracht wurden, hätte Jespersen dieses Treiben noch lange fortsetzen können, wenn nicht schließlich die Diebe davon Vortheil gezogen hätten. Einige Gauner schlichen Jespersen nach und bemächtigten sich jedes Schirmes, den er „vergaß“. Und so kam es, daß Jespersen nicht nur alle seine Schirme, sondern auch seinen Ruhm überlebte. M. G.-D.

Ein neues Hausunthier. — Robert v. Schlagintweit erzählt von einem Teiche Maggar-Pir, der eine Bevölkerung von Krokodilen enthält, die so sanft und den Menschen so folgsam wie Hausthiere sind. Maggar-Pir liegt sechs Stunden nördlich von Kartachi, einer See- und Hafenstadt Indiens. Dieser Teich, der von dem Abflusse heißer Quellen gespeist wird und von herrlichen Palmen umgeben ist, beherbergt mindestens achtzig Krokodile, obwohl sein Umfang kaum mehr als 600 Schritte beträgt.

Schlagintweit schreibt: „Was man mir von der Zähmheit der in diesem Teiche lebenden Thiere sagte, habe ich für arge Uebertreibung gehalten und erst dann geglaubt, als ich Gelegenheit hatte, Alles selbst zu sehen. Die Sache hat ihre Richtigkeit, die Bestien sind wirklich von ihrer Erziehung gebändigt. Wie zahm die Krokodile in dem Maggar-Pir-Teiche sind, möge daraus entnommen werden, daß die Hindus auf die Köpfe einiger große Zeichnungen, sowie religiöse Sprüche in Delfarbe aufgetragen haben; es möge dies ferner daraus ersehen werden, daß auf den Ruf von: ‚au! au!‘ das heißt: komm! komm! sofort vierzig bis fünfzig der Thiere, theils aus dem Teiche, theils von dem Lande her, und zwar bis auf wenige Schritte, dem Rufenden sich nähern, der ihnen dann einige Fleischstücke vorwirft. Es ist ein wunderbares Schauspiel, von allen Seiten sich von Krokodilen umringt zu sehen, aber ein Schauspiel, welches vielleicht gerade seiner Neuheit und Seltenheit wegen wohl bei Niemand das sonst so natürliche Gefühl der Furcht erweckt. Der Krokodilenteich von Maggar-Pir ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen Indiens.“

G. I.

Verschwenderische Millionäre. — Spiel und Verschwendung fordern in der englischen Aristokratie so manches Opfer. Da war z. B. der jüngst verstorbene Marquis v. Hastings, dessen Vermögen sich bei Antritt der Großjährigkeit auf 22 Millionen Mark belief. Das Geld schmolz buchstäblich in seinen Händen; namentlich der Sport verschlang unglaubliche Summen. Er kaufte ein Rennpferd für 250,000 Mark, der höchste Preis, der — mit Ausnahme der vom Herzog von Westminster gezahlten 320,000 Mark für „Donovan“ — je für ein Pferd gezahlt wurde. Auf „Cesarewitsch“ gewann er 1,200,000 Mark, um bei „Hermit“

2,060,000 Mark und bei „Carl“ und „Elizabeth“ 1,700,000 Mark zu verlieren. Karten spielte er nie unter 2000 Mark das Point. In einem Jahre gab der Lord 5 Millionen Mark für seinen Haushalt aus und der „schönsten Kellnerin von England“ schenkte er, nachdem er alle Schänken Londons nach ihr durchwandert, ein Palais im Werthe von 3,500,000 Mark. Oft nahm er 20,000 bis 30,000 Mark früh beim Verlassen des Hauses mit sich und hatte schon zu Mittag keinen Heller davon mehr in der Tasche. In sieben Jahren war der junge Lord mit seinem Vermögen fertig.

Ein noch ärgerer Verschwender war der Marquis v. Ailesbury. Er verschwendete sein Vermögen übrigens aus Prinzip, und zwar weil die Vorsehung so unvorsichtig gewesen war, ihn als Lord und nicht als Kutscher auf die Welt kommen zu lassen. In sechs Jahren waren seine ganzen Güter verschwendet, nur ein Esel und ein Karren waren ihm noch geblieben und nun endlich konnte er — Kutscher sein.

Mr. Baird war ein anderer Verschwender, der nur deshalb nicht mit seinem Vermögen zu Ende kam, weil er 8 Millionen Mark jährliche Revenuen hatte und nur 32 Jahre alt wurde. Seine Tafel soll täglich 20,000 bis 30,000 Mark gekostet haben. Als Impresario des Westendtheaters zahlte er durch zwei Monate jede Woche 20,000 Mark darauf. Eines Tages warf Baird, weil er gerade nichts Besseres wußte, einen kostbaren Opal im Werthe von 5000 Mark über die Westminsterbrücke in den Fluß.

D. v. B.

Der eingegrabene Name Napoleon. — Ueber die Veranlassung, bei welcher der spätere Kaiser Napoleon III. seinen Namen in die Einfassung eines Fensters des Gymnasiums zu St. Anna in Augsburg, welches er besuchte, einzeichnete, erzählt ein ehemaliger Studiengenosse desselben Folgendes: „An einem heißen Sommertage mußten wir Schüler des Gymnasiums die Leiche eines Professors auf den Friedhof begleiten und Prinz Louis ging mit uns. Kaum auf dem Gottesacker angelangt, überfiel uns ein Gewitter mit Regen. Einige unter uns retteten sich zu dem nahegelegenen Stadtziegler, der auch eine Wirthschaft führte, nicht sowohl des Biertrinkens wegen, als um ein Obdach

gegen den Regen zu finden. Prinz Louis, der das draconische Gesetz des Wirthshausverbotes nicht kannte, folgte uns. Kaum aber hatte uns die freundliche Frau Spittler den üblichen Labetrunk gebracht, so trat der Konrektor Bacheuter in die Stube. Das Herz erbehte uns im Leibe, als dieser lange Mensch auf uns zutrat und in seiner Sprache uns anredete: „Do hob' i a schön's Vogelneft g'funda. Wart's, Schlingel, i krieg' euch!“ Prinz Louis suchte uns damit zu trösten, daß er alle Schuld auf sich nehmen wolle. Unser Staatsverbrechen wurde sofort beim Rektorate angemeldet und wir kamen lediglich um des Prinzen willen mit der gelinden Strafe eines dreistündigen Schularrestes davon. An einem schönen Mittwochnachmittage, wo keine Schulstunden gehalten wurden, traten wir sammt und sonders unseren Arrest an: die Strafarbeit war bald gefertigt und nun unterhielten wir uns meist damit, daß wir unsere Namen in die Schulbänke einschnitten. Prinz Louis sprang auf das vordere breite Fenstergesimse, legte sich auf die obere Fensterrahme und meißelte nun mit seinem Taschenmesser seinen Namen recht leserlich in das steinerne Gewände.“

G. T.

Kindliche Naivetät. — In der Familie des Herzogs Karl II. von Parma war die Rede von Beethoven.

„Mama, wer ist Beethoven?“ fragte der Jüngste, der spätere Herzog Karl III. († 1854).

„Das ist ein Komponist,“ erklärte die Herzogin.

„Aber was ist denn ein Komponist?“

„Nun, ein Mann der Musik macht.“

Einige Tage darauf ließ sich ein Drehorgelspieler im Hofe vernehmen. Plötzlich rief der kleine Prinz:

„Mama, Mama, Beethoven ist da!“

—dn—



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unsere Knaben und Mädchen gewidmet!

Der
Gute Kamerad.
Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 Mark) und
in 16 Heften (pro Heft 50 Pfennig).

— Die Jahrgänge I und II sind vergriffen. —

Die Jahrgänge III, IV, V, VI, VII und VIII kosten gebunden
je 9 Mark.

Der **Gute Kamerad** darf sich als den erklärten Liebling der deutschen Knabenwelt ansehen. Seine unendliche Reichhaltigkeit, der helle, frische Ton, in dem er zu seinen Lesern spricht, verbunden mit sittlichem, erzieherischem Ernste, haben ihm die Sympathien der Eltern und Kinder in reichstem Maße erworben.

Das Kränzchen.
Illustrierte Mädchen-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 Mark) und
in 16 Heften (pro Heft 50 Pfennig).

Die Jahrgänge I, II, III, IV, V und VI kosten gebunden je 9 Mark.

Das **Kränzchen** ist für unsere Mädchenwelt während ihrer freien Zeit die beste Unterhaltung. Es bietet Erzählungen, Gedichte, Essays, bringt Anweisungen für Malerei, Stickerei, Häfel- und andre Arbeiten, gibt Rezepte für Haus, Küche und Keller u. s. w., kurzum das „Kränzchen“ kennt und weiß die Bedürfnisse eines jungen Mädchens und trägt denselben in vollem Umfange Rechnung.

Abonnements in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

K. J. Beckers Weltgeschichte.

Dritte Auflage.

Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt
von

Professor Wilhelm Müller.

Tausend Illustrationen und Karten.

Vollständig in 66 Lieferungen à 40 Pfennig,
in 12 broschirten Bänden à M. 2.20 und in 6 elegant
gebundenen Doppelbänden à M. 6.—

So viele neue und zum Theil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen, in einer Hinsicht steht das ursprüngliche Beckersche Werk heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der außerordentlich factischen, ansprechenden und fesselnden Darstellung, welche die gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden vor dem Leser aufrollt und dasselbe zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes, zu einem Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung gemacht hat.

Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Originalwerkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf die Höhe der hentigen Geschichtswissenschaft zu bringen, war die Aufgabe, die der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, Professor Wilhelm Müller, sich gestellt und welche er glänzend gelöst hat.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



3 9015 01908 0145

Jubiläums-Ausgabe
der
Illustrierten Geschichte des Krieges 1870/71.

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

Illustrierte
Geschichte des Krieges
1870/71.
Jubiläums-Ausgabe.

Alle 14 Tage erscheint ein reich illustriertes Heft in
größtem Quart-Format.

Vollständig in 30 Heften zum Preise von je 25 Pfg.

Die 25jährige Gedenkfeier des Feldzugs 1870/71, welche die Erinnerung an die große Zeit aufs neue belebt, veranlaßt uns zur Veranstaltung einer **textlich revidierten**, auch in **illustrativer Hinsicht wesentlich verbesserten Jubiläums-Ausgabe** obiger Kriegsgeschichte. Die frühere, von unsrem Geschäftsvorgänger Hermann Schönlein in Stuttgart verlegte Ausgabe derselben hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch die **Frische und Lebendigkeit der Darstellung** und durch die **große Mannigfaltigkeit** des Gebotenen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, und ebenso soll auch die neue nicht etwa eine trockene Aufzählung geschichtlicher Thatfachen bieten, sondern alle Vorzüge in sich vereinigen, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Wird aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so soll andererseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert werden, so daß unsre Kriegsgeschichte — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet, das gewiß ebenfalls ein allbeliebtes **Haus- und Familienbuch** bilden wird. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpeditionen etc. haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. **1992**

